germ.
1420 th - 1

Sternberg, A.,

Die
Royalisten.

Druck von George Westermann
in Braunschweig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neupreußische

Zeitbilder.

Von

A. v. Sternberg.

I.

Die Royalisten.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.

1849.

200. D.

Die

Royalisten.

Von

A. v. Sternberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Vorwort.

Diese Erzählung, so einfach sie ist — und gerade ihre Einfachheit zeugt für ihren Ursprung — ward aus einer wirklichen Begebenheit unserer Tage geschöpft. Es lag dem Autor daran, ein getreues Bild der Zustände, wie sie eben erlebt worden, zu geben, deshalb hat er den kecken Schritt gethan, ein Thema, das unmittelbar der allernächsten Vergangenheit angehört, zu behandeln. Diese Nähe, wenn sie künstlerisch hindernd ist, bleibt für die Thatsachen, um deren Feststellung es sich hier handelt, vortheilhaft. Der Lärm der Parteien hat

sich noch keineswegs gelegt, allein aus diesem Lärm hervor kann man immer und immer wieder die berichtigende Stimme so deutlich hören, wie man sie vielleicht später nicht mehr hören wird. Es liegt Alles daran, den Gang der Begebenheiten festzustellen, und dies kann man am besten, wenn man unmittelbar das Erlebte niederschreibt. Dies ist hier geschehen. Es macht den Werth der Schilderung aus. Nicht ein Wort von dem, was hier als Thatsache hingestellt ist, wurde ohne die sorgfältigste Prüfung und ohne unmittelbaren Bericht der Augenzeugen niedergeschrieben. Es war dies ein unverbrüchliches Gesetz, das der Autor sich auferlegte. Er selbst steht frei da von jeglicher Beziehung zu den einzelnen Parteien; seine Stellung ist eine völlig isolirte und von keiner Seite her abhängig, es müßte denn sein, daß man ihm das als Parteigrund vorwürfe, daß

er für Preußens Größe und Ruhm — obgleich selbst kein Preuße — mit Wärme eingenommen ist, was er offen bekennt. Allein dies kann nicht den Grund hergeben, sein Urtheil zu verdächtigen, wo dieses sich tadelnd gegen aufgezwungene, moderne Theorieen und Institutionen ausspricht, die nicht Preußen allein, die dem ganzen modernen Europa angehören. Je eifriger und mit je vervielfältigtern Organen eine gewisse Partei sich müht, die Thatsachen zu entstellen, und die bekundeten, ihr mißfälligen Gesinnungen zu verschleiern oder anders auszudeuten, um so mehr kann eine offene, freie, unparteiische, in einem dichterischen Gewande auftretende Darstellung hoffen, mit Theilnahme entgegengenommen zu werden. Es hat übrigens für keine dieser hier auftretenden Gruppen — die ernsten wie die heitern — der Griffel des willkürlich componirenden Zeichners in Bewegung

gesetzt werden dürfen, sondern sie sind — und dies sei für eine spätere „ruhigere" Zeit bemerkt — getreue Abbilder eben lebender Personen und eben waltender Zustände. Vieles ist gemildert, nirgends aber die Farbe stärker aufgetragen, als sie in der Natur sich fand.

Berlin, im September 1848.

1.

Der Obrist Ade.

„Ist der Herr Obrist Ade nicht zu Hause?" fragte eine derbe rauhe Stimme den Hausflur entlang. Die Thür des Putzmacherladens öffnete sich und auf der Schwelle erschien Mademoiselle Rosa Scholz, eine korpulente Vierzigerin mit einem frischen Gesicht und lebhaften Mienenspiel. Sie hielt ein Häubchen von Tüll, mit einer Guirlande von Jasminblüthen garnirt in der Hand, und indem sie eine Stecknadel aus den Lippen nahm, zwischen welchen sie sie eingeklemmt hatte, sagte sie zu dem Manne in Bauerkleidung, der jene Frage gethan: „Mein Freund, der Herr Obrist ist ausgegangen, doch wird er sogleich zurückkommen. Die Stunde hat schon geschlagen wo er einzutreffen pflegt."

„So werde ick warten, Madamken," sagte der Bauer und setzte sich nieder.

„Wollt Ihr einen Mann des Volkes sehen?" sagte die Prinzipalin, sich zu den hinter ihr lauschenden Mädchen wendend; „hier ist einer. Betrachtet ihn mit Ehrfurcht."

„Oh" — rief Betty, eine kleine, stumpfnasige Brünette, mit großen, rothen Händen und einer Warze auf der Unterlippe — „wie wohlthuend ist ein solcher Anblick! Wenn man sich müde gesehen hat an dem leeren, eitlen, prunkenden Glanz einer verderbten Aristokratie."

Die übrigen Mädchen kicherten.

„Was giebt's hier zu lachen?" fragte Fräulein Rosa Scholz. „Fräulein Angelika, worüber spotteten Sie, wenn ich fragen darf?"

„O nichts, gar nichts! Ich meine nur weil Betty Schlampamper" —

Ein neues, unauslöschliches Gelächter.

„Keine Spitznamen, meine Damen, wenn ich bitten darf. Diese Sitte hat in diesen Räumen nie herrschen dürfen. Nun, was ist's mit Betty?"

Keine wollte antworten; die Prinzipalin hatte ihr „violettes" Gesicht gemacht, es war dies ein Ausdruck von Gereiztheit und Strenge, den die erste Ladenmamsell mit diesem Namen zu bezeichnen geruhte, und der von allen Andern im Atelier adoptirt

worden war, als besonders bezeichnend und äußerst spaßhaft. „Nun?" fragte Fräulein Scholz abermals, „werde ich endlich erfahren, weshalb man über die arme Betty spottet?" Betty selbst stand da mit einer Zornröthe im Gesicht, die noch die Farbe ihrer Hände überbot.

„Nun," hob endlich Fräulein Constanze an, eine blasse, kränkliche Person — im ganzen Atelier und sogar in einigen Häusern der nächsten Nachbarschaft als ein äußerst boshaftes Wesen bekannt — „man hat noch gestern einen Brief erhalten, von einem der vertriebenen Lieutenants" —

„Wie!" schrie Rosa Scholz — „von diesen Tyrannendienern, von diesen in Blut und Mord Schwelgenden? von diesen Feinden unsres Volks? Betty, wenn es wahr wäre!" —

„Es ist aber nicht wahr!" — rief die Angeklagte und stampfte mit dem Fuß.

Constanze brachte den Haubenstock hervor, öffnete die kleine Klappe, die in dem Hinterkopfe dieses blassen, geduldigen, ewig lächelnden Gesichts angebracht war, und zog mit einem weithin schallenden, siegreichen Lächeln, ein kleines zusammengefaltetes Zettelchen hervor, dessen erste Zeilen sie ablas: „Schleswig, den 20. Juli —: Mein liebes Stru-

velpeterchen! Wie geht es Dir mein Affe in dem kuriosen Städtchen, wo man so hübsch Barrikaden"—

Betty sprang hinzu und entriß der Spottenden das Papier. Fräulein Scholz wandte sich ab mit dem beleidigten und entrüsteten Ausdruck einer Königin. Die Mädchen lachten wie Kobolde.

„Madamken — ick höre noch Niemand kommen!" hob der Bauer wieder an, der auf den Lärm um ihn her keine Achtung gegeben.

„Theurer Mann des Volkes!" hob Rosa an, „es gebührt Ihnen eine Genugthuung! Sie sind verrathen worden. Fräulein Betty, wenn Sie mich irgend lieb haben und Vertrauen zu meinen Gesinnungen und Grundsätzen hegen, so gehen Sie hin und geben Sie diesem Manne, den Sie durch Ihr Betragen gekränkt haben, diesen halben Groschen. Aber geben Sie das Geld mit jener Grazie, mit jenem je ne sais quoi — womit man, selbst edel, edeln Personen etwas zukommen läßt. Sie verstehen mich. Wir können uns in diesen Zeiten nur dadurch achten, indem wir das Volk achten, oder wie mein Vetter so schön sagt, uns vor der Souveränetät des Volks beugen. Gehen Sie, ehe er aufsteht und fortgeht."

Mit von Thränen und Zorn gerötheten Augen,

und den halben Groschen in zwei großen Kupferstücken in der Hand, näherte sich Betty dem Bauer. Dieser brachte seine haarige Faust aus der Tasche hervor und rief: „He! zehn Schritt vom Leibe! Sie hat ja da ok den verfluchtigen bunten Lappen, Mamsellken!“

„Es sind die deutschen Farben, guter, edler Mann!“ erklärte Rosa.

„Ick bin ein pommerscher Landmann!“ sagte der Bauer drohend — „ein guter Preuße! versteht Sie mich?“

„Oho!“ rief Rosa schleppend — indem sie einen verstohlenen, lächelnden Blick auf ihre Umgebung warf.

„Auch bin ick kein Bettler“ — brummte der Bauer weiter. „Ick hab' Speck und Brod hier im Sack, die bring ick für den Wilm, der hier bei den Vierundzwanzigern steht.“

„Euer Sohn?“

„Ja, mein Bub.“

„Die Soldaten hungern hier nicht“ — sagte die Putzmacherin. „Wir ernähren sie.“

Der Bauer warf einen Blick voll unbeschreiblicher Verachtung auf seine Umgebung. Er brummte etwas in seinen Bart, der wie eine gewaltig harte,

grau und schwarz gemischte Bürste an dem Kinn und den Lippen emporstand, und über die schmalen, welken Lippen spie er herüber auf das reingehaltene Estrich. Endlich sagte er, aber wie zu sich selbst sprechend: „Mein Bub soll keinen Bissen von den Hunden annehmen, die unsern König belogen und überrumpelt, und unsre braven Soldaten hinausgetrieben haben. Keinen Bissen soll er annehmen, so lange in Pommern noch Brod auf unsern Feldern wächst, und Speck an den Rippen unsrer Säue sich ansetzt. Ick komme selbst herüber, und wenn ick nich kann, so ist meine Olle da."

Der Putzmacherin war diese Wendung des Gesprächs eine zu triviale, als daß sie hätte sich entschließen mögen, länger ihre kostbare Zeit diesem Gegenstande zu widmen. Sie gab also nochmals die Versicherung, daß der Obrist bald kommen werde und verschwand hinter die rothseidenen Vorhänge der Glasthür des Ladenzimmers.

Der Bauer saß da, unwillig den Mädchen nachsehend, die er noch in der Stube kichern hörte. In diesem Augenblick hörte man einen schweren, aber noch raschen Tritt die äußere Stiege hinauf tönen, und in die geöffnete Thür trat ein langer, hagerer Mann mit starren, gebräunten Zügen und einem

blendend weißen Bart, der weit über den eingesunkenen Mund sich hinüber wölbte; ebenso hüllten die silberglänzenden, langen Augenbrauen die Augen fast ein, und nur der Schädel hatte zum größeren Theil seinen Haarschmuck verloren. Die wenigen weißen Locken am Hinterhaupte kamen unter einem schwarzsammetnen Käppchen hervor, und lagen auf dem rothen Kragen des abgetragenen, aber sauber gehaltenen Uniform-Oberrocks. Einen Stock hielt die magere Rechte, doch schien der schwanke, nur wenig gebeugte Körper dieser Stütze nicht geradezu sehr bedürftig, wenigstens spielte der Obrist öfters mit dem Stock in der Luft herum, und machte damit Zeichen und gab Winke, die derjenige, der gewohnt war mit diesem seltsamen Manne zu verkehren, wohl verstand. Auch jetzt, als der Obrist außer Dienst (a. D., mit dem gewöhnlichen Berliner Witz Obrist Ade genannt) den Bauer ansichtig wurde, machte er mit dem Stock eine Bewegung nach der Glasthür der Putzmacherin.

„Ja, Herr Obrist — ist zu Hause! sprach so eben mit dem Weibsken,“ sagte der Bauer. Der Obrist zwinkerte mit den Augenbrauen, und wies mit dem Stocke die kleine schmale Treppe hinauf, nach dem Stübchen, das er unter dem Dache be-

wohnte. Der Bauer schritt gehorsam voran, indem er seine weiten Rockschöße zusammenfaßte, damit sie dem ihm dicht auf den Fersen folgenden Obristen nicht auf der Nase tanzten. So gelangten denn Beide in ein ganz kleines enges Stübchen, das nur ein einziges, aber helles Fenster hatte, eine schiefe Decke, vier unregelmäßige Wände, an deren einer das Bett des Obristen, und an der andern ein Schreibpult stand. Unter dem Fenster befand sich ein Tisch mit einer kleinen Hobelbank und einem Drechsler-Apparate, denn der Obrist schnitzte aus Holz und fertigte kleine Drechslerarbeiten. Auf das eine Ende des Tisches war ein blaugewürfeltes Tuch hingebreitet und darauf eine kleine Bunzlauer Caffeekanne hingestellt mit einer schadhaft gewordenen Mundtasse, mit Wappen und Namenzug geschmückt. Auf einem Teller lag ein Stück Commisbrod, und eine halbgerauchte Cigarre in einer Spitze von Horn mit einem kleinen silbernen Kettchen. Es wehte eine frische, kühle Luft in dem Zimmerchen, und der Duft eines Nelkenstocks, mit schönen purpurfarbenen Blüthen, füllte lieblich den kleinen Raum. Der Bauer wollte sich an die Thür hinstellen, in militärischer Haltung, allein der Obrist zog ihn, an einen der großen Zinnknöpfe fassend, an den Tisch am

Fenster, zeigte auf den zweiten Rohrstuhl und sagte: „Da sitzen — aber nicht spucken. Lieb' das nicht; Du weißt das, Adam!“ —

„Ei wo werd' ich!“ rief der Gast unbeschreiblich geehrt und gleichsam Stolz und Freude ausstrahlend in dem breiten, freundlichen, bärtigen Gesichte, indem er sich niederließ. — „Werde doch den Respect vor meinem Herrn Obrist“ —

Der Obrist legte die Elfenbein-Sirene, die als Knopf seines Stockes paradirte, an die Nasenspitze, zwinkerte mit den Augenbrauen, und sagte: „Adam Braun, giebts nichts Neues!“

„Nichts, Herr Obrist — als daß wir nach Berlin kommen werden, wir Pommern und aus Preußen — wenn dieses Satanskegelspielen hier noch weiter so fort geht.“ —

Der Obrist antwortete nicht, sondern blickte auf die Bunzlauer Caffeekanne, und schien zu berechnen, ob ihr Inhalt es wohl vertragen würde, wenn er dem ehemaligen Grenadier im Regiment Colberg die Hälfte eines kleinen Bechers aus Zinn anböte, der oben auf dem Sims stand. Ohne mit diesen Berathungen ganz zu Stande gekommen zu sein, rief er in die Augen des Bauern blickend: „Säufst Du

noch so viel Schnaps? Solltest es bleiben lassen; Caffee ist gesünder."

Der Bauer nickte, und brachte die Kanne hervor, um seinem ehemaligen Befehlshaber einzuschenken.

„Halt!" rief dieser, „das Blut steigt mir so verteufelt nach dem Kopfe seit einiger Zeit. Der Doctor will, daß ich das Caffeetrinken bleiben lasse. Gieß es in Deine Gurgel, Adam, was drin steckt, viel wird's ohnedies nicht sein."

„Aber, Herr Obrist!" —

„Kerl! nicht räsonnirt! vorwärts!"

Und der Bauer trank. Die Sirene setzte sich in Bewegung, und stattete der Nasenspitze ihres Herrn wiederum einen Besuch ab, während die funkelnden Augen unter dem Silberdache gierig den geliebten Trank zwischen den Lippen des Gastes verschwinden sahen. Der Bauer schlürfte den Caffee lediglich aus Disciplin, denn er war nicht hungrig, er hatte als er um die Ecke bog in einem Frühstückkeller, den ein Landsmann hielt, ein tüchtiges Frühstück mit einer ungeheuren Zugabe an gutem, echtem Patriotismus, in Redensarten und Flüchen, eingenommen. Der Obrist aber war hungrig und blieb hungrig noch lange, lange Stunden; denn auch das Commisbrod wollte er nicht anrühren, und gab sich die Miene,

als achtete er dessen gar nicht. Er öffnete ein Schubfach und brachte einige sauber in Papier gewickelte Figürchen heraus, die er auspackte und vor dem Bauer hinstellte.

„Hol's der Guckuck, Herr Obrist! das ist wieder was ganz Perfectes und Exquisites."

„Nicht?" schmunzelte der Obrist.

„Ich will verdammt sein, wenn wir draus nicht mehr als einen blanken Thaler lösen. Das Männken da ist putzig? Wer ist's?"

„Wie, Du kennst ihn nicht, Adam?"

„Ach, Gottsblitz — es ist unser Hochseeliger — schrie der Bauer! Wie er leibt und lebt! Die Uniformmütze, der Ueberrock! Schwere Noth! Was ist das für ein Stück!"

Der Obrist nahm das Püppchen, brachte es an die Lippen, und sagte, ohne daß er sich vor dem Bauer Zwang anthat: „Es ist mein König und Herr — so hab' ich ihn zuletzt noch auf der Terrasse von Sanssouci wandeln sehn. Jetzt ruht er."

„Ja, er ruht!" wiederholte der Bauer.

Beide beschäftigten sich jetzt, die kleinen Holzfigürchen wieder in ihre Hüllen zu bringen, und Adam öffnete ein Schächtelchen, das er zu diesem Zwecke in seinem groben Zwillich-Reisesack mitgebracht, und

ordnete die anvertrauten Schätze. Der Obrist sah scharf hin, daß keiner Figur irgend Leid's geschah, und als alle untergebracht waren, sagte er mit einem Seufzer: „Such mir bald Geld zu bringen, Adam, ich hab's nöthig."

Nie hatte der Obrist dies so geradezu und so offen gesagt, und der Bauer stutzte sehr, als er es hörte. Er sah nachdenklich und forschend seinen frühern Lieutenant an, und wandte erst dann seinen Blick weg, als er bemerkte, daß es Jenem unangenehm war so angestarrt zu werden. „Ich werde mir Mühe geben, Herr Obrist!" sagte er, und stand auf. „Dank auch für den Caffee!"

„War er gut?"

„Perfect!"

„Ich pflege nie schlechten Caffee zu trinken," bemerkte der Obrist und seufzte wieder. „Wo gehst Du nun hin?"

„Zu meinem Wilm, in die Caserne. Haben der Herr Obrist etwas dahin zu bestellen?"

Der Obrist schüttelte den Kopf. „Ich kenne dies Regiment nicht, und habe keine Freunde darunter," sagte er nach einer Pause. „Ich will auch keine Freunde unter ihnen haben — ich will nicht! Seit der Nacht, wo man unser Zeughaus — —" er sprach

nicht weiter: seine Lippen zitterten, seine Augenbrauen kamen in einen gewissen wilden Schwung. Die Sirene kam an die Nasenspitze, aber sie zog sich sogleich wieder zurück, gleichsam erschreckt von dem Tumult, der plötzlich in diesen vibrirenden Muskeln an Stirn und Mund aufleuchtete. Die Sirene, obgleich ein Geschöpf, das schon seit dreißig Jahren, und noch länger zu der intimsten Bekanntschaft des Obristen gehörte, fand in ihrem Elfenbeinbusen doch so wenig Sympathieen mit ihrem Herrn und Gebieter, daß sie in diesen leidenschaftlichen Momenten wo er sie an sich heranzog und sie gleichsam zum Mitgefühl zwang, nur eine sehr klägliche Rolle spielte.

Der Bauer hatte die letzten Worte nicht recht gehört, er stand jetzt an der Thür im Begriff herauszuschreiten, da wandte er sich noch einmal um, und brachte mit verlegenem Lächeln ein Päckchen aus der Rocktasche und schob dies Päckchen unter das Bette.

„Halt! was ist das?" rief der Obrist.

„Meine Olle schickts!" entgegnete der Bauer. „Der Herr Obrist soll's nicht für ungnädig nehmen!" Der Obrist hatte das Päckchen geöffnet und fand ein tüchtiges Stück Pökelfleisch. Er nickte

dem Bauer zu, und dieser entfernte sich. Als er die Thür geschlossen, öffnete der Obrist sie leise wieder, und trat einen Schritt hinaus auf den kleinen Flur, um zu beobachten, ob der Bauer von der Putzmacherin unten nicht angehalten, und ausgeforscht wurde. Es geschah nicht, und er kehrte in seine Stube zurück vor sich hinmurmelnd: „Diese schwarz-roth-goldenen Weiber bekümmern sich um Alles!" Dann zog er an der Klingel, und als unten an der Stiege eine zerlumpte Magd erschien, fragte er mit sehr sanfter Stimme: „Sollte zufällig noch etwas Caffee übrig sein, Catharine? Ich hab' heut etwas mehr Durst, wie gewöhnlich."

„Nicht ein Tropfen! Herr Obrist Ade," tönte die Antwort. „Ich wollt' auch nur sagen, daß ich zu morgen neuen Caffee kaufen muß."

„Es ist gut," sagte der Obrist und schloß die Thür leise. Er setzte sich an die Hobelbank, nachdem er vorher seinen Rock ausgezogen, und eine kleine, schon an vielen Stellen geflickte Jacke von Flanell angezogen hatte. Es dauerte nicht lange, so ließ sich ein leichter, flüchtiger Schritt auf der Treppe hören, und ein leises, wohlbekanntes Klopfen an der Thür.

2.

Vater und Tochter.

Der Besuch seiner Tochter setzte den Obrist in einige Verlegenheit, denn er sah jetzt die Nothwendigkeit, ihr einige Veränderungen seit dem letzten Besuche des jungen Mädchens, das Verschwinden mehrerer Gegenstände, namentlich aus dem Zimmer, zu erklären. Er warf einen Blick auf die Wand, indem ihm ein dunkles Gefühl sagte, daß hier der am auffallendsten dem ersten Blicke sich darbietende Gegenstand befindlich sei. Aber er täuschte sich. Die Freude den Vater wiederzusehen, die Befriedigung in seine geöffneten und ihr entgegengebreiteten Arme eilen zu dürfen, an seiner Brust zu liegen und die liebe Wange, das wolbekannte unrasirte Kinn an ihrer Stirn und ihrer Wange zu fühlen, und dann, aber nur auf einen äußerst flüchtigen Moment, das Herz des alten Mannes in dem harten, hochgewölb-

ten Brustbau pochen zu fühlen, dieses treue Vaterherz, dieses Herz, das während eines langen Lebens nie zu einer ehrlosen oder auch nur schmachvollen Handlung gepocht hatte — alles dieses waren der Tochter köstliche Gaben, süße Genüsse, die ihre Aufmerksamkeit von jedem Dinge um sie her, das nicht mit dem Vater in der engsten Berührung stand, weit ablenkte. Sie hatte, um Geld zu sparen, das sie dem Vater brachte, den Weg von Berlin nach Charlottenburg nicht mit dem Omnibus, sondern zu Fuß gemacht, und nachdem sie rasch versucht, ihre durch den eiligen Gang in Unordnung gerathene Kleidung etwas zu ordnen, war sie nun sogleich, so glühend und freudevoll wie sie war, mit so freudig bewegtem Busen, zu dem Vater hinaufgeeilt, um ihn noch bei seiner „Morgentasse" zu finden.

„Papa!" rief sie, „Du bist heute zeitiger zum Denkmal gegangen wie gewöhnlich, denn sonst könntest Du jetzt mit Deinem Frühstück noch nicht fertig sein."

„Mein Kind, es ist der dritte August heute," sagte der Obrist. „Wie ich kam, standen schon die Kammerlakaien, die Aufseher, die Hofequipagen da. Der Inspector zog mich bei Seite und sagte: heute nicht gut, Herr Obrist. Der sämmtliche Hof ist in

Bewegung. Eine Stunde früher als im vorigen Jahre ist's bestellt. Da ging ich. Wie ich in den obern Baumgang einbog, sah ich den Wagen des — gnädigen Herrn. Er kam allein. Sieh, Louise, so dacht' ich, es ist wohl nöthig, daß der Sohn mit seinem Vater allein sei. Grade jetzt müssen sie sich viel einander zu sagen haben. Gott's Blitz! ich möchte nicht, nachdem geschehen ist was geschehen — die Marmorschwelle überschreiten — ich fürchtete mich — ja ja! Es ist etwas eigenes um einen todten König, dem der lebende Rechenschaft abzulegen kommt. Ich schlich mich zurück und sah noch wie — der gnädige Herr im Eingang in die weitgeöffnete Thür verschwand. Die blauen Lichter der gefärbten Gläser in der Rotunde ließen fahle, bleiche Lichttropfen auf die Schulter und auf das unbedeckte Haupt hinabfallen. So verschwand er, und war drinnen mit dem Todten allein."

Der Greis hatte seine Erzählung geendet und saß nun stumm da. Die Tochter lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

Mit einer Stimme, die eintönig und in dieser Monotonie schauerlich klang, sagte der Alte: „Es kommen die Tage der Freude und des Glanzes und — verschwinden: Eins aber bleibt ewiglich: das

Wort des Herrn in der Brust des armen Erdensohnes!"

„Mein Vater," hob die Tochter an, „wirst Du es mir nicht übel nehmen, wenn ich Deine Aufmerksamkeit auf ganz gewöhnliche Dinge, auf ganz alltägliche irdische Verhältnisse richte?"

„Warum soll ich Dir das übel nehmen, Kind?" fragte er.

Sie erwiederte bewegt: „Du bist seit einiger Zeit in einem seltsamen Schwunge. Deine Ideen und Gedanken sind nicht bei dem, was wir täglich erleben."

„Grade bei dem sind sie! Ich hafte mit Seele und Gewissen an jedem Sandkorne, das in die untre Schaale rinnt. Ihr Andern nehmt aber das was geschieht so leicht hin, als könnte es alle Tage so kommen."

„So will ich denn warten bis Du wieder in Ruhe bist," sagte das schüchterne Mädchen.

Er sah sie an, schüttelte den Kopf, und rief: „Auch ich habe Dir etwas mitzutheilen. Sprich zuerst, ich will wissen, was es sei."

„Nun, der Herr Geheime Finanzrath Laubmann" — hob Louise an — „wünscht, daß ich die Stelle in seinem Hause bald antrete. Der Geburtstag der

Frau Geheimeräthin fällt in die kommende Woche, und da scheint es, daß man meiner bedarf, um bei den Festlichkeiten im Haushalte behülflich zu sein. Ich wollte Dich demnach bitten, daß Du mich wo möglich heute hinführest. Es ist dann abgemacht."

„Es kann geschehen" — erwiederte der Vater nach einigem Sinnen. „Am dritten August pflegte sonst alles, was ich unternahm, gut auszugehen. Gieb mir meinen Rock, wir wollen aufbrechen."

„Nicht so eilig, Vater. Die Dame empfängt erst um zwei Uhr."

„Ah so — sie ist reich, sie ist vornehm — sie empfängt erst um zwei Uhr. Das hätte ich wissen sollen. Als ihr Mann sein Geschäft antrat als Spediteur und kleiner Börsenmäkler wird sie wohl früher aufgestanden sein."

„Wahrscheinlich," bemerkte Louise, „allein das geht uns nichts an. Damals konnte sie uns nichts nutzen, jetzt kann sie's. Und dann, lieber Vater, etwas, was mit dieser Angelegenheit sehr eng zusammenhängt, ich bedarf einer kleinen Summe, um meinen kleinen Kleidervorrath wieder etwas in Stand zu setzen. Du siehst selbst, da ich im Hause der Geheimeräthin als „Gesellschafterin" engagirt bin, so muß ich, wohl oder übel, im Salon eine Art

Figur machen. Die Kenntnisse, die ich besitze und die ich Dir danke, eben so wie mein Französisch- und Englisch-Sprechen, in dem Du mich unterwiesen, ist nicht genug, ich muß auch gekleidet gehen, wie es meinem Stande zukommt."

„Deinem Stande?" wiederholte der Alte finster.

„Nun ja. Wird man nicht immer sagen, ich sei die Tochter des Obristen von Rechow?"

Der Obrist schwieg. Nach einer Pause sagte er: „Mein Kind, wenn Du Geld verlangst, so sollst Du wissen, daß ich keins habe, und auch für meine übrige Lebenszeit keins haben werde."

Sie sah ihn betroffen an; er zeigte mit der Sirene in die Ecke der Kammer, wo ein kleines Schränkchen stand.

„Mein Himmel, wo ist Dein silberner Ehrenbecher, Vater?"

„Du wirst ihn nicht wieder erblicken. Und dort — und Jenes und Dieses — es ist Alles, Alles fort. Ich habe reines Haus, und meine Schuld mit einemmale abgetragen. Aber nun habe ich nichts — für Dich nichts, für mich nichts!" Er neigte sein Haupt tief auf die Brust, als er diese Worte geredet hatte.

Louise saß ganz erstarrt da, endlich raffte sie sich

auf und rief: „So werden wir auf das Quartal Deiner Pension warten müssen.“

„Ich habe keine Pension mehr zu erwarten,“ entgegnete er.

„Um Gotteswillen, Vater, was ist das?“

Er zeigte mit dem Stocke rückwärts auf die Wand, über dem Bette. Dort befand sich ein Bild, über das ein schwarzer Flor gebreitet war. Es war das Bild des Königs.

„Nun?“ rief sie immer ängstlicher und beklommener.

Der Obrist sagte mit einer dumpfen und feierlichen Stimme: „Ich habe ihm sein Gnadengehalt zurückgegeben, seitdem er nicht mehr mein König ist.“ —

„Nicht mehr Dein König, Vater?“

„Nur noch — mein gnädiger Herr. Es war ein furchtbarer Tag, Kind — ein Tag des Entsetzens als ich am neunzehnten März hier in mein kleines Stübchen trat. Ich war in Berlin gewesen, ich hatte ihn den Umzug halten sehen — mit der dreifarbigen Binde um den Arm, ihm zur Seite ein bestrafter Verbrecher, ihn umgebend die rohe Hefe des Volks — man rief ihn zum Kaiser von Deutschland aus, und der Hohn zischte um ihn her

— und das war Preußens König — das war mein König! Da trat ich vor sein Bild, und legte den Trauerflor über. Meine Hand zitterte, mein Herz brach — aber ich that es. Eine Stunde darauf schrieb ich an das Ministerium und stellte den Herren, die jetzt geboten, meine Pension zur Verfügung. Ich war arm, aber ich war — ihm keinen Dank schuldig. Das war Glück, das war Reichthum, das war Segen!"

Der Greis hatte sich erhoben, und beide Arme gen Himmel streckend leuchtete sein Gesicht stolz vor Glanz und Siegesfreude. „Mein Kind!" rief er, „mein Kind! Weißt Du, was es heißt, wenn ein Herz, unbeirrt und unbescholten zu dem zurückkehrt, was sein Gott und sein Hort ist? Mein Herz ist wieder bei seinem alten Könige, bei dem alten Preußen. Und nun — stille! nun kein Wort mehr!"

Er setzte sich wieder und nahm der Tochter Hände, sie stumm in den seinigen haltend. So saßen Vater und Tochter lange beisammen. Endlich stand der Greis auf, und sagte: „Da es so ist, so will ich denn doch noch einen Gang thun. Bleibe hier, Kind, und erwarte mich. Ich komme bald zurück."

3.

Der Pfänderleiher.

Der Obrist hatte einen alten Civiloberock angelegt, einen Hut von unscheinbarem Aeußern aufgesetzt, und glaubte hiermit Alles für sein Incognito gethan zu haben, als er sich in ein entferntes kleines Gäßchen begab, wo Herr Michelson, ein Wucherer, der hauptsächlich mit dem Militär Geschäfte machte, seinen Tabacksladen hatte, in welchem nur zum Schein Waare auslag, der eigentliche Handel, der sich vortrefflich rentirte, wurde in dem kleinen Stübchen abgemacht, das nach dem Hofe zu lag und das durch einen dichtlaubigen Kastanienbaum in eine stete grüne Dämmerung gehüllt war. In dieses Stübchen konnte das Auge des Beobachters manche strahlende Größe verschwinden sehen, die für diesen Moment die äußerlichen Abzeichen vorsichtig abgelegt hatte. Hierher kam der junge Fähnrich wie der alte General,

und alle Besucher dieses Orts hatten es in ihrer Art, daß sie von einer plötzlichen Heiserkeit befallen wurden, und das, was sie Herrn Michelson zu sagen hatten, nur flüsternd hervorbringen konnten. Aus Artigkeit und Rücksicht dämpfte dann Herr Michelson ebenfalls sein Stimmorgan, und so konnte der, der sich in diese Gegend verirrte und im Laden nach Taback fragte, in der That nicht wissen, wenn die Thür zum Cabinet sich öffnete, ob der Baum vor dem Fenster, oder ob menschliche Stimmen drin flüsterten.

Hier in dieses Heiligthum trat nun der Obrist ein und nahm einen abgegriffenen alten Lederstuhl in Besitz, der zur Seite eines kleinen defecten Pults von Nußbaumholz stand. Herr Michelson stand vor ihm und präsentirte ihm eine Prise Taback.

„Hm, ein kleines Geschäft" —

„Ei — Herr Obrist" —

„Was Obrist! Sie sollen mich nicht kennen! Niemand kennt mich!"

Der Wucherer schmunzelte und dachte bei sich selbst: „Jedermann kennt Dich, alter Bursche. Giebts denn solcher weißer Augenbrauen noch ein zweites Exemplar hier am Ort, ja, sogar in Berlin? Trägt noch Jemand anders einen Stock mit einer Sirene von Elfenbein?"

Der Obrist brachte ein Säckchen aus der Tasche. Um es kurz zu machen rief er in fast polterndem und zänkischem Tone: „Hier sind einige Kleinigkeiten von Werth.“ —

Der Wucherer nahm einen Ring, ein Medaillon und einen silbernen Schlüsselhaken in die Hand. Mit einer Miene zutraulicher Höflichkeit sagte er: „Kleinigkeiten? — ja — von Werth? Muß sehr bedauern: nein!“

„Schurke!“ murmelte der Obrist.

„Was belieben zu sagen?“ fragte Herr Michelson ungemein freundlich.

Der Obrist zeigte mit der Sirene auf das Medaillon: „Da sind echte Steine“ —

„Sagen Sie lieber, da w a r e n echte Steine,“ sagte der Händler. „Von den Diamanten, die einst diesen Rahmen schmückten, ist nur ein einziger, ganz kleiner, übriggeblieben. Er ist so klein — so klein — so unbeschreiblich klein — so unsäglich klein“ —

„Wie Deine Ehrlichkeit.“

„Was belieben zu sagen?“

„Daß Sie ein Zauberer und Plauderer sind,“ polterte der Obrist. „Geben Sie so viel oder so wenig als Ihnen gut dünkt, aber geben Sie's gleich, ich habe nicht Zeit lange zu feilschen.“

„Nun, ich werde mit einem Louisdor aufwarten.“

„Tausend Teufel! wenigstens zehn.“

Herrn Michelson's kleiner Kopf mit der spitzigen rothen Nase verschwand in dem hochstehenden Kragen seines caffeebraunen Oberrocks, dann kam aber dieser Kopf wieder hervor, und in einem ärgerlichen Tone sagte er: „Ich pflege immer zu meinen geehrten Herren Geschäftskunden zu sagen: wir verstehen uns nicht. So verstehen wir uns auch nicht, Herr Obrist. Wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schlechte Zeiten haben, seit den Märztagen erbärmliche Zeiten, Zeiten, wie sie noch nie da gewesen sind, wo jeder Tag zum Mühlstein wird, der sich einem ehrlichen Manne an den Hals hängt, und ihn in die Tiefe des Bankerotts zieht; wenn ich Ihnen sage, daß an unserer Calamität einzig und allein gewisse Leute Schuld sind — ich wiederhole gewisse Leute“ —

Der Obrist hatte den winzig kleinen Diamanten betrachtet und legte das Medaillon jetzt wieder auf den Tisch. Er erhob sich aus dem Lederstuhl und rief: „Das gehört nicht zum Geschäft. Ich will nichts hören, schweigen Sie, wenn ich bitten darf.“

„Aber es gehört wohl zum Geschäft,“ kreischte in heisern Tönen der Wucherer. „Ich würde Ihnen die zehn Louisdor geben, Herr Obrist, mit Freuden

geben, Sie würden mir ein Zettelchen ausstellen und wir schieden als Freunde, allein ich kann es nicht; ich bin ein ruinirter Mann. Handel und Wandel sind gelähmt und wissen Sie warum? Weil Ihr König uns verlassen hat in der Stunde der Gefahr — weil" —

„Herr!" donnerte hier der Obrist mit einer Löwenstimme wie sie nie in diesem Cabinet gehört worden war; „wie unterstehen Sie sich den Namen meines Königs in Ihren ungewaschenen Mund zu nehmen! Teufel! der König ist der König, und Sie — sind zum Galgen reif, wohin ich Sie auch mit Gottes Hülfe befördern will!"

Mit diesen Worten scharrte der Obrist die drei Kostbarkeiten vom Tische zusammen, riß die Ladenthür auf, um sich auf die trotzigste und wildeste Weise zu entfernen, die er anzunehmen im Stande war. Der Krämer hatte sich verblüfft in eine Ecke zurückgezogen und wagte nicht in den Bereich des geschwungenen Stockes zu kommen. Der kleine triefäugige Ladendiener draußen hatte alles gehört, und Herr Michelson entschloß sich schnell die Sache wieder ins rechte Gleis zu bringen. Der Obrist durfte in dieser Laune den Laden nicht verlassen, es konnte dem Geschäft Schaden zufügen. Die Ersparnisse,

die die Minister für nöthig erklärten, brachten zuwege, daß den höhern Militärchargen, so wie den Pensionirten ihre Gehalte und ihre Pensionen bedeutend verkürzt wurden. Herr Michelson sah also voraus, daß, fühlten diese Herren früher, wo sie noch gut bedacht waren, das Bedürfniß mit ihm Geschäfte abzuschließen, so würden sie nothwendig dies Bedürfniß in ihrem jetzigen Verhältniß noch lebhafter empfinden, und er wollte nicht, daß durch die bösen Schilderungen des alten, überall bekannten Obrist Abe seine Kundschaft litte. Er gab daher, mit Rücksicht auf den triefäugigen Ladendiener den lauten Aeußerungen des Obrist den Charakter eines Scherzes, und ehe der Zürnende noch die Thür nach der Straße erreicht hatte, war er ihm hinterher und rief lachend: „O so muß man sich denn immer und immer den gestrengen Herren fügen! Wir wollen dem Scherz ein Ende machen, Herr Obrist, treten Sie wieder herein, wir wollen das Geschäft abschließen. Ei ei, das ist zum Todtlachen, wie spaßhaft diese Herren sein können. Friedrich! stehen Sie nicht da und mausen mir die Fliegen vom Fenster! Haben Sie nichts zu thun, träger junger Mensch? Blicken Sie auf das Oelfaß dort im Winkel."

Der kranke, bleiche Knabe stürzte sich mit einer

wahren Wuth auf das alte Oelfaß, riß den Deckel ab und starrte in die schwarze, schmierige Masse, als sei es der wundervollste, klarste Brunnen, und als sei ihm nichts wonnevoller als in diese Tiefe zu blicken. Unterdessen zog Herr Michelson den Obrist in das Cabinet zurück, und hier zählte er ihm, nach langem Hin- und Herstreiten fünf Louisdor auf den Tisch, mit denen der Obrist sich zufrieden erklärte, und die Pfänder und zugleich ein Papier zurückließ, in welchem er nach Ablauf eines Vierteljahrs sieben Louisdor zurückzuzahlen versprach. Herr Michelson verschloß die Sachen in das verschwiegene kleine wurmstichige Pult von Nußbaumholz und setzte sich zu seinen Contobüchern nieder, in deren Spalten er eine mystische Rechnung führte. Er strich seufzend den Namen eines Fähnrichs aus, der seinen Eltern entlaufen und nach Amerika gegangen war, und machte ein Kreuz vor dem Namen eines Ulanen-Lieutenants, der auf den Barrikaden den Tod gefunden.

Der Obrist verfolgte seinen Weg mit einiger Eile. Zwei Officiere des zweiten Garderegiments erkannten ihn und grüßten ihn ehrerbietig. „Ein seltsamer Kauz, das!" sagte der Major zum ältesten Lieutenant, indem er mit dem Daumen rückwärts

auf den Enteilenden zeigte, „wollen Sie mir glauben, daß er auf seine Pension verzichtet hat?"

„Was Sie sagen, Herr Major! Weshalb?"

„Einzig darum, weil die Sachen nicht so gegangen sind, wie er meint daß sie hätten gehen sollen."

„Hm!"

„Ist übrigens ein Ehrenmann. War früher beim Regiment Colberg und hat die Campagne von 1812 bis 1815 mitgemacht. Aeußerst tapfer. Für seinen Hauptmann hatte er gutgesagt; der starb, und nun zahlt der Alte noch an den Schulden. Man sagt die Gläubiger verlieren keinen Pfennig, und die Witwe braucht ihre Pension nicht anzurühren; den Kindern wird nichts entzogen. Er zahlt. Und wovon? Er hat selbst nichts als seinen Gnadengehalt und hat dabei eine Tochter, die er anständig erzieht."

„Hm!"

„Ein Ehrenmann das! Aber glauben Sie, daß er zu bewegen war, in unsre Ressource zu kommen, als wir noch in Berlin standen?"

„Was Sie sagen, Herr Major! Weshalb nicht?"

„Weil er einmal gehört haben wollte — ich sage, gehört haben wollte, denn wir Andern wissen nichts davon, daß man sich nicht ganz ehrerbietig über

Se. Maj. den König geäußert haben solle. Es war zu der Zeit als die Armee die Waffenröcke, die Helme und das mittelalterliche Wesen annahm."

„Hm! der Mann sollte mit uns den 19. März ausgerückt sein!"

„Still, ich bitte: da kommt der Unteroffizier mit dem Rapport. — Herr Lieutenant, ich habe die Ehre Sie heute im Casino" —

„Werde nicht verfehlen, Herr Major."

Beide Offiziere trennten sich unter militärischen Grüßen.

4.

Die Fahrt im Omnibus.

Der Obrist hatte das Geld in ein kleines ledernes Täschchen gebracht, hatte seinen Militärrock angelegt, eine neue, sorgsam geschonte Halsbinde umgethan, ziemlich vergelbte weiße Handschuhe hervorgesucht und stand nun da und gab seiner Tochter den Arm, um sie hinunterzuführen. Mitten auf der Stiege hielt er inne und sagte zu seiner Begleiterin: „Das Vorzimmer ist nicht rein! Wir wollen warten, bis die schwarz-roth-goldenen Weiber fortgehen."

Fräulein Rosa Scholz stand in ihrer Thür, wieder ein Häubchen in den Händen drehend, und wieder rückwärts zu den jungen Damen im Atelier sprechend. Sie hatte eine Dame zu dem Obristen hinaufgehen sehen, allein nur das Ende des roth und grau gestreiften Umschlagetuches dieser Dame erspähen können. Sie war begierig zu erfahren, wer

diese Dame sei und was sie beim Obrist wolle. Eine der jungen Arbeiterinnen im Atelier hatte die fremde Dame um die Ecke biegen sehen, und beschrieb sie als ein Wunder von Schönheit, eine andere meinte dagegen, daß sie eine etwas geröthete Nasenspitze gehabt habe.

„Gleichviel," sagte Fräulein Rosa, „mit weißer oder mit gerötheter Nasenspitze, so ist dieser Besuch doch immer sehr unpassend in seinem Alter, und in einem Hause, wo so viele unverheirathete junge Damen wohnen."

„Unerhört!" rief Fräulein Betty. „Aber man sieht, wie unverbesserlich diese Aristokraten sind."

„Still!" gebot die Prinzipalin; „ich höre sie die Treppe herunterkommen. Fräulein Angelica, bringen Sie mir doch gefälligst einen Stuhl heraus, ich will mich vor die Thür setzen. Der unmoralische alte Thor und seine Beute sollen gezwungen sein, dicht an mir vorüberzugehen."

Der Stuhl wurde gebracht, und Fräulein Rosa setzte sich in ihrer ganzen Breite, und indem sie ihr hellblaues Linonkleid noch weit von einander breitete, vor die schmale Eingangsthür hin.

Der Obrist blieb stehen. Er wollte das Zuschlagen der Glasthür vernehmen, ehe er weiter schritt.

Aber die Thür schloß sich nicht. Es wurde still auf dem Flur. Der Obrist flüsterte seiner Tochter zu: „Die Satansbrut; nun sitzt sie und lauscht.“

„Aber Vater,“ hob Louise an; „haben wir denn diese Dame zu fürchten?“

„Alles, alles ist von diesen desperaten Weibsstücken zu fürchten, die sich heutzutage mit der Politik beschäftigen. Sie werden Hyänen, sie werden Tigerkatzen, Wehrwölfe — doch laß uns gehen. Sie sitzt und lauert! Da kenn' ich sie, da ist sie nicht fortzubringen. Wir wollen säuberlich mit ihr verfahren, denn ich werde ihr diese Quartalmiethe schuldig bleiben. Der Apfel ist sauer.“ —

Mit diesen kaum hörbar hingemurmelten Worten erschien der Obrist mit seiner Tochter auf der letzten Stufe seiner engen und schon baufälligen Treppe. „Ha, ha,“ rief er lachend, „da sitzt unser kleines niedliches Dämchen an der Hausthür! Ich grüße Sie, Fräulein Scholz.“

„Ihre Dienerin!“ entgegnete die Putzmacherin, indem sie mit einer kleinen schnippischen Bewegung des Kopfes nickte. Ihre Blicke stahlen sich an die Gestalt des jungen Mädchens heran, das blühend und lächelnd an dem Arme des Greises hing.

Der Obrist schritt auf die Thür zu.

Die Putzmacherin that bei sich das Gelübde, daß er nur über ihre Leiche hinausgelangen sollte. Sie mußte erfahren, wer der Gast war. „So früh schon hinaus, Herr Obrist?“ sagte sie mit einem anmuthigen Lächeln, indem sie eine Rosenknospe an das Häubchen befestigte.

„Ich will nach Berlin!“ antwortete der Obrist dumpf. Die Sirene fing schon ihre Bewegungen an. Die Putzmacherin sah es und lächelte. „Nur über meine Leiche!“ wiederholte sie.

„Nach Berlin? Ei. Das ist auffallend. Es ist schon lange, daß Sie nicht dort gewesen sind?“

Der Obrist wollte fort. Der Stuhl blieb unbeweglich.

„Und wie ich sehe, reisen Sie nicht allein; in artiger Begleitung —“

„In sehr artiger.“

„Man sieht's.“ Sie machte eine Verbeugung, die Louise erwiederte. Die Sirene machte eine schnelle Wendung von Nord nach Süd-Süd-West. Das war die Gegend, von wo der Sturm kam. Fräulein Rosa sah es und lächelte. „Wenn das Quartal nicht wäre!“ brummte der Obrist.

„Sie werden Berlin verändert finden! Die Sitten viel reiner.“

„Donnerwetter, Madame! Waren sie denn früher unrein?“

„Sehr unrein! o, kein Zweifel,“ sagte mit ihrer stachelichsten Stimme die Prinzipalin. „Es war nichts Ungewöhnliches, daß ganz alte Herren noch auf ihren Zimmern Besuche von sehr jungen Damen bekamen, deren Namen selbst die Hauswirthinnen nie erfuhren. Das wird jetzt, Gottlob, anders werden. Das Volk herrscht, das Volk ist sittlich durch und durch! — Wir schaffen den Adel ab.“ —

„Madame, ich will zur Thür hinaus! Bringen Sie Ihre Peripherie etwas bei Seite!“ Die Sirene berührte mit ihrem netten, starren Busen von Elfenbein den großen, weiten, warmblutigen der Prinzipalin. Diese sprang auf, trat zornglühend bei Seite und rief, indem sie eine tiefe Verbeugung machte: „O ja doch, mein Herr, sehr gern. Eine Frau von meinen Ansichten macht einem Herrn von Ihren Ansichten sehr gerne Platz. Ich wüßte nichts Angenehmeres, als gewissen Leuten, mit denen edle Seelen auf ewig in einen Bruch gerathen sind, aus dem Wege zu gehen.“

Der Obrist schritt zur Thür hinaus. Das sämmtliche Personal des Ateliers hatte sich auf dem Vorplatz versammelt und sah den Abgehenden nach.

Fräulein Adele machte die Bemerkurg, daß „die Person“ sehr auffällig ein Kleid zusammengesetzt aus den preußischen Farben trüge, und daß keine Spur der „Farben der Bewegung“ bei ihr zu entdecken. Dergleichen dürfe man nicht dulden.

„Sie soll auch nicht wieder in mein Haus, verlassen Sie sich darauf, meine Liebe,“ sagte die noch immer rothglühende Prinzipalin. „In dergleichen verstehe ich keinen Scherz. Ich habe Nachsicht geübt, diesmal, und zwar aus dem Grunde, weil der Obrist ein langjähriger Miether ist, und man in so unruhigen Zeiten einen militärischen Hausgenossen nicht aufgeben darf, allein im Miethcontract steht kein Wort davon, daß es ihm gestattet ist, mir gewisse Geschöpfe in das Haus zu bringen.“

Fräulein Constanze fand den Ausdruck „gewisse Geschöpfe“ ungemein bezeichnend.

„Und überdies,“ sagte die Prinzipalin, „man gewöhnt sich an Gesichter, die man einmal täglich zu erblicken gezwungen ist. Ich lag in Windeln, als der Obrist schon hier einzog.“ Dieser Ausdruck war nicht buchstäblich zu nehmen. Die Windeln, in denen Fräulein Rosa Scholz lag, waren ein schwarzsammetnes Mieder, eine Schürze von rosafarbenem Taffet, und ein Rock von Seide. Sie war bereits

fünfundzwanzig Jahr alt, als der Obrist einzog, und funfzehn Jahr wohnte er bereits hier. Diese Rechnung wurde von Fräulein Adele im Geheim angestellt und mit einem eben so geheimen, mitleidigen Lächeln auf die Prinzipalin geschlossen.

Da der Obrist nicht weiter zu erblicken und über seine Begleiterin kein Aufschluß zu erlangen war, so begab sich die Gesellschaft der „Damen der Nadel" wieder in das Zimmer zurück.

„Warum sagtest Du nicht, Vater, daß ich Deine Tochter sei?" fragte Louise.

„Mein Kind," entgegnete der Greis „ich habe den Grundsatz, von dem, was mir lieb ist, so wenig als möglich vor den Leuten zu sprechen. Und nun vollends vor diesen schwarz-roth-goldenen Närrinnen! Sieh da, der Omnibus, wie gerufen! — He! guter Freund, wir wollen einsteigen!"

Der Omnibus hielt, und Vater und Tochter stiegen ein.

Der Wagen war ziemlich angefüllt. Fünf junge Leute in bunten Mützen, mit langem flatterndem, ungeordnetem Haar, offenem Hemdkragen, und in kurzen Röcken, über denen tricolore Bänder prunkten, saßen auf der einen Bank, ihnen gegenüber hatte ein kleiner Herr, in einem grauen Hut und einem grü-

nen Frack mit blanken Stahlknöpfen Platz genommen. Dieser Herr sprach nicht, und schnupfte viel Taback, indem er unter seinem breitkrämpigen Hut hervor seine Reisegesellschaft scharf beobachtete. Der Obrist und seine Tochter setzten sich neben diesen Herrn. Zwei von den Studenten rauchten, obgleich dies im Omnibus verboten war, allein sie kümmerten sich wenig um die Mahnungen des Portiers und des Conducteurs. Der Obrist sagte zu seiner Tochter: „Ich weiß nicht, liebes Kind, ob Du den Tabacksgeruch vertragen kannst? Wenn dies nicht der Fall ist, so sage es, diese Herren werden dann so viel Rücksicht für eine Dame haben und ihre Cigarren wegthun.“ Diese Worte, in einem höflichen Tone gesprochen, machten die Wirkung, daß die zwei Raucher sich gegenseitig lächelnd ansahen und nur noch stärkere Wolken vor sich hinbliesen. Louise mußte sich wegwenden, um freie Luft zu athmen. „Ah,“ sagte der Obrist, „als ich jung war, genügte das leiseste Zeichen der Mißbilligung, von einer Frau gegeben, einem jungen Manne von Erziehung, sein Betragen vollkommen zu ändern. Es gab keinen Fall, wo man das schwächere Geschlecht absichtlich durch Rohheit demüthigte.“ Er hatte diese Worte geendet und gab ein Zeichen, den Wagen halten zu

lassen. „Herr Conducteur,“ rief er, „ich habe das Recht, darauf zu bestehen, daß der Wagen nicht weiter fährt, ehe der Ordnung Genüge geschieht. Entweder diese Herren verlassen den Wagen, oder sie stellen ihr Rauchen ein.“ Die feste, gebietende Stimme des Mannes, dem man anmerkte, daß er gewohnt war, Gehorsam zu finden, weil er ihn nie anders forderte, als wo er ihn zu fordern berechtigt war, bewirkte, daß die Cigarren verschwanden. „Ich danke Ihnen, meine Herren,“ sagte der Obrist freundlich. Bald darauf gab der Portier das Zeichen und ein junges Mädchen in ärmlicher Kleidung und von schüchterner Haltung näherte sich dem Wagen. Sie hatte auf der Landstraße gewartet, vielleicht hatte sie dort von Jemand Liebes Abschied genommen, denn sie war sichtlich bewegt und an ihrer rosigen Wange hafteten noch Thränen. Die übelgelaunten Studenten vergaßen die eben erlittene Niederlage und bewillkommneten den neuen Gast mit einem kecken Zuruf: „Hierher! hierher! in unsere Mitte, Kleine! Wir haben Dich schon lange erwartet — wo bist Du geblieben? Aha! vom Liebsten Abschied genommen? Nicht wahr?“ — Das Mädchen sah verwundert und scheu die Fragenden an, dann warf sie einen Blick auf die andere Seite des Wagens, und

dort den Obristen erblickend, schien sie zweifelhaft, ob sie den Platz an Louisens Seite einnehmen dürfe. Der Obrist winkte ihr, und Louise nahm das dürftig gekleidete Mädchen freundlich auf. Die Musensöhne verabredeten sich durch Zeichen, ihre Angriffe auf den neuen Gast lebhaft fortzusetzen, wenn auch nur, um ihrem Beschützer einen Streich zu spielen. Dieser jedoch blieb sehr ruhig. Das stille, ärmliche Mädchen hatte seinen Beifall, und er wußte den Schutz, den er ihr gewährte, eben so kräftig durchzusetzen, als er früher der Ungebühr hatte Schranken zu setzen verstanden. „Mein Kind," fragte der Obrist das Mädchen, „fährst Du oft mit dem Omnibus?" — „Dazu würde das Geld nicht reichen," entgegnete eine sanfte, liebliche Stimme. „Ich mache den Weg zu Fuß und meine Mutter begleitet mich. Sie hat sich jedoch seit einigen Tagen den Fuß beschädigt, und so hat sie mich diesmal den Wagen benutzen lassen." — „Dein Vater wohnt in Berlin?" — „Er arbeitet dort in einer Schreinerwerkstatt; aber es geht ihm kümmerlich. Die Mutter hat sich nach Charlottenburg verdungen als Wirthschafterin. Mich sendet sie mit dem Ueberschuß unseres spärlichen Verdienstes, um dem Vater einen frohen Sonntag zu bereiten." — „Ich denke,

wenn er Dich sähe, so hätte er diesen frohen Sonntag schon?" — Das Mädchen verstand nicht recht, was der Obrist meinte, aber es sah, daß es gut gemeint war; des alten Mannes Augen waren so treu und ehrlich. — „Hat Dein Vater gedient?" — „Freilich, mein Herr. Jeder Preuße muß ja seinem König und dem Vaterlande dienen. Mein Vater war bei den Ohlauschen Husaren. O, meine Mutter bewahrt noch sein Bild in der braunen Uniform!" — Hier stockte das Mädchen plötzlich, wurde roth und warf einen seltsamen Blick auf den Mann im grünen Frack. Dieser trommelte unbefangen an der Fensterscheibe. Der Obrist bemerkte es — in diesem Augenblicke hielt der Wagen; die Studenten stiegen im Thiergarten aus. Sie verließen den Wagen, indem sie dem Mädchen auf den Fuß traten und dem Obristen einen höhnenden Blick zuwarfen. „Auf Wiedersehen! alter Kamaschenheld!" brummte ein Blondkopf, „mit Deiner verrosteten Klinge wollen wir schon fertig werden, wir haben ganz andere, blanke, zerbrechen gemacht." Im Gelächter, das außerhalb des Wagens die Commilitonen laut werden ließen, flüsterte der Herr mit dem grünen Frack ein paar Abschiedsworte und wollte mit entschlüpfen. Das

Mädchen ergriff mit einem raschen Entschluß die Frackschöße des schon aus dem Wagen sich Entfernenden. „Herr! Sie haben gestohlen!“ schrie sie mit einer wilden Stimme! „Sie dürfen nicht fort!“ — „Was thust Du, Kind?“ rief der Obrist entsetzt. Die Studenten blieben um den Wagen geschaart. Der grüne Herr suchte sich vergebens von der Haft frei zu machen; auch draußen stellte man sich auf, um ihn nicht durchzulassen.

„Empörend!“ rief der kleine Mann, und zwängte beide Arme an den Leib. „Man insultirt hier rechtschaffene Leute! Herr Conducteur, ich rufe Sie zum Schutz an!“

Es entstand ein Auflauf um den Wagen. Der Grüne machte immer neue Versuche, die Menge zu durchbrechen und das Freie zu gewinnen.

„Gestohlen haben Sie! Gestohlen! Dem Herrn Militär haben Sie Etwas aus der Tasche gezogen! — Ich sah es,“ rief das Mädchen fast athemlos vor Aufregung und Zorn.

Der Obrist fuhr in die Tasche — der kleine Lederbeutel mit den Louisdor war fort. Jetzt ergriff auch er den Arm des Grünen. Das Geschrei um den Wagen wurde stärker. Ein Diener der Polizei

erschien. In diesem Augenblicke fiel zu den Füßen des Mädchens der Beutel nieder. „Ha!“ rief der Grüne, „sie hat das Geld selbst gestohlen — da hat sie’s eben von sich geworfen. Ich bin unschuldig.“ Allein es half ihm nichts. Die Umstehenden hatten ihn den Beutel werfen gesehen. Er wurde festgenommen und abgeführt.

Louise umfing ihren Vater und bat ihn, den Mann befreien zu lassen.

„I, Kind, wo werd’ ich das!“ entgegnete er sehr ernsthaft. „Die Putzmacherin hat uns gesagt, es gäbe jetzt nach der glorreichen Revolution keine Verbrecher mehr; es kann nicht schaden, daß man merke, daß es schlimmer geworden ist wie früher, auch in dieser Beziehung. Ich bin noch nie so frech bestohlen worden.“

Dem armen Mädchen dankte der Obrist. „Laßt’s gut sein,“ entgegnete diese. „Ich muß Ihnen danken, daß Sie mir Schutz gewährt haben.“

„Wo wohnt Dein Vater?“

Das Mädchen gab genaue Auskunft.

„Ich werde ihn besuchen, wenn ich dazu Zeit finde.“

Sie schieden am Brandenburger Thore. Der Obrist warf einen Blick auf die Wache. Der große

Lederstuhl des frühern Offizierzimmers war hinausgestellt worden, dicht an dem Fußstege, und darauf saß, ihr Jüngstes im Arm, die Frau des wachhabenden Schlächtermeisters, der eben der Magd, die auf den Markt ging, das Geld in die Hand zählte zum Einkauf für den Tag. Dann schritt er, das Gewehr über die Schulter nehmend und mit seinem Nachbar plaudernd, auf seinem Posten auf und ab.

„Eine gemüthliche Wache das!" bemerkte der Obrist zu seiner Tochter. „Ob die liebe Frau da sich wohl irgend genirt, mit ihrem Manne zusammen auf den Posten zu ziehen?"

Louise wollte etwas erwiedern. Der Obrist hob seinen Stock und sagte ernsthaft drohend: „Eine neue Zeit! eine neue Zeit! — Habe Respect! — habe Respect!" —

5.

Die Mission.

Wir gehen in unsrer Erzählung ein halbes Jahr zurück, und versetzen den geneigten Leser in eine Straße von Paris, und zwar in ein unscheinbares Haus, in dessen Stube zu ebener Erde ein junger Mann und ein ältlicher Herr sich eben zusammen befinden. Der Jüngling steht am Fenster, sein Gefährte geht in der Stube auf und ab.

„Jetzt nicht" — sagte der ältere Herr — „jetzt nicht!"

„Und wann denn?" fragte der junge Mann. „Wann endlich? Sie sagen mir, daß ich in Deutschland zu Hause sei, nun denn, warum lassen Sie mich nicht in meine Heimath gehen?"

„Weil Du noch Pflichten hier am Ort hast, Undankbarer!"

Der Jüngling sagte mit einer sanften und trau-

rigen Stimme: „Und ich möchte meinem Vaterlande so gern die Freiheit bringen!„ —

Der ältliche Mann blieb stehen, sah den jungen Mann einen Moment durchdringend an, wollte etwas sagen, schwieg jedoch und setzte seinen Gang wieder fort.

„Sagen Sie mir, mein Vater" — rief Jener jetzt dringend: „warum wollen Sie mich nicht gehen lassen? Ich will Antwort. Was ein Andrer thun kann, kann ich auch. Weshalb senden Sie Molé nach Deutschland, weshalb nicht mich? Diesen schleichenden Molé, der mit der Sprache nie heraus will."

„Eben weil er zu schweigen versteht."

„Aber jetzt ist die Zeit zu sprechen!"

„Noch nicht. Kartätschen müssen vorher gesprochen haben, ehe wir das Wort ergreifen."

„O Gott, ich verstehe Sie nicht. Seit einiger Zeit sprechen Sie so dunkel. Alles was mich umgiebt wird mir ein Räthsel."

„Weil die Zeit immer näher kommt, wo wir handeln sollen."

„Nun gut denn! So handeln wir. Das Evangelium, das wir predigen, ist das schönste, lieblichste, segensreichste der Welt. Wir bringen den Völkern

Frieden, Genuß, Einigkeit, Größe, Tugend. Kann es eine himmlischere Botschaft auf Erden geben?"

„Die himmlischen Botschaften," warf der Aeltere ein, „sind der Erde von jeher die aller unwillkommensten gewesen."

„Was heißt das nun wieder?"

„Das heißt, daß man uns mit Bajonneten empfangen wird, wenn wir Miene machen, unsere Lehre zu verwirklichen."

„Thorheit! Ein Wort, und wir verständigen uns mit der Welt."

„Sprich mal das Wort! dies Wort, das da gebietet den Reichen mit den Armen zu theilen, dieses Wort, das den Gebietenden zuruft, von ihren Thronen und Herrscherstühlen niederzusteigen, dieses Wort, das den Allmächtigen gebietet nicht mehr allmächtig zu sein, und Du wirst sehen wie die Welt es aufnimmt."

„Sie wird uns um Erklärung bitten," —

„Und wir werden sie mit Flintenläufen geben."

„Nimmermehr, mein Vater! Wir werden sie geben mit Gründen der Ueberzeugung, des flammenden Worts, der liebedurchglühten Ueberzeugung."

Der Mann im zugeknöpften schwarzen Ueberrock zuckte die Achseln und schwieg. Er schien es nicht

der Mühe werth zu erachten ein Gespräch fortzusetzen, das in diesem Augenblick zu nichts führte. Er klingelte und ein Diener trat ein. „Herr Molé soll kommen.“

„So werd' ich gehen!“ sagte der Jüngling trotzig. „Ich will mit diesem Menschen, den ich hasse, nicht zusammentreffen.“ „Geh,“ sagte der Aeltere, „und schreibe den Artikel für unser Journal, den ich Dir aufgegeben habe; aber sei sorgsam und fleißig. Du bist seit einiger Zeit flüchtig.“ —

Beschäftigt aus einem Portefeuille Briefpackete hervorzunehmen erwiederte der Obere nur flüchtig den Gruß des Eintretenden, eines Mannes von mittleren Jahren, mit einer düsteren und schweigsamen Physiognomie.

„Herr Molé?“

„Ich bin's.“

„Sie werden reisen müssen; vielleicht noch in dieser Woche — nach Deutschland.“

Der Eingetretene erwiederte nichts.

Der Obere hatte ein besonderes Päckchen Briefe herausgefunden und öffnete es, indem er die Schriften auf den Tisch ausbreitete. Dabei sprach er mehr für sich, als zu seinem Zuhörer. „Wir sind so ziemlich gut versehen. Wir haben Correspondenz

zen, Personalschilderungen, Beschreibungen von Instituten, Ansichten und Pläne, Detailschilderungen und eine Menge — Träume, wie ich sie nenne; deutsche Träume. Nun, man kann Alles brauchen. Hier haben Sie den Packen, mein Herr. Ich schiebe Ihnen ganz Berlin in die Tasche."

„Also nach Berlin?" fragte eintönig der Beauftragte. „Ich hoffte nach Wien gesendet zu werden."

„Dorthin geht Colbert."

„Und wo bleibt Tribouret?"

„O Tribouret, diesen unerschrockenen Braven, den haben wir hier in Paris nöthig. Wir werden hier bald zum Ausbruch kommen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir bald die Bühne betreten."

„Wen finde ich in Berlin?"

„Sie finden Coszinsky dort. Er wird Ihnen berichten, wie weit es in Polen gekommen. Wir arbeiten Hand in Hand. Die Polen hoffen Alles von uns, wir Viel von ihnen. . . Aber Sie müssen Vorsicht üben. Mit Versprechungen können Sie freigebig, mit Geld müssen Sie geizig sein. Es wird gut sein, wenn die ersten Summen von den Polen geliefert werden, bis wir hier unsere Einnahmen halten."

„An wen bin ich in Berlin gewiesen?"

„An die verschiedenartigsten Personen in höchsten wie in niedrigen Stellungen. Auf der Liste stehen die Namen. Die Hauptperson, an die Sie gewiesen sind, ist der Herausgeber eines Journals, Herr Weld. Er wird Ihnen die Andeutungen und Erklärungen geben, deren Sie bedürfen, um sichere Schritte auf dem Ihnen angewiesenen Terrain zu machen."

„Kann ich Niemand mitnehmen?"

„Wen wollen Sie?"

„Charlot."

„Der ist schon dort. Wir haben ihn an die Seite einer einflußreichen Dame postirt. Er ist Träumer, Philosoph von der confusen Sorte, Clairvoyant, Prophet und Poet. Er prophezeit die Geschicke, die wir später ausführen. Ich habe auch bereits von ihm erfreuliche Berichte."

„Ich gehe ungern hin."

„Das weiß ich, das thut aber nichts zur Sache."

„Es ist nichts widerwärtiger, als in Deutschland Politik zu machen. Dieses Volk der Ideologen weiß nicht, um was es sich handelt; ist frech, wo es nicht hingehört, und sentimental zaghaft, wo sie mit den Zähnen die blutige Beute zerfleischen sollten."

„Darum muß man ihnen praktischen Unterricht

und sehr deutlich geben. Man muß sie fanatisiren durch ihre Lieblingsideen. Herr Weld wird Ihnen Näheres sagen und Ihnen von Nutzen sein. Er kennt die schlechte Bevölkerung von Berlin, so wie ich die von Paris kenne. Mit dieser Kenntniß greift man bei Revolutionen nie fehl."

„Kann ich Robert Phare mit mir nehmen?"

„Robert Phare? Warum gerade diesen?"

„Er ist ein Deutscher."

„Aber ein Schwärmer, mit dem ich überdies noch meine besonderen Absichten habe. Doch wenn Sie es lebhaft wünschen — ich könnte ihn mitgeben. Lassen Sie sehen; die Papiere über ihn lauten für meine Pläne besser, als ich zu hoffen Grund hatte. Die Person, auf die es mir ankommt, befindet sich jetzt gerade in Berlin. Gut; nehmen Sie ihn denn mit. Er ist ein Schwätzer, Sie sind stumm; Sie sind ein Mann der That, er ein Mann des Worts; ich kann mir denken, daß Sie wohl zusammen passen und sich gegenseitig bei Ihrer Mission ergänzen. Nur vertrauen Sie ihm nichts an, wo die Klugheit des Kopfes allein entscheidet; mit einem Wort, wo dunkle Wege gegangen werden müssen."

„Ich werde ihn brauchen, wie es mir gefällt."

„Das thun Sie; nur nehmen Sie sich in Acht:

die Unschuld eines Kindes sieht oft verwünscht klar. Ich könnte Ihnen Beispiele aufzählen, wo die herrlichsten Pläne an dem Widerstand eines Menschen scheiterten, den Jedermann lenken zu können glaubte, und der sich nachher von Niemand lenken ließ. Wenn Sie so etwas merkten, müßten Sie ihn schnell bei Seite schaffen. Wenn wir jetzt scheiterten, wären wir wieder auf ein halbes Jahrhundert gelähmt. Darum nirgends Nachsicht oder Rücksicht. Ein Wink und wir müssen plötzlich Alle aus den Coulissen hervortreten. Darauf ist's abgesehn."

Molé verbeugte sich und war entlassen. Der junge Mann, den wir oben Robert Phare genannt haben, trat wieder ein, und der Obere ging ihm mit einer lebhaften Gebehrde entgegen. „Urtheilen Sie, wie groß die Gewalt ist, die Sie auf mich ausüben, mein Theurer, indem ich Ihnen hiermit gestatte nach Deutschland zu reisen."

Der Jüngling dankte in frohen Worten.

„Aber ich werde Sie mit Molé reisen lassen."

„Mit Molé? dann verzichte ich auf die Reise."

„Nicht doch; Sie verzichten nicht — Sie reisen. Entschlagen Sie sich einmal für allemal dieser kindischen Aufwallungen. Molé ist ein Mann, den ich

achte, und dem Sie folglich gehorsamen müssen, wenn ich es verlange. Ich habe ihm eine sehr geringe Macht über Sie gegeben, indeß ist's doch eine Macht. Er ist älter wie Sie, er kennt die Welt und unsere Zwecke. Was er in Sachen unserer Verbrüderung beschließt, darin müssen Sie ihm folgen und ihm Beistand leisten, wenn er es verlangt. In Ihren persönlichen Angelegenheiten sind Sie natürlich völlig frei. Sie empfangen hier einen Brief an einen Mann, der sich Ihrer annehmen wird. Hoffentlich werden Sie aber keines Menschen Hülfe nöthig haben. Wir, die wir aus dem Schooß der Armuth emporgestiegen, wir, die wir dieser Armuth die Schätze der Welt erobern wollen, wir haben früh gelernt für uns selbst nichts zu bedürfen. Erinnern Sie sich was ich Ihnen oft sagte: Wir sind die Jesuiten unserer Kirche. Wie Jene für die Reichen und Gewaltigen in den Kampf gingen, wie sie für Kirche und Staat sich opferten, so wir für Armuth und Proletariat, so wir um Kirche und Staat zu vernichten. Von den Vätern müssen wir lernen, daß kein Mittel zum Zweck zu gelangen uns verwerflich erscheinen darf; von den Vätern müssen wir lernen, daß ein unzerreißbares Zusammenhalten zum Siege führt. Was haben Sie noch zu sagen?"

„Nichts; als Abschied zu nehmen. O Gott! mein Vater, ich sehe Sie vielleicht nie wieder.“

„Möglich. Dann werden Sie jedoch hören, daß ich männlich gestorben bin für unsere Sache.“

„Der Himmel gebe mir auch einen so würdigen Tod.“

„Er gebe Ihnen fürs Erste ein würdiges Leben. Sie haben noch nichts gethan und sprechen schon vom Ausruhen. Das ist echt Deutsch. Gehen Sie — Geschäfte rufen mich. Aus Straßburg erwarte ich von Ihnen den ersten Brief. Leben Sie wohl.“

Robert Phare küßte die Hand des ernsten, strengen Mannes.

6.

Der Künstler.

In einer der Vorstädte des weitläufigen Paris, in einem Viertel, wo man öfters die Mütter ihre in der Gosse umherwatenden, baarfüßigen Kinder mit den Namen „Raphael," „Michel," „Horaze" anrufen hörte, und wo der Blick des Vorübergehenden aus den Fenstern der Mansardenstübchen öfters Paletten zum Trocknen aushängen sah, und wo zu gewissen Zeiten, wenn die große Kunstausstellung in den Sälen des Louvre nahte, man Karren und Tragbahren mit neuvergoldeten Rahmen in allen Formen und Größen anlangen sah, — befand sich die Wohnung eines deutschen Michel Angelo, des Herrn Joseph Gabriel Kriphuber. Er war ein junger Mann von höchstens achtundzwanzig Jahren und eine unbeschreiblich heitere und harmlose Natur. Er pflegte zu behaupten daß seine Bilder so wenig An-

erkennung unter den Parisern fänden, weil es diesem Volke nie gelingen wollte seinen echt deutschen Namen auszusprechen, und er daher für seine ganze Lebens- und Wirkenszeit immer nur „un certain Allemand“ bleiben werde. In Wahrheit war aber nicht sein Name, sondern der geringe Grad seiner Kunst an seinem unfreiwilligen Incognito beim Publikum Schuld, das nie anders als mit Lächeln an den seltsam in allen Farben des Regenbogens schillernden nackten Heiligen- oder Profanfiguren des „certain Allemand“ vorüberging.

Herr Kriphuber saß eben an seiner Staffelei und trällerte ein Liedchen, als Robert Phare eintrat. Joseph Gabriel war ein unbeschreiblich gutmüthiger Junge, der ein Herz für seine Freunde hatte, wie es solcher Herzen wenige giebt; freilich hatte er auch dafür Freunde, wie es deren wenige giebt. Alle waren sie „große Charaktere,“ „herzinnige Jungen,“ „überwältigende Talente,“ „noch nie dagewesene Genie's,“ „Reformatoren,“ „Männer des Jahrhunderts.“ Robert Phare genoß die Ehre in die letztere Rubrik von seinem Freunde eingetragen zu sein und „ein Mann des Jahrhunderts“ genannt zu werden.

„Ach, mein lieber Robert, Sie kommen, wie ich eben mein letztes Stück Kuchen verzehrt habe. Ma-

demoiselle Adeline, meine Wirthin, feiert heute die Zurückkunft ihres alten Geliebten aus Algier. Hahaha! wir haben Alle gehofft daß er nicht wiederkommen werde; aber er ist wiedergekommen. Allein, es wird noch eine Cigarre dasein.“

Während der Künstler in seinem Farbenkasten nach einer Cigarre sucht und diese zwischen der Indigoblase und dem Crapproth findet, wirft Robert einen flüchtigen Blick auf das aufgestellte, fast vollendete Gemälde.

„Sie werden kaum errathen was das sein soll!“ ruft der Künstler.

„Ein junges Weib im Bade,“ antwortet Robert.

„Ja, aber wer ist das junge Weib?“

„Wahrscheinlich eine Susanne,“ sagte Robert in einem ziemlich gleichgültigen Tone. „Ich sehe da auch ein paar alte Männer aus dem Gebüsch lauschen. Indeß ist's auffallend, lieber Gabriel, daß Sie die Susanne so roth gemacht haben; vom Knie abwärts wird sie blau.“

„Sehr natürlich, das ist der Wiederschein des Wassers. Aber bemerken Sie nicht, was sie auf dem Kopfe hat?“

„Eine seltsame Mütze.“

Der Maler sah mit einem triumphirenden Blick

in die Höhe: „Es ist die Freiheitsmütze. Mit einem Worte, meine Susanne ist nicht die gewöhnliche Susanne, obgleich sie das auch nebenbei ist, sondern es ist die Freiheit. Die Idee ist nicht übel. Sie wissen das Allegorisiren ist jetzt Mode. Nie ist ein Ding wirklich das, was es vorstellt. Man malt eine Amme — was ist's? — eine Amme? Nein es ist die Weltgeschichte: das Kind auf ihrem Schooße ist die Freiheit, die sie auffäugt. Gut. Man malt einen Columbus in Ketten, im Kerker. Ist's ein Columbus? Nein — es ist der menschliche Geist, den die Despotie in Ketten legt, während er für diese Despotie Welten erobert hat. Gut. Endlich malt man eine Susanne! Ist's eine Susanne? Nein! Es ist die junge Freiheit, und das alte Europa und das alte Asien, diese beiden verbrauchten Welttheile, diese gichtischen geographischen Greise gucken lüstern hinzu aus den Büschen. Gut — ha! sehr gut."

Robert setzte sich auf den Stuhl und seufzte.

Der glückliche Maler sprach noch lange, dann merkte er daß Niemand ihm zuhörte und schwieg. Robert erhob sein Haupt und fragte mit einer sanften Stimme: „Geht's Ihnen gut, lieber Gabriel? Verkaufen Sie Bilder?"

„Ich verkaufe kein einziges."

„Kommen Sie mit mir nach Deutschland.“

Der junge Maler sprang in die Höh! „Nach Deutschland! In mein Vaterland!“ — Aber schnell setzte er sich wieder und sagte: „Nein, ich muß erst warten bis die vierunddreißig Tyrannen fallen, bis meine Freunde, die Republikaner, dort reines Haus gemacht haben.“

„Das kann vielleicht noch lange dauern.“

„Gleichviel, ich kann warten; ich male unterdessen. Aber in ein geknechtetes Land gehe ich nicht. Nein, und wenn man mir auch alle meine Bilder dort, fünf Schock an der Zahl, abkaufte. Ich gehe nicht. Gabriel Kriphuber geht nicht.“

„Nun so bleiben Sie — ich gehe. Sie wissen ich bin Deutscher von Geburt.“

„Teufel, haben wir nicht oft genug davon gesprochen? Das ist ja der Grund unserer Freundschaft. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.“

Robert drückte die Hand des Malers und rief innig: „Ich weiß das und danke — ach, erlaube daß ich in der Abschiedsstunde „Du“ zu Dir sage.“

„Du! Du!“ rief der Maler und warf sich an Roberts Hals. „Ich hab's lange geheim gewünscht. In Deutschland verbinden wir einen wunderbaren Sinn mit diesem kleinen Worte. Es ist zum Er-

staunen was wir alles hineinlegen. Allein hier versteht man dies nicht, darum hab ich's Ihnen nie anbieten wollen — Dir nie anbieten wollen. Also Du gehst nach Deutschland. Wohin denn?"

„Nach Berlin."

„Von da hat man mir neulich zwei Bilder zurückgeschickt. Aber das sage ich nur beiläufig, denn wenn ich Dir eine Stadt nennen sollte, von wo man mir noch kein Bild zurückgesendet, armer Freund, so müßtest Du hier bleiben. Ich habe von allen Orten Pinsel-Krebse erhalten; von allen Orten. — Ich werde Dir einen Brief von dem „Mann unseres Jahrhunderts" mitgeben, an unseren Georg Herwegh, und dann ein Schreiben von Caspar Schindelschmeisser, einem Maler und Freund von mir, einem „überwältigenden Genie", an Herrn Begasse in Berlin. Er hat Adam und Eva gemalt, wie sie noch ungeboren im Schooße Gottes sich befinden. Die Idee wirkt göttlich-genial. Man weiß nicht wo Einem der Kopf steht, wenn man das Bild sieht. Ingres ist entzückt davon gewesen, und Delaroche schwärmt dafür. Das ist genug gesagt."

„Laß uns auf andere Dinge übergehn. Mein Herz ist schwer. Ich kehre in das Land meiner Väter zurück und bringe ihnen ein theures, ein himm-

lisches Evangelium. Die großen Meister Cabet und Fourier haben ihre Ideen in dieses arme, hinfällige Haupt niedergelegt. Ach, ich bin fast zu schwach wenn ich fühle, welch eine Welt ich trage. Aber die Liebe wird mir Muth geben — die Liebe trägt Welten."

„Man sagt, daß sie das thue," entgegnete der junge Maler trocken. „Wenigstens sagt das Herr Quinault zu Madame Lespinasse, als er ihr gegen Ende des fünften Theils den Entführungsvorschlag macht."

„Ich meine nicht diese Liebe," entgegnete der Jüngling finster. „Nicht die Liebe zu einem Mädchen. Ich habe noch nie geliebt. O nein, Gabriel — es sollte mir leid thun, wenn Du mich nicht verständest; ich meine jene unauslöschliche Liebe, die der Schöpfer unserer Tage in unsere Brust gesenkt hat, als er uns arm, nackt und verlassen in diese Welt voll Uebel setzte. Liebe nur! rief er uns zu, und du wirst dir Schutz erwerben! Liebe nur, und du wirst nicht allein, nicht verlassen sein. Siehst Du, diese Liebe meine ich. Es ist kein Leid so gering, keine Freude so klein, die um uns her vertheilt ist, wir nehmen Theil daran. Keine Macht der Erde kann uns hindern unseren Brüdern anzugehören."

„Wenn es nur nicht so kuriose Käuze unter diesen lieben Brüdern gäbe," bemerkte Gabriel, indem er mit einem heimlichen Vergnügen die Kniee seiner Susanne noch etwas blauer färbte.

„Wenn Du sie nur recht ins Auge fassest, auch der Verwildertste und Niedrigste hat sein Theil Ehrlichkeit und Offenheit. Wenigstens hab ich es immer so gefunden."

„Du bist noch sehr jung," sagte Gabriel altklug.

„Das sagen die Leute immer; aber ich habe ganz alte Männer gekannt, die eben so dachten, so der Pfarrer hier von St. Omer, bei dem ich einige Monate zubrachte."

„Der Dich zum Katholiken machen wollte."

„O nein! Ich habe ihm gleich gesagt, daß ich keine Religion habe, und keine haben wolle."

„Wie nahm er dies auf?"

„Er schüttelte das gute, ehrwürdige Haupt und behauptete lächelnd ich hätte doch Religion, ich wüßte es nur selbst nicht. Wenn das ist, rief ich, so ist's nicht die katholische, nicht die protestantische, nicht die reformirte, überhaupt keine der herrschenden Religionen und Sekten, sondern es ist die Religion der Zukunft. Die Religion, die da lehrt daß wir für dieses Leben nur geschaffen sind, und daß wir in

diesem Leben Alle gleich berechtigt sind zu Glück und Genuß, und daß wir unsern Schöpfer am geeignetsten loben wenn wir selbst recht glücklich sind, und recht viel Glückliche um uns her machen."

„Und was sagte er da?"

„Er lächelte wieder, aber so sanft, so wenig spöttisch, daß ich ihm nichts übel nehmen konnte. Worin besteht das wahre Glück der Sterblichen? fragte er mich."

„Und Du antwortetest?"

„Was meine großen Lehrer mir zu antworten befehlen: Gleiche Vertheilung von Arbeit und Genuß. Wenn ich arbeite und genieße, so bin ich glücklich. Darum sollen die Menschen alle in gleichen Portionen Arbeit und Genuß zuertheilt erhalten. Wer nicht arbeitet, soll nicht genießen! Wem kein Genuß, in keinerlei Weise möglich ist, dem lege man auch keine Arbeit auf. Denn ein arbeitendes Geschöpf ohne Genuß ist ein Sklave, ein genießendes Geschöpf ohne Arbeit ist ein Verbrecher am Eigenthum Andrer."

„Wann werdet Ihr denn Euer großes neues Phalanstère bauen, das dreimal so groß sein wird als der Louvre, und wo alle Handwerke und Künste der Welt drin getrieben werden sollen?"

„Ich weiß es nicht, wir haben kein Geld."

„Teufel — Ihr scheint nie Geld zu haben."

„Wenn das Herz der Reichen nur weniger steinern wäre," seufzte Robert. „Wir schicken Listen umher, aber Niemand unterzeichnet. Allgemein geht die Rede, daß wir gleichsam aus der Mode gekommen sind. Gütiger Himmel, kann ein Welt-Gedanke, eine Gott-Idee, ein Universal-Heilmittel für die kranke Menschheit behandelt werden wie der Schnitt zu einem Kleide? Aber das ist das frivole Paris. In Deutschland wird es ganz anders sein."

„Meinst Du?"

„Die Reichen müssen ihr Geld hergeben — die Fürsten müssen von ihren Thronen steigen! Die Völker müssen die Lehren, die wir ihnen schon seit dreißig Jahren predigen, ausführen. Und es wird geschehn. Ich bin davon so innig überzeugt, wie von meiner eigenen Existenz. Die Welt wird immer vollkommener, die Menschheit veredelt sich immer rascher. Wir haben keine Kriege, kein kanibalisches Morden, keine blutige Parteikämpfe mehr zu fürchten. Alles was jetzt geschieht, wird durch Ueberzeugung und durch Liebe geschehen. Es müssen nur recht fromme, reine Herzen an dem Werke arbeiten."

„Und Du meinst, daß deren in so großem Ueberflusse vorhanden sind?" fragte Gabriel.

„Sie sind unzählig vorhanden!“ rief der Jüngling in Begeisterung. „Wie viel Tugend, Größe und Aufopferung habe ich nicht schon in dem engen Kreise, in dem ich mich bis jetzt bewegt, erfahren. Wie selig werd' ich durch das Anschauen dieser Männer und ihrer Thaten. Könntest Du Dir zum Beispiel noch wenige Jahrhunderte zurück, einen Fourier, einen Cabet denken? Ich sage Dir, nicht möglich! Nur unser großes, schönes, von allen Schlacken gereinigtes Jahrhundert konnte diese Männer hervorbringen, die die Welt auffordern, mit dem Wort der Liebe auffordern, endlich einmal so zu werden, wie sie ursprünglich sein soll, nämlich eine Wohnstätte von lauter glücklichen Wesen, denen Laster, Verbrechen, Schmach und Erniedrigung unbekannte Dinge sind.“

Der Maler legte seinen Pinsel weg, sah seinen Freund aufmerksam an, und rief dann: „Wenn Euer Phalanstère fertig wird, geh' ich vielleicht auch hinein. Unterdessen noch eine Frage, lieber Junge: wovon wirst Du in Deutschland leben?“

„Der Vater Oberer sorgt für mich“ — entgegnete Robert. „Auch denke ich dort durch schriftstellerische Arbeiten mir selbst Einiges zu verdienen. Ich habe Dir noch nicht meinen größten heimlichen

Schatz im Herzen genannt; es ist die Hoffnung meine Eltern dort zu finden."

„Deine Eltern!"

„Denke Dir, Gabriel, ich werde einen Vater haben, dem ich an die Brust sinken kann, dem ich unter Freudenthränen den stolzen Gedanken aussprechen darf, daß ich seiner würdig sein will!"

„Was ist Dein Vater?"

„Das wußte der Vater Oberer selbst nicht;" entgegnete Robert. „Ich vermuthe daß es ein Landpfarrer sein wird. Am liebsten wäre es mir wenn er Bauer wäre, und recht arm. Dann könnte ich die Freude haben ihn zu ernähren."

Das Gespräch der Freunde wurde hier durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen. Gabriel ging hin und führte ein kurzes Gespräch, eine Frauenstimme antwortete. „Was war das?" fragte Robert, als der Maler sich kopfschüttelnd wieder auf seinen hohen Sessel schwang. „Mademoiselle Adeline" — entgegnete dieser. „Sie sagt mir eben, daß ihr Geliebter betrunken sei, und daß ich ihn in einem Miethwagen fortschaffen solle. Das ist eine Wirthschaft! Und immer soll ich bei der Hand sein! Als ich Herrn Pierre fragte, warum er aus Algier zurückgekehrt — was meinst Du wohl, was er mir

antwortete? — Paris habe jetzt sein Gesindel nöthig, denn man werde in Kurzem Großes erleben. Ein toller Bursche, dieser Pierre! Ein Mensch wie ein Eichbaum, roh und unschlächtig wie der Oger in der Fabel, und doch hab' ich ihn mit ganz feinen Leuten im Zwielicht im Jardin des Plantes herumgehen sehen."

Robert stand auf und reichte seine Hand zum Abschied hin. — „Nun leb' wohl! Erinnere Dich meiner, wenn es Dir gut geht. Denke an das kleine Gartenstübchen, wo wir manche Sommernacht zusammensaßen, und ich mit Dir von meinen Plänen für die Zukunft sprach. Wir wollten Beide einst etwas recht Tüchtiges werden, so daß die Welt ihr Staunen und ihre Freude an uns haben sollte. Und dabei flüsterte es im Epheu, und dabei funkelte des Mondes Silberlicht durch das Dunkel, und ich wußte nicht, wo ich mit der Fülle meines Herzens hin sollte. Jetzt gilt's, daß wir erfüllen, was wir dem Geist der Geschichte, der in jedem Jünglingsherzen lebendig ist, zuschworen. Die Zeit kommt, und giebt sich uns hin wie eine Braut einem Knaben. Unser — unser ist die Zeit, Gabriel! Wehe uns, wenn wir dahingingen, und keine Werke folgten uns nach."

Er hielt die Hand des Malers und schüttelte sie kräftig, dann wandte er sich zum Gehen.

„Du sollst von mir hören!“ rief Gabriel, „wenn diese verwünschten Franzosen endlich werden gelernt haben, meinen Namen auszusprechen. Ich werde sie zwingen, so wie die Kanonen vor Toulon Europa zwangen, den schweren Namen Napoleon Bonaparte auszusprechen. Und jedes Kind konnte es nachher auf der Straße.“

7.

Das Haus des Geheimen Finanzraths.

Wir kehren nach Berlin zurück und sehen, wie der Obrist Abe eben die Klingel erfaßt und auf den Ruf derselben ein reichbetreßter Diener erscheint, der den Obrist und seine Tochter meldet. Der Obrist hatte seinen Besuch schon vor ein paar Tagen abgestattet und war jetzt zum Mittagessen eingeladen worden. Er erschien in seinem Militäroberrock ohne Epauletts und sagte gleich beim Eintritt: „Mir altem Manne wird man vergeben, wenn ich nicht in dem mir widrigen Civil-Frack erscheine, und auch nicht dem Zwang des Uniform-Leibrocks mich unterwerfe.“ Worauf der Geheimerath geantwortet hatte: „Einem Krieger von 1812 kommt es zu, uns Gesetze vorzuschreiben, nicht von uns welche zu empfangen.“ Worauf der Obrist gelächelt und nichts

geantwortet hatte. Louise sah sehr blühend und hübsch aus in einem duftigen, schneeweißen Musselinkleide, mit einem blauen Gürtel.

„Obrist von Rechow, Fräulein von Rechow!“ — so ging die Vorstellungsformel im Kreise umher, der schon in einer Ecke des Zimmers um einen Tisch mit einer silbernen Vase versammelt war. Diese Vase war ein Geschenk, das Herr Laubmann einem ehemaligen Associé, der jetzt die Fabrik führte, bestimmt. „Was soll man heutzutage schenken?“ sagte der Geheimerath; „man ist wirklich in Verlegenheit. Immer Pokale? Das sieht so aus, als hätte man nur determinirte Trinker zu seinen Freunden. Einen Ehrensäbel konnte ich ihm nicht geben, da er nie den Säbel geführt und nie eine Flinte losgeschossen hat, also hab' ich ihm eine Blumenvase gegeben. Die Industrie sammelt ja Blumen heutzutage.“

„Und druckt sie gelegentlich auf Kattun,“ sagte leise ein alter Herr zu seiner Nachbarin.

„Aber auch Früchte sammelt die Industrie,“ bemerkte ein Fräulein, in einen rauschenden Seidenstoff gekleidet, „und ich hoffe, Herr Geheimerath, daß Sie ein Paar von diesen Früchten in meinen Schooß werden fallen lassen, als Beitrag für meine Sammlung zur deutschen Flotte.“

„Ha! da sind wir!“ seufzte der ältliche Herr. „Wieder bei der Flotte!“

„Ich werde, meine Gnädigste, ich werde mich pflichtschuldigst betheiligen“ — sagte höflich der Banquier. „Wir wollen nur abwarten, was in Hamburg geschieht.“

„Meine Damen!“ rief die Flottendame — „ich sammle auch alte silberne Stricknadelhalter, abgebrochene Henkel von Theekörben, selbst Fingerhüte verschmähe ich nicht.“

Man lachte, die Dame lachte äußerst graziös mit. Der alte Herr seufzte so laut, daß man sich ziemlich allgemein nach der Ecke am Thürpfeiler umsah, wo er saß.

Der Gesprächsfaden wurde jetzt so dünn, daß er abriß. Zum Glück trat der Diener ein, öffnete die Thüren und ließ die gedeckte Tafel sehen.

„Herr Obrist! darf ich mir Ihren Arm ausbitten?“ sagte die Geheimeräthin, auf den Gerufenen zurauschend. Der Geheime Finanz-Rath schritt seiner Frau voran mit der Witwe eines Ministers, die den Siegelring ihres Mannes als Brosche vor der Brust trug. Diese alte Dame sah nicht mehr gut und hatte schon längst aufgehört zu hören. Sie war ein Eßautomat in einen vergelbten Seidenstoff ge-

hüllt, und mit zwei Büschel Perrückenlocken unter der Haube. Aber der Geheimerath war als junger Mann im Hause der Ministerin ein- und ausgegangen. Er war dankbar, er führte sie jetzt zur Tafel, da die ganze übrige Welt sie vergessen hatte. Er schrie das Wort „Excellenz" so furchtbar laut, als wenn er der Engel des jüngsten Gerichts wäre und durchaus gehört werden müsse. Fräulein Charlotte Laubmann folgte mit einem Offiziere, der in Civilkleidung war; Louise hatte einen nicht ganz jungen Herrn zum Führer, dessen Name ihr zu undeutlich genannt worden, um ihn zu verstehen. Eine Dame von unscheinbarem Ansehen hatte einen eben solchen unscheinbaren Herrn gefunden, und Beide sprachen von dem ersten Löffel Suppe bis zum Aufbruch der Tafel unbeschreiblich angelegentlich von Kindermädchen, unheizbaren Stuben, zugigen Vorsälen und Wollenfußdecken. Der seufzende alte Herr wandelte allein, zum großen Verdruß einer Dame, die sitzen blieb, und die da erwartet hatte, daß er ihr den Arm geben werde. Sie faßte sich ein Herz, und ging auch allein. Als die Gesellschaft schon saß, trat ein junger hübscher Mann in der neuen Bürgerwehr-Uniform ein. Er gab ein zierliches Gewehr dem Diener, machte eine flüchtige Entschul-

digung, halb zu der Mutter, halb zu der Gesellschaft gewendet, und setzte sich neben Louise, nachdem er sich dieser hatte vorstellen lassen, denn am Tage vorher war er auf Wache gewesen, und seine Eltern hatten seine Entschuldigung gemacht. Wir müssen noch nachholen, daß die Flottendame einen Herrn zum Führer erhalten hatte, der einen rothen langen Bart trug und eine Brille vor den Augen. Die Flottendame hatte gehört, daß er ein Schriftsteller sei und ein Blatt herausgebe. Dies genügte, um ihn zum Nachbar zu wählen, denn sie hoffte von ihm, wenn nicht einen Beitrag für die deutsche Flotte, denn er schien nicht über große Summen gebieten zu können, so doch ein Albumsblatt für einen wohlthätigen Zweck, und wenn auch dies nicht, doch eine günstige Recension in seinem Blatte über drei bereits erschienene Albums zu erhalten. Von allen diesen Hoffnungen traf keine ein.

Zu dem politischen Gesprächkampf, der jetzt bald begann, lieferte der Banquier ein kleines Vorpostengefecht, indem er mit huldvollem Lächeln erzählte, wie er sich in die Politik (die sonst gar nicht seine Sache sei — mit einem Ausdruck, als wolle er eigentlich sagen: wenn ich nur wollte, so wäre sie gerade recht meine Sache) gemischt. „Es war damals, als die

Wahlbezirke zusammentraten und meine Straße wählte. Meine Frau hatte die Eitelkeit, mich zum Deputirten gewählt sehen zu wollen. Ich sagte gleich: Mein Kind, es ist verlorene Mühe. Unsere Zustände sind noch nicht reif. Und wer hat Recht? — Haha, es ist komisch — aber in der That — ich! Denn hat sich's nicht jetzt herausgestellt, daß wir wirklich noch nicht reif sind. Ich sagte damals lächelnd zu meiner Frau: Siehst Du? ein blindes Huhn findet auch sein Korn."

„Oh — ah!" rief die Flottendame. „Nicht so gesprochen! Wenn irgend Jemand unsere Zustände zu beurtheilen und richtig zu würdigen weiß, so sind Sie es. Darüber wollen wir nicht streiten."

„Ich hielt auch eine Rede" — sagte der Banquier wieder lächelnd, indem er seinen Teller über die Schulter dem Diener reichte.

„Eine Rede!" rief eine Dame, „zum Besten des constitutionellen Königthums?"

„Halb."

„Zum Besten der Republik?" rief der Herr mit dem röthlichen Bart.

„Halb."

Der Geheime Finanzrath freute sich ungemein über dieses zweifache „Halb." Er lächelte vor sich

hin, als wollte er sagen: „Das ist so recht fein, recht diplomatisch. Nun weiß Keiner, woran er ist. Für einen gescheuten, verdammt schlauen Mann müssen sie mich halten, das ist gewiß, aber zugleich für Einen, dem es — Gott! so gleichgültig ist — so gleichgültig! — was in dieser Welt um mich her vorgeht! — so über alle Maaßen gleichgültig.“ —

Die Ministerwitwe gab etwas zu verstehen, man wußte nicht was.

„Excellenz!“ brüllte der Geheimerath — „ein Gläschen Muskat-Lünel?“ Die alte Dame bekam Muskat-Lünel, behauptete aber fortwährend, ein Glas Madera verlangt zu haben. Da Niemand darauf Acht gab und sie ihre Wünsche lediglich dem Siegelring mit dem Wappen vortrug, trank sie endlich ihren Muskat-Lünel für Madera.

Jetzt begann das politische Gefecht.

Es betraf die „Einigung“ Deutschlands.

„Eine wunderschöne Idee!“ rief die Flottendame.

„Was sind Ihre Gedanken hierüber, Herr Doctor Weld?“ fragte der Geheime Finanzrath.

„O! ich applaudire den Herren in Frankfurt, daß sie es so weit gebracht haben; allein nun ist's an den Völkern, die Arbeit zu vollenden.“

„Sagen Sie an den Fürsten," bemerkte die Flottendame.

Der Doctor sagte halb laut für sich: „Die werden nicht viel gefragt werden."

„Wenn die Völker nun aber nicht wollten?" fuhr der Finanzrath fort; „wenn zum Beispiel Preußen nicht wollte? Wie denn! Herr Agitator?" Dies war ein politischer Schmeichelname, mit dem der Doctor und Journalist sich hie und da necken ließ, das heißt aber nur in sehr bekannten Häusern, und in sehr vertrauter Gesellschaft Gleichgesinnter. Hier kam ihm diese Neckerei, die ihn an einige unangenehme Vorfälle und an den Sturz seiner liebsten Hoffnungen erinnerte, nicht gelegen, und er antwortete in einem düstern Tone: „Ich verstehe Sie nicht. Kann an Preußens Mitwirkung zu zweifeln sein? War es nicht unser König, ich sage mit Stolz, mein König, der zuerst die Ueberzeugung, die alle deutsche Herzen fühlten, aussprach, der da verkündete, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle?"

„In der That," sagte der Banquier, „dies hat er ausgesprochen."

„Aber nicht so gemeint, wie es jetzt gedeutet wird," nahm der junge Offizier das Wort, der die Tochter vom Hause zu Tische geführt.

„So?“ rief der Agitator mit langgezogenem Tone und einem Mienenspiel des Hohn's um die Lippe. „Ist Ihnen hierüber etwas Näheres bekannt?“

„Allerdings!“ entgegnete der Offizier in sehr bestimmtem Tone, „ist mir bekannt, daß Preußens König zu den Charlatanerieen der Frankfurter Versammlung, die zu einem Drittel aus gutmeinenden aber kenntnißlosen Patrioten, zu Zweidrittel aber aus geheimen Republikanern und böswilligen, gegen Preußen intriguirenden Feinden aller Einheit zusammengesetzt ist — nicht Ja und Amen sagen wird. Dies ist mir bekannt.“

„Ah“ — sagte der Banquier — „sollte dies nicht zu weit gehen heißen?“ Er neigte sein Haupt zur Seite, und mit dem selben sanften Lächeln, das er schon früher einmal angenommen, drückte er wieder recht sichtbar die Behauptung aus: „Aber — mein Himmel! mir ist es ja so sehr gleichgültig — so über alle Maaßen gleichgültig! Kann es wohl einen Mann geben, der höher über all' diesem Treiben steht, als ich stehe?“ —

„Das wird Ihnen schwer fallen, mit Beweisgründen zu belegen, mein Herr“ — hob der nicht mehr ganz junge Mann zur rechten Seite Louisens an. „Aus unpraktischen, doch wohlmeinenden Pa-

trioten? Wohl, das will ich zugeben, wenn ich an ein Paar berühmte Gelehrte denke, die dort unausführbare Rathschläge geben — allein die böswilligen, intriguirenden Feinde Preußens? Wo wären die?"

„Es gehört das Fernglas eines preußischen Offiziers dazu," bemerkte der Agitator, „um von hier aus den Frankfurter Versammelten genau in's Gesicht sehen zu können."

„Es gehört das Auge eines redlichen Mannes dazu, der sich nicht will düpiren lassen," sagte der Offizier.

Der Obrist Abe trank ein sehr gutes Glas Bordeaux, und von diesem erwärmt und von der Antwort des jungen Offiziers nicht wenig erfreut, fing er an, seine Augenbrauen etwas mehr in die Höhe zu ziehen, gleichsam um sich die Welt umher mit einigem Wohlgefallen zu betrachten. Sein erster Blick traf das Auge seines Kindes, und dieses Auge hing an ihm mit dem Ausdruck zärtlicher Freude. Von dem Vater glitt das Auge auf den jungen Offizier, und es lag ein Ausdruck von Dankbarkeit darin, als wollte es sagen: „Wie hübsch ist es von Dir, daß Du dem armen alten Vater eine angenehme Stunde bereitest!"

„Die Gründe, die ich anführen könnte," nahm

der Offizier wieder das Wort, „liegen zu offen zu Tage, als daß sie nicht Jeder in diesem Kreise schon entdeckt hätte. Wir Alle haben mit tiefer Entrüstung die Schmähungen gelesen, die die süddeutschen Blätter über Preußen und unsern König ausgossen; wir kennen die schmachvollen Auftritte, die in München stattfanden. Rechnen wir zu diesen neuesten Demonstrationen noch den alten Haß Oestreichs gegen Preußen, den es vom siebenjährigen Krieg an nährt, so ist das Resultat bald gefunden, daß die Deputirten, die unter dem Einfluß dieser Stimmungen gewählt wurden, ihre geheime Mission erhielten, die wir jetzt offenbar werden sehen, nachdem ein östreichischer Fürst als zeitweiliges Oberhaupt gewählt worden. Diesem Fürsten unterlegt man, was man gegen Preußen ausgerichtet sehen will. Er muß einen Reichskriegsminister ernennen, und dieser schreibt preußischen Heeren einen Huldigungsact vor, während preußische Truppen andrerseits sich aufopfern müssen, um dänische Provinzen, die sehr zweifelhaft deutsch gesinnt sind, der deutschen Einheit einzuverleiben. Hier höre ich die Republikaner Frankfurts ausrufen: Was Einheit! Was geht uns die Einheit Deutschlands an! Nieder mit Preußen! mit diesem hochmüthigen Preußen, dessen wohldisciplinirtes Heer uns ein Dorn

im Auge ist! Das ist die Hauptsache. Ist Preußen gedemüthigt, stecken wir mit Hülfe Frankreichs und Polens das übrige Deutschland in unsere Tasche!"

Der Obrist sah immer leuchtender aus, und immer zärtlicher blickte seines Kindes Auge auf ihn, und immer dankbarer dann auf den jungen Offizier.

„Wenn Preußen so denken will," nahm der Herr an Louisens Seite das Wort, „so kann freilich aus der Einigung Deutschlands nichts werden!"

„Wir sind keineswegs gegen diese Einigung," rief der Offizier lebhaft, „wir wollen sie nur nicht herbeigeführt sehen auf Kosten unserer wohlbegründeten Selbständigkeit."

Eine laute und dabei tiefe, dröhnende Stimme erhob sich — es war die des Obristen, und er sagte: „Die Nation erhebt sich wie ein Mann. Sie will diese Frankfurter Beschlüsse nicht annehmen, sie will nicht!" —

„Ah! das ist etwas Anderes!" bemerkte der Agitator mit seinem boshaftesten und schleichendsten Lächeln, das seinen Bart in unendlich viele kleine kräuselnde Bewegungen brachte — „alsdann hat der König etwas ausgesprochen, was er nicht durchführen kann, und wobei er bei seinem eigenen Volke auf Widerspruch stößt."

Der Obrist befand sich in einer grenzenlosen Aufregung. Er setzte ein paar Mal an, um das Wort zu nehmen, aber er brachte nichts hervor, als nur den stammelnden Ausruf — „der König" —

Louise war bleich wie der Tod geworden. „Um Gotteswillen, lieber Vater!" — stammelte sie, und zu der Gesellschaft gewendet, bat sie mit einem rührenden Ausdruck: „Sollte es nicht den Herren genehm sein, einen andern Gegenstand des Gesprächs aufzunehmen? O, wenn ich bitten dürfte!"

Der Agitator lächelte jetzt mit der größten Befriedigung.

„Nicht doch! Keinen Zwang, meine Herren, eines alten Mannes wegen, der in dieser modernen Zeit noch die alberne Marotte hegt, seinen König nicht schmähen hören zu können" — sagte der Obrist. „Ich bitte, keinen Zwang. Ich werde mich bessern; ich werde die Versammlungen unter den Zelten besuchen: dort, wo man von preußischen Lippen alles schmähen und mit den niedrigsten Lästerungen belegen hört, was Preußens Ruhm und Preußens Königshaus betrifft, dort werde ich lernen, etwas kaltes Blut mir anzueignen."

Dies sollte im leichten Scherze hingesagt sein,

allein es mißglückte; dem alten Manne traten die Thränen in die Augen.

Der Agitator konnte sich nicht lassen vor innerer Fröhlichkeit.

Der Herr an Louisens Seite sah, was die Tochter litt, und versuchte mit jener Menschlichkeit, die selbst in der civilisirten Barbarei unsrer Gesellschaft sich manchmal Bahn bricht, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Er richtete seine Frage an den Offizier: „Und was verlangt der Verfassungs-Ausschuß der Centralgewalt von Preußen?“

„Diese Forderungen,“ entgegnete der Gefragte, „sind es eben, die alle Welt staunen machen. Die Männer vom Fach wissen nicht, ob sie in diesen, mit der grenzenlosesten Keckheit von einer Macht, die keine Macht ist, aufgestellten Begehren mehr Ignoranz oder mehr Perfidie sehen sollen. So sei mir nur erlaubt Einiges anzuführen, wo besonders die praktische Ausführbarkeit als ein Ding der Unmöglichkeit sich herausstellt. Die sämmtliche bewaffnete Macht, heißt es, zu Wasser und zu Lande, gehört der Reichsgewalt an, das Reichsheer wird gebildet aus der gesammten Kriegsmacht, die Nummern der Regimenter laufen durch das ganze Kriegsheer; das Reichsheer schwört Treue dem Reichsoberhaupte, jede andere Verpflich-

tung des Militärs steht dieser nach. Was den ersten Punkt betrifft, so werden wir also erleben, daß der Reichsverweser, der heute noch ein östreichischer Fürst, morgen schon irgend ein aus der Versammlung hervorgegangenes republikanisches Oberhaupt sein kann, über die preußischen Heere verfügt, der bestimmt, ob Berlin eine Garnison haben soll oder nicht, der unsre Truppen an die italienische Grenze senden, oder preußische Festungen mit badischem Militär besetzen kann. Was den zweiten Punkt betrifft, so soll Preußen, das anerkannt die geregeltste und auf der volksthümlichsten Basis ruhende Bewaffnung hat, einer neuen Regelung sich unterwerfen, und wenn ein östreichischer Prinz Reichsoberhaupt ist, wahrscheinlich den östreichischen Armeeeinrichtungen nach sich neu gestalten. Wird das Preußen jemals thun? Werden die Regimenter, die geschichtliche Namen haben, die den Waffenruhm der Vorfahren in ihren Fahnen tragen, wie zum Beispiel das Regiment Colberg, die Blücherschen Husaren, das Regiment Königin Cürassiere, das bei Hohenfriedberg 20 Bataillone niederritt und 67 Fahnen nebst 4 Kanonen eroberte, wird es seinen alten ruhmwerthen Namen gegen eine Reichsnummer hingeben? Heißt das nicht alle Sympathieen verkennen? alle nationale

Besonderheiten der Nationen mit Füßen treten? Wird Preußens stolzes Heer jemals darein willigen, auf diese Weise in Deutschland aufzugehen? Und nun der letzte Punkt: Preußens Heer soll einem fremden Fürsten, neben oder über seinem eigenen Könige, Treue schwören. Ein Schrei des Unwillens tönt von 360,000 Mann siegreicher Truppen bei dieser empörenden Forderung. Der Preuße soll — der das Huldigen wahrhaftig seit den Tagen des siebenjährigen Krieges gründlich verlernt hat — er soll jetzt, in der Fülle seiner Macht und Kraft — einem fremden Fürsten huldigen? Welch ein Wahnsinn, hier auch nur von Fern an ein Gelangen zum Ziel glauben zu wollen!"

Des Obristen Augen funkelten wieder.

„Nun wohl!" rief der Agitator! „So gestehe Preußen, daß es nicht will, nie gewollt hat mit Deutschland einen Weg gehen."

„Preußen," entgegnete der junge Offizier, „hat für Deutschlands wahre Interessen mehr gethan, als irgend ein anderer Bestandtheil unseres Gesammtvaterlandes. Preußen hat vor allen Deutschen allein den Ruhm, Napoleon besiegt und den Todesstoß gegeben zu haben; der erste Schuß im Jahre 1815 fiel aus einem preußischen Gewehr, und der letzte hinter Paris

aus einer preußischen Kanone, und dazwischen liegen die Tage von Ligny und Belle-Alliance. Ein preußischer General entwarf den Plan für den Feldzug von 1812, an dem Napoleon verblutete, preußische Generale führten Heere, lieferten Schlachten in jenen unvergeßlichen Zeiten, und Namen wie Seidlitz und Ziethen, wie York und Bülow, wie Blücher und Friedrich der Große, hat die Kriegsgeschichte keines deutschen Landes weiter aufzuweisen *)."

Des Obristen Augen waren jetzt lebhafter wie je.

„Preußen," fuhr der Offizier fort, „will auch jetzt das Seinige redlich zu Deutschlands Einigung beitragen. Preußens König hat schon vor Jahren die feste Zusicherung gegeben, daß sein ganzes Heer zum Schutz des Bundes diene, zu einer Zeit, wo Oestreich Schwierigkeiten machte, ob es sein bundesmäßiges Contingent zum Schutz deutscher Lande bis an den Rhein oder nur bis Ulm vorrücken lassen könne, oder dasselbe in Italien brauchen müsse, zu einer Zeit, wo man nicht recht wußte, ob Bayern eine Armee hätte oder nicht. Jetzt legt Preußen eine mobile Masse von 360,000 Mann mit 1000 Geschützen

*) „Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee." Berlin 1848.

in die Wagschale, basirt auf 200,000 Mann Besatzungstruppen in 28 völlig ausgerüsteten Festungen, und versehen mit einem Kriegsmaterial, dessen Werth 100 Millionen weit übersteigt. Was noch mehr sagen will, Preußen legt zunächst in die Wagschale die vortreffliche Organisation seines Heers, welches das Schwert von Deutschland bildet. Dieses Schwert ist geschmiedet in dem Feuer der Jahre 1813—1815; es hat sich damals siegreich bewährt, aber was noch mehr sagen will, es hat dem Rost eines dreiunddreißigjährigen Friedens widerstanden, und hat sich jetzt in Schleswig und in Posen haarscharf und fleckenrein gezeigt.“

Der Obrist gab seine dürre, fleischlose Hand weit über den Tisch herüber dem jungen Manne, der sich halb erhebend, mit einer Miene der Ehrfurcht sie drückte.

Man schwieg einige Zeit.

Der Herr an Louisens Seite sah den Offizier an und dann den Agitator. Er schien eine Gegenrede von dem Letztern zu erwarten, und machte eine Miene der Unzufriedenheit, als der Doctor nach einigem Zögern mit seinem gewohnten höhnischen Lachen erwiederte: „Das Heer ist nicht das Volk, das Volk ist nicht das Heer. Wir wollen sehen, wer die

Oberhand erhält. Das Heer ist eingeübt, um im blinden Gehorsam der Tyrannei und dem alten Lügensystem zu huldigen. Es sind allesammt feile Knechte."

Der Obrist erhob sich groß und gewaltig. Es lag eine Welt von Zorn in seinen Blicken. „Mein Herr!" rief er dem Agitator zu, „Sie, der Sie es wagen, dergleichen Schmähungen in einem ehrenhaften Hause auszustoßen, Sie haben sich hiermit selbst von der Liste der Ehrenmänner ausgestrichen. Hinweg von diesem Tische, wo sie nicht hingehören!"

Alles war entsetzt über diese Rede. Kein Versuch, — wie er zahllos in den Salons geübt wird — auszugleichen, zu vertuschen, zu überglätten, wurde unternommen.

„Hinweg!" donnerte der Obrist.

Der Doctor erhob sich achselzuckend, nachdem er einen fragenden Blick auf alle Augen um die Tafel her geworfen, und keinem einzigen Blick begegnet war. Die übrige Gesellschaft stand zugleich auf: ein Theil des Desserts blieb ungenossen.

Der Obrist trat auf den Geheimerath zu und sagte indem er eine höfliche Verbeugung machte: „Verzeihung, mein Herr; ein preußischer Soldat darf dergleichen nie, und unter keiner Bedin-

gung anhören. Ich habe mich gegen Sie zu entschuldigen."

„Oh — oh!" sagte der Banquier. „Bitte, Herr Obrist — bitte! in einer so bewegten Zeit ist es erklärlich, daß man sich gegenseitig ausspricht." Dabei neigte er wieder sein Haupt und wieder stand auf der lächelnden Unterlippe geschrieben: Aber du lieber Gott — man weiß nicht — wie gleichgültig mir dies Alles ist — wie gleichgültig!

Der Obrist entfernte sich, seine Tochter blieb. Vor ihm hatte der Agitator mit seinem Freunde, dem Herrn an Louisens Seite, die Gesellschaft verlassen. Die Ministerwitwe, die nicht wußte, warum man eine Hälfte des Desserts ungenossen gelassen, gab sich dem beunruhigenden Gedanken hin, daß jetzt die gute Gesellschaft in ihren Formen sich zu vernachlässigen anfange. Ein Beweis hiervon war schon, daß man ihr Muskat-Lünel statt Madera angeboten hatte.

8.

Die Putzmacherin und die Geheimeräthin.

„Wer ist der junge Offizier?" fragte Louise, als sie gegen Abend mit der Geheimeräthin, die sich in ihr Cabinet zurückgezogen und Louisen dorthin mitgenommen hatte, ein Gespräch über die Ereignisse dieses bewegten Mittagessens anknüpfte.

„Nicht wahr, der gefällt Ihnen?" rief die Frau lebhaft. „Er ist so ganz, was er sein soll. Preußischer Soldat mit Leib und Seele. Er heißt Lieutenant von Hohenheim."

„Nebenbei, oder vielmehr zuerst ist er auch ein Ehrenmann," entgegnete Louise. „Ich denke mir den Vater so in seiner Jugend. Nicht wahr, verehrte Frau Geheimeräthin, Sie nehmen es dem guten Vater nicht übel, daß er die Ordnung Ihres Hauses und Tisches also unterbrach?"

„Nein, nein, mein liebes Fräulein; Ihr Vater

hat mir sogar einen wesentlichen Dienst geleistet. Sie glauben nicht wie in meinem Hause seit einiger Zeit die ignobeln Redensarten Boden fassen. Diese Redensarten kommen mit dem Doctor Weld und seinen Freunden."

„Diese Herren harmoniren nicht mit Ihren Ueberzeugungen?"

„Mein Fräulein, eine Dame wie ich findet es unbequem, Ueberzeugungen zu haben. Ich lebe den echt weiblichen Interessen; ich lese, ich arbeite, ich fahre spazieren — nebenbei putze ich mich auch, um meinen Freunden zu Gefallen zu sein. Ich für mich würde mich nicht putzen, denn ich wüßte nicht wozu. Die Männer heutzutage sind nicht mehr galant, die Frauen ihrerseits streben nicht mehr zu gefallen. Das ist Alles anders geworden."

„Wer war der Mann an meiner Seite?"

„Ein Gutsbesitzer hier aus der Nähe; ein Mann der der neuen Umwälzung huldigt, ein Freund des Doctor Weld, wie Sie gesehen haben. Er hat dem Doctor große Wohlthaten erzeigt; als der arme Literat nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, als die Regierungen des alten Systems ihn verfolgten, kam Herr Neuwardt, so heißt der Gutsbesitzer, und bot ihm ein Asyl bei sich an. So hat er denn

über ein Jahr dort gelebt, und wie man sagt, wird er die Tochter Herrn Neuwardt's heirathen. Mein Mann hat mir dies neulich so nebenbei gesagt, sonst wüßte ich's nicht, denn nach den Leuten zu fragen ist mir viel zu umständlich."

„Ich möchte nun wissen," hob Louise mit einiger Schüchternheit an, „welche meine Verpflichtungen sind hier im Hause."

„Mein Himmel, mein liebes Fräulein, diese Verpflichtungen sind sehr wenig bedeutend. Es ist Ihnen überlassen zu thun und zu treiben, was Sie wollen, nur daß Sie hier und da — auch nur wenn Sie Gefallen daran finden, im Gesellschaftszimmer sich einfinden, und dort an der Unterhaltung Theil nehmen. Mit meiner Charlotte müssen Sie nothwendig englisch und französisch sprechen, auch dergleichen Bücher lesen. Das ist eine Bedingung, von der ich Sie nicht freisprechen kann. Sie werden die Gefälligkeit haben, zu bemerken, daß mein Haus sich auf einer gewissen Höhe hält: wir sind reich, allein wir haben nicht die alberne Ostentation, die man oft in reichen Banquierhäusern findet. Dazu besitzen wir zu viel Geschmack. Mein Mann ist der interessanteste und witzigste Kopf, den es geben kann, allein er ist durch eine lange Reihe äußerst thätiger Jahre, wo er mit

dem Ansammeln unserer Reichthümer zu thun hatte, etwas niedergedrückt, und man kann ihm nicht verargen, daß er die Dinge etwas obenhin nimmt. Er könnte über alles gründlich denken und sprechen, allein er thut es nicht, weil — wenn man einmal alles Große und Schöne schon gesehen, betrachtet und durchdacht hat — die gewöhnlichen Ereignisse niemals große Bedeutung haben. Er ist der edelste und vorzüglichste Mann, den es giebt, aber er hat die Eigenheit, es nicht zeigen zu wollen."

„Ich werde mir Mühe geben," sagte Louise, „mir Ihre und Ihres Gemals Zufriedenheit zu erringen."

„O, mein Fräulein, zu gütig," entgegnete die Dame. Der Bediente brachte eine Meldung, und Louise nahm die Gelegenheit wahr, sich zu entfernen. Im Vorzimmer begegnete sie der Putzmacherin, die vom Kopf bis zum Fuß ganz in die Farbe ihres Namens gekleidet, lebhaft durch das Zimmer eilte, gefolgt von dem Diener, der in einem Carton Putzsachen nachtrug. Sie blickte verwundert Louisen an, und erwiederte deren Gruß nicht.

„Aber meine liebe Geheimeräthin, was haben Sie da für eine Person in Ihrem Hause?" rief sie nach den ersten Begrüßungen, und nachdem der Diener sich entfernt hatte.

„Wie denn so? liebste Scholz.“

„Und Sie fragen noch, meine theuerste Geheimeräthin? Ich will Ihnen nur ein Wort ins Ohr flüstern. Diese Person ist die Freundin eines alten kuriosen Aristokraten, der bei mir wohnt, eines Obristen von Rechow.“

Die Geheimeräthin lachte laut. Der Irrthum wurde aufgeklärt und die nöthigen Versicherungen und Erklärungen gegeben. Die Putzmacherin äußerte das lebhafteste Erstaunen. „Man sehe diesen Sonderling!“ rief sie. „Funfzehn Jahre in meinem Hause zu wohnen und mir nicht zu sagen, daß er eine Tochter habe! Unerhört! Diese tückische Verschlossenheit. Ist noch nie da gewesen! —“

„Das liebe Mädchen,“ bemerkte die Geheimeräthin, „hat hier bei einer Verwandten gewohnt, die sie wie ihren eignen Augapfel hat hüten müssen. Nirgend ist das Kind hingekommen, nur hie und da, und das auch sehr selten, in mein Haus. Alle Woche zweimal kam der Vater herüber und hat ihr Stunden gegeben, in allen möglichen Wissenschaften und Künsten, und namentlich in Sprachen. Erst seit diesem Jahre, wo er, wie es scheint, sie für mündig erklärt hat, erlaubt er ihr eigne kleine Ausflüge zu unternehmen, namentlich ihn zu besuchen. Nun geht er aber zum

andern Extrem über, und läßt sie allein, zu Fuße, nach Charlottenburg wandern, weil er behauptet, wenn ein Mädchen, in den festesten Grundsätzen erzogen, nicht in ihrem neunzehnten Jahre sich selbst schützen könne, so werde sie es nie lernen."

„Ach, welch ein Grundsatz das!" rief Fräulein Rosa. „Der Mann ist zu wunderlich."

„Deshalb," fuhr die Geheimeräthin fort, „hat das Mädchen ein so seltsames Gemisch an Schüchternheit und Festigkeit in sich. Sie ist im Stande, der allergrößten Gefahr schreckenfrei in's Auge zu sehen, und bebt oft vor einem leicht hingeworfenen Worte zurück."

„Ein Phänomen! sag ich — ein wahres Phänomen! Aber was wollen Sie mit ihr anfangen, Frau Geheimeräthin?"

„Sie bleibt in meinem Hause."

„Das adelige Geschöpf?"

„Hören Sie, liebste Rosa, das verstehen Sie nicht. Der Adel ist gar nicht so schlimm, als man glaubt. Man findet auch vernünftige Leute darunter. Sehen Sie, zum Beispiel, dieses Mädchen. Sie stammt von einer der ersten Familien; der Vater ist aber völlig mittellos, und sie steht nicht an, in meinem Hause ein Unterkommen zu finden. Das muß man

anerkennen. Gerechtigkeit muß geübt werden! Was würden wir in ähnlicher Lage thun? Gesetzt den Fall, ich oder Sie, kämen bei einem ehrlichen Pächter oder bei einem Bauer unter; würden wir nicht den guten Leuten, die uns aufnehmen, täglich und stündlich zu verstehen geben, daß wir ein Geschöpf, viel zu edel und viel zu erhaben seien, um anders als gezwungen in dieser Umgebung auszuharren?"

„Ach, Sie sind ein exemplarisches Wesen, Frau Geheimeräthin. Ich hab' das immer gesagt, daß Sie eine Perle sind. Ja es könnte sein, daß wir so thäten."

„Ich mache keinen Anspruch besser zu sein, als jede Andere; allein ich will nur, daß man Gerechtigkeit übe," sagte die Geheimeräthin, „und nun lassen Sie uns zu den Hauben übergehen."

Die Hauben wurden hervorgebracht und geprüft. Die Geheimeräthin saß vor ihrem großen Spiegel, die Putzmacherin leistete ihr willig Kammermädchendienste. Das Gespräch kam wieder auf den Obristen.

„Was wissen Sie denn noch sonst von ihm?" fragte die Dame.

„Mein Himmel, liebste beste Frau, ich weiß ja eben sehr wenig," sagte Rosa, indem sie das Häubchen feststeckte. „Sie sehen es schon daraus, daß diese Person — ich wollte sagen, sein Fräulein Tochter ihn

bereits schon dreimal hat besuchen können, ohne daß ich erfahre, wer sie war. Die zwei ersten Male, als sie kam, war ich freilich nicht zu Hause; das entschuldigt mich. Doch fällt mir eben ein, daß ich doch noch etwas weiß von dem alten Aristokraten, und zwar etwas sehr Pikantes."

„So erzählen Sie."

„Es war in der Nacht vom 14. zum 15. Juni, Frau Geheimeräthin, wo die Zeughausgeschichte vorfiel. Da hatte ich am Abend eine kleine Gesellschaft bei mir; Herr Sigribi, Frau Pollasch, Rieke Simpich und Andre. Plötzlich hören wir oben im Kämmerlein, wo der Herr Obrist wohnt, ein Gerumpel. Gleich darauf schwere Schritte die Treppe hinab. Wer ist's? — Ein Mann mit großen Stiefeln, der Waffen trägt, einen alten Säbel, Pistolen. Diesem Manne folgt der Obrist, in seinen alten Offiziermantel gehüllt, in dem ich ihn nur einmal in meinem Leben mich besinne gesehen zu haben, wo ich schon damals dachte: er sieht doch jüst so aus wie in der Ballade „Lenore fuhr um's Morgenroth" der Mann aus dem Grabe ausgesehen haben muß. An jenem Abend sah er nun aber ganz frappant dem Manne in der Ballade ähnlich. Draußen vor meiner Thür stand ein Pferd, und der

Obrist schwang sich drauf. Obgleich es bereits stark zu dämmern begann, und wenig Leute auf der Straße waren, haben ihn doch einige gesehen. So ging es denn in Carriere, was das Thier laufen konnte, nach Berlin. Wo der Begleiter blieb, weiß ich nicht."

„Ei seht einmal!" rief die Dame dazwischen.

„Nun warten Sie nur, liebe Geheimeräthin: das Beste kommt noch. Meine Gesellschaft war schon in alle vier Winde zerstoben, so kommt der Obrist heim, ganz allein; es war tiefe rabendunkle Nacht. Er kam zu Fuß, ohne Pferd, ohne Begleiter. Ich steh' in meinem Nachtjäckchen auf der Küchentreppe, als ich ihn vorn im Flur die Thür aufschließen, und schweren Schritts seine Stiege hinauftrampen höre. Was thu' ich? Ich schleiche ihm nach. Es kann dem alten Mann ein Unglück passiren, denke ich, dann ist doch ein lebendes Wesen bei der Hand. So gelange ich dicht vor seine Thür, die ein bischen offen steht. Was sah ich — sollten Sie's glauben, liebste Frau? — ich sah ihn am Tische sitzen, den alten siebzigjährigen Mann, die Hände gekreuzt, das Haupt drauf gelegt und weinen wie ein Kind! Ja weinen — weinen! die hellen, lichten Thränen, und dabei seufzte er und arbeitete mit der alten Brust,

daß ich dachte, dem Mann springt das Herz vor Jammer. Nein, so etwas hab' ich noch nie gesehen, daß ein menschliches Wesen so jammern kann."

„Mein Gott, was war denn geschehen?"

„Nichts — daß ist ja eben das Curiose — das Zeughaus war gestürmt und die Waffen waren gestohlen worden. Ein ganz unbedeutendes Ereigniß, das auf unser Einen nicht die mindeste Wirkung gethan. Aber da saß der alte Mann und weinte. Aber ich hörte auch einzelne Worte, die er in seiner unbändigen Aufregung ausstieß. Lieber Gott, rief er, und faltete immer dabei die Hände, als betete er, warum hast Du mich das erleben lassen? Warum mich diese Schmach meines eigenen Volkes ansehen lassen! Da fallen sie wie die Diebe her über den Ruhm und den Glanz ihrer Vorfahren, da zerreißen und schänden sie die köstlichsten Zeichen der Ehre und des Sieges, durch Blut der Väter erobert, und bestimmt, daß daran einst die Erinnerung der Enkel hafte. Und sie kommen und plündern — und sie kommen und rauben! Und Niemand ist, der ihnen wehrt! Vor Aller Augen, die zuschauen, und in der Hauptstadt des Reichs, das ehrwürdigste Haus der Nation von frechen Buben angetastet und geschändet, und Niemand wehrt! Was selbst den Wilden heilig

ist, was selbst der Cannibale mit Ehrfurcht betrachtet, die Hütte seiner Eltern, in der die Waffen der Väter ruhen — diesen Buben ist nichts heilig und es ist ihnen freies Spiel gegeben in das Herz der Nation zu schneiden. O warum, warum muß ich das erleben! Und wieder warf er sein Haupt auf die Hände, und wieder weinte er so bitterlich, so herzzerschneidend, daß ich fast nicht weiter hören mochte. Und ich bin ein einzelner Mann! ein einzelner schwacher Mann! rief er, und schlug auf den Tisch, und ich kann nicht wehren und nicht dreinschlagen! Und er! und er! Er kommt nicht inmitten seines Volkes um den ungeheuren Frevel zu strafen, um rasch mit einem Worte die zügellose Rotte zu zerstreuen! Er kommt nicht — obgleich ihn die fliegenden Wagen im Nu herführen könnten; er kommt nicht — er läßt das Sieges- und Ruhmeshaus seines Volkes plündern und kommt nicht! Hei! wie wäre der alte Fritz herbeigeflogen! Wie ein Donner Gottes, der zündet und schlägt in einer Sekunde! Und er kommt nicht — er läßt sich von zehn Minuten zu zehn Minuten Berichte erstatten. Berichte! Wo er selbst sehen und hören könnte? Wo er selbst sehen und hören müßte! Und ich — ich bin ein einzelner schwacher Mann — So ging es eine Weile fort, daß es zum Erbarmen

war, dann wurde es stille, ganz stille. Ich dachte, er hätte sich ein Leids angethan, so todtenstille ward es. Aber am nächsten Morgen sah ich ihn wieder herabkommen, um seinen täglichen Spaziergang zum Grabmonument anzutreten. Aber wie sah der Mann aus! Um zehn Jahr noch älter geworden! Seitdem gelingt es ihm nicht, sich ganz so gerade zu halten, wie er bisher gewohnt war. Sehen Sie, liebe Frau Geheimeräthin, das hab' ich mit dem Manne erlebt. Es ist mir ordentlich schauerlich mit ihm allein unter einem Dache zu wohnen. Er thut sich noch ein Leid an; geben Sie Acht. Herr Sigribi sagt's auch. Rosa, sagte er, Sie sind eine junge Dame, und dürfen nicht ohne männlichen Schutz mit einem Sonderling unter einem Dache wohnen. Ich bin nur begierig zu wissen, wen er mit dem so oft wiederholten Ausdruck „er" gemeint hat. Er kommt nicht, er ist nicht da — ja wer?"

„Mein Mann sagte damals lächelnd," bemerkte die Dame, „daß dergleichen Vorfälle bei allen Revolutionen vorzufallen pflegten. Für ihn giebt's eben nichts Neues und Auffallendes."

„Der Herr Geheimerath ist auch ein Phänomen" — bemerkte die Putzmacherin, „das habe ich schon lange gesagt. Aber jetzt werde ich mich mit Ihrer gütigen

Erlaubniß beurlauben; ich sehe eben, daß eine Botschaft an mich kommt."

„Wo wollen Sie hin, meine Liebe?"

„Ach, es ist etwas, was ich eigentlich unterlassen könnte. Herr Sigribi hat mir nämlich sagen lassen, daß er heute den Wachposten unterm Gewehr bei der Königswache hat, und daß er hofft, ich werde nicht verfehlen, meinen Weg seinem Posten vorbei zu nehmen. Er schickt mir zu dem Zwecke seine Cousine, die mich unter ihren Schutz nimmt."

„I, liebste Rosa! also ist's doch was mit dem Sigribi."

„Ja, ich leugne nicht," entgegnete die Putzmacherin, „es ist Etwas, Frau Geheimeräthin. Der Mann zeigt sich mir immer mehr von immer neuen guten Seiten. Und dann, meine Fräulein dringen so sehr in mich, zu heirathen. Sie meinen, das Atelier wäre dann unter einen weit besseren Schutz gestellt, wenn es heiße: Madame Sigribi, Firma: Rosa Scholz. Neulich hat die kleine impertinente Betty mich schon vor allen Leuten Madame genannt. Als ich Herrn Sigribi das erzählte, lachte der gute Mann so, daß er sich gar nicht wieder zufrieden geben wollte."

Die Putzmacherin empfahl sich jetzt und ging

bald darauf über die Straße in Begleitung eines kleinen weiblichen Wesens, das in ein aschgraues Gewand gehüllt war, und einen feuerfarbenen Hut trug, wodurch sie einer kleinen unscheinbaren Schlange mit einem prächtig gefärbten Kopfe ähnlich wurde. Fräulein Rosa war so leuchtend roth, daß der Wiederschein ihres Kleides selbst die graueste Wand, an der sie vorüberstreifte, mit flüchtigen Rosen überstreute.

9.

Die Bügerwehrwache.

„Gestürzt sind die Soldaten,
„Der edle Bürger wacht —
„Ihm hat der König übergeben
„Die Stadt bei Tag und Nacht!"

Dieses Lied wurde von einem kleinen baarfüßigen Jungen gesungen, der nahe bei dem imposanten Wachhause der Königswache seinen kleinen ambulanten Kram von Liedern und Flugblättern feil hielt.

Das Wachgebäude, von Schinkel in dem edelsten Styl der griechischen Gebäude zu ähnlichen Zwecken erbaut, zeigte seine Säulencolonnaden im hellen Licht des Mittags und die prachtvollen Marmorstandbilder der Helden Gneisenau und Scharnhorst wiesen ihre imponirenden Gestalten gerade so unverrückt, als hätte sich nichts verändert im Umkreise des glänzenden Opernhausplatzes. Hier war noch das Berlin des

Jahres 1847 zu sehen, die prächtige Hauptstadt eines kunstliebenden Königs, die Stätte soldatesken Ruhmes und aristokratischer Pracht. Unverändert stand das Opernhaus da mit seinem Apoll und seinen neun Musen und seinen tragischen Dichtern, unverändert hoben sich die Roccoco-Giebel und Spitzen des Palastes der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrichs — dieses Palastes, der jetzt zur Bibliothek umgeschaffen, unverändert sah man die grandiose Fronte des Zeughauses prangen, des Meisterwerkes des Architecten Schlüter, der sich darin verewigte. Die röthlichen Mauern dieses stolzen Gebäudes schienen das schmähliche Attentat vor wenigen Wochen zurück vergessen zu haben. Sie prangten wieder so siegreich und ruhig wie vorher; nur das Herz des echten Preußen klopfte unwillig, wenn er an den colossalen steinernen Göttinnen vorbeiging, die den Frevel mit angeschaut. Dieser herrliche Platz war so glänzend und schön wie früher. Der Palast, in dem der stolzeste Fürstensohn und die schönste Frau Preußens wohnen, er hatte die Stürme an sich vorbeitoben sehen und stand jetzt so ruhig glänzend wieder da, wie früher. Aber auch an seiner Mauer ging der echte Patriot nur mit unwilligem Gefühl vorüber. Auch hier gab es Dinge zu vergessen und

zu vergeben, die der Nation schwer fielen zu vergessen und zu vergeben, wenn sie bedachte, daß sie es gegen irregeleitete Massen aus ihrer eigenen Mitte thun sollte. Aber der prächtige Platz zeigte sich jetzt im Licht der Mittagssonne so ruhig und so glänzend wie früher.

Nur vor der Wache herrschte ein ungeregeltes, unruhiges und ungehöriges Treiben, und diese Wache war gerade geschaffen, um Ruhe, Sicherheit, militärische Eleganz und den Prunk der Soldateska einer großen Residenz zu zeigen, und sie zeigte wild durcheinander laufende Männer, hier und da Frauen und Kinder. Es zog eben die Ablösung heran, und die Stimme des Ablösenden ließ sich hören. Es war eine ältliche, pfeifende Stimme, die durch einen wilden Husten unterbrochen wurde. Der Mann war nicht gewohnt, einen so langen und anhaltenden Schrei zu thun.

Der Zugführer kam heraus. „Was ist das?" sagte er zu seinem Begleiter, „es sollen fünfundzwanzig Mann kommen, und es kommen nur zwanzig?"

Der Begleiter zuckte die Achseln. Die Mannschaft rückte heran, machte ein kleines militärisches Manöver und stellte sich auf. Herr Sigribi nahm seinen Platz als Wachposten unterm Gewehr ein. Er rich-

tete sogleich seine Blicke nach den Linden hin, von welcher Seite her er Jemand erwartete.

Der Sergeant näherte sich dem Zugführer und rief, einen kleinen Mann vorstellend, der sehr glänzende Augen und ein lebhaft geröthetes Gesicht hatte: „Herr Lieutenant, hier ist Herr Patzke, der Ihnen was zu sagen hat.“

„Sehr erfreut, Herr Patzke, Sie zu sehen, allein Sie sollten ja gar nicht kommen. Zum Guckuck wozu sind Sie denn schon wieder da?“

„Ich trete für Herrn Wildmeyer ein. Er läßt sich entschuldigen. Die Weinstube ist so voll Gäste, daß es ihm unmöglich fiel zu kommen. Statt seiner werden eine Flasche Champagner und drei Flaschen Rothwein Wache stehen.“

Die Umgebung des Lieutenants lachte laut, aber er selbst sagte sehr ernsthaft zum Sergeanten: „Wenn das mit den Ersatzmännern einreißt, so werden wir erleben, geben Sie Acht Simpel, daß wir, wenn der König hier vorbeigeht, lauter kleine, alte, schiefe Leute ihm zu zeigen haben werden. Da mag denn ein Andrer Lieutenant und Zugführer sein. Ich sage Ihnen, Simpel, es wird mit jedem Tage erbärmlicher. Die schönen, großen, gut genährten und vermögenden Leute sagen sich los, haben niemals Zeit, und auf die Wache zieht allerlei kleines Krimskrams.“

„Nicht so laut, Herr Lieutenant," bemerkte der Sergeant.

„Aber ich habe gedient!" flüsterte der Zurechtgewiesene. „Ich weiß was ein Soldat soll! ich kann das nicht so ruhig mit ansehen. Fragen Sie doch den langen Lümmel dort, warum er Nankinghosen anhat; das soll ja auch nicht sein."

Der Sergeant entfernte sich und kam mit der Antwort zurück: „Herr Lieutenant, der Mann läßt Ihnen sagen, das ginge Sie nichts an. Wenn er wild gemacht würde, käme er nächstens ohne Hosen."

„Ach, schweigen Sie, Sergeant; Sie müssen nicht Alles rapportiren, was die Mannschaft scherzweise Ihnen anvertraut. Gehen Sie jetzt, und decken Sie den Frühstücktisch im Zimmer. Die Flasche Champagner bringen Sie bei Seite, hören Sie!"

„Es hat nur leider Jedermann gehört, daß sie da ist."

„Gleichviel; ich lasse eine doppelte Portion Bier holen. Sollen wir denn diesen Stiefelputzern und Hausknechten Champagner vorsetzen? Aber der Wildmeyer soll's mir doch entgelten, ich zeige ihn beim Major an. Schon die siebente Wache, die er schwänzt!"

„Thun Sie's nicht, Herr Lobmann. Sie haben ein hübsches Wein-Conto bei ihm. Der Mann kann

ekelig werden und Sie zum Bezahlen auffordern. Hehehe! das ist ja eben das Gute bei unserer Bürgerwehr: man lernt sich auf der Wachstube kennen und — eine Hand wäscht die andre."

„Es ist schon gut, gehen Sie nur, Sergeant, und decken Sie den Tisch."

Der Lieutenant schritt stolz und sich den Bart streichend vor der Säulencolonnade auf und ab.

Dies war der Moment, wo sich Fräulein Rosa Scholz mit ihrer Begleiterin der Königswache näherte.

Der Lieutenant bemerkte sie.

Der Bürgerwehrmann unter Gewehr bemerkte sie.

Der Lieutenant rief den Sergeanten. „Sergeant, gehen Sie doch hin, da nähert sich eine Dame, die Miene macht den Wachposten anzusprechen. Machen Sie ihr begreiflich, daß dies nicht schicklich ist und bitten Sie sie einen Umweg zu nehmen. Ich will meine Wache rein erhalten von all dergleichen."

Der Sergeant ging, wurde jedoch von dem Wehrmann unterm Gewehr angehalten, der ihn zu sich zog und ihm zurief: „Wenn Sie sich unterstehen, Platte, jener Dame etwas von Umweg nehmen zu sagen, so sind Sie die längste Zeit bei mir Commissionär gewesen. Noch heute jage ich Sie aus dem Dienst."

„Aber der Herr Lieutenant, Herr Sigribi," —

„Grüßen Sie den Herrn Lieutenant von mir und sagen Sie ihm, daß er ein Narr ist.“

Die Dame hatte den Wachposten erreicht, es war demnach zu spät, ihr jene gutgemeinte Warnung zukommen zu lassen. Wüthend verließ der Lieutenant seinen Platz und begab sich zum Frühstück.

Und Herr Sigribi präsentirte das Gewehr vor Fräulein Rosa Scholz, die ihm lächelnd mit dem Schnupftuch winkte es zu unterlassen.

Und der Junge auf den Treppenstufen sang wieder:

„Gestürzt sind die Soldaten,
„Der edle Bürger wacht,
„Ihm hat der König übergeben
„Die Stadt bei Tag und Nacht.“

„Recht! mein Junge, recht!“ sagte Herr Sigribi, und sah sich mit einem stolzen Lächeln nach dem Sänger um, dann setzte er das flüsternde Gespräch mit Fräulein Rosa fort, unbekümmert um den Lieutenant, der sich am Fenster zeigte und Zeichen machte.

„Mein Himmel!“ stöhnte der Lieutenant, „wenn jetzt Seine Majestät der König vorbeikäme, oder gar einer der Prinzen, die so scharfe Augen haben. Herr Sergeant, Herr Sergeant!“

„Nun, was ist denn wieder? Die Trüffelwurst ist auf dem Tischchen am Fenster.“

„Ei was, Sergeant! Es ist nicht von der Trüffelwurst die Rede. Gehen Sie zum Posten und sagen Sie: ich ließe bitten — hören Sie — ich ließe bitten, der Posten möchte sich geschwind ablösen lassen, und ich ließe ihn und die Dame bitten hierher zum Frühstück in die Offizierstube zu kommen.“ Der Lieutenant, als er dies gesagt hatte, rieb sich erfreut die Hände, sehr befriedigt ein Mittel gefunden zu haben, den Sinn des unbeugsamen Herrn Sigribi mit Sanftmuth zu brechen und zugleich einen Scandal vermieden zu haben.

Der Sergeant zauderte noch. „Mein Himmel, Sergeant, so gehen Sie doch. Ich glaube dort an der Straßenecke einen weißen Federbusch auftauchen zu sehen, und eben macht Herr Sigribi Miene, der Dame die Hand zu küssen. Ein Soldat unter'm Gewehr, der einer Dame die Hand küßt! — Ich bin verloren.“ —

Der Sergeant verließ den Teller mit Trüffelwurst und lief was er laufen konnte. Der Handkuß wurde glücklich noch in der Geburt erstickt.

„Ah, das lass' ich mir gefallen,“ bemerkte Herr Sigribi, als er die Einladung vernahm. „Herr Sergeant, haben Sie die Gefälligkeit und rufen Sie Richard Löwenherz hervor. Er soll meine Stelle ein-

nehmen, und Sie, mein Fräulein, reichen Sie mir den Arm, wir wollen in die Offizierstube gehen, meine Cousine wird folgen."

Der Zug setzte sich in Bewegung indeß sich Richard Löwenherz von der andern Seite, ziemlich in übler Laune zu dem abgegebenen Posten einfand. Dieser Wehrmann war ein Victualienhändler von kleinem Wuchs und schmächtigem Wesen; er hatte seinen stolzen Beinamen erhalten, weil er einst drei „fessel-lose Damen" am Eingang der Königsstraße muthvoll angehalten und, er ganz allein, zum Arrest gebracht hatte.

Die Offizierstube glich einestheils einem Kram-laden, anderntheils dem Gastzimmer einer Schenke. Einer der Wehrmänner war mit Kattunproben ange-langt und verhandelte mit einem Juden in einer Ecke des Zimmers über den Preis der Waare, für die ein Wiederkäufer gesucht wurde, in der andern Ecke be-wirthete ein Weinhändler ein paar Kunden mit einer neu erhaltenen Sendung. In der Ecke am Ofen saß ein Mitglied der Nationalversammlung und ließ sich von seinem Diener, der heute mit unter der Wach-mannschaft war, die Stiefel reinigen, um nicht mit staubiger Fußbekleidung in der Versammlung zu er-scheinen. Inmitten dieser Gruppen war der Früh-

stücktisch für den Lieutenant gedeckt, mit den drei Flaschen Rothwein, dem Teller mit Wurst und einigen Scheiben Schinken und Käse. Ehe die Gäste eintraten, sagte Herr Lobmann in einem äußerst verbindlichen Tone zu dem Herrn mit den Kattunproben: „Ich glaube, mein theurer Freund, Du bist heute so glücklich, gar nichts mit der Wache zu thun zu haben?"

„Ja, so glücklich bin ich," entgegnete der Gefragte.

„Alsdann, nimm es mir nicht übel, wünschte ich wohl, daß Du anderswo Deinen Handel abschließest. Das Local ist in der That nicht dazu da, und wenn wir es genau betrachten, so fehlt es an Platz."

„An Platz? O ja, das glaub' ich. Wenn Du gestattest, daß alle Welt hier hereinläuft und Deine Offizierstube für ein bequemes Absteigelocal hält, um hier im Vorbeigehen Geschäfte zu treiben. Was mich betrifft, ich wechs'le nur ein paar Worte mit Herrn Hirsch, und falle Dir nicht beschwerlich."

„Du fällst mir nicht beschwerlich" — brummte der Lieutenant — „aber ich wünschte, daß Du bei allen Teufeln wärst." Der Versuch, den Weinhändler zu entfernen, schlug ebenfalls fehl; das Mitglied der Nationalversammlung rückte gleichfalls nicht vom Platze, und schien Miene zu machen, am Frühstück Theil nehmen zu wollen.

Jetzt trat die Dame mit ihrem Führer herein und unterbrach durch ihre Erscheinung auf einen Augenblick das Geplauder in den beiden Ecken. Herr Lobmann machte die Honneurs und während die Männer sich kriegerisch die Hände schüttelten, ließen sich die Damen auf dem breiten und bequemen Schlafsopha nieder, der noch von den Zeiten der Gardelieutenants herrührte und von ihrem Gelde angeschafft war.

„Also das ist eine Offizierwachstube," begann Fräulein Rosa, indem sie ihre glänzenden Augen überall hingleiten ließ, zu großer Beängstigung des Lieutenants, der hundert Dinge entdeckte, die überall anderswohin, nur nicht in eine Wachstube gehörten.

„Ja, das ist eine Offizierwachstube, und zwar die erste von Berlin, wenn wir die Schloßwache ausnehmen, die freilich nicht so elegant eingerichtet, aber noch vornehmer ist."

„Zur Zeit, wo die frivolen Lieutenants noch diese Räume bewohnten, würde eine anständige Dame nie hierher gelangt sein," sagte die Putzmacherin mit graziöser Kopfneigung.

Das Mitglied der Nationalversammlung hatte sich ein Stück Käse gelangt und verzehrte es auf einer Butterschnitte. Der Lieutenant warf dem Mitgliede

einen wüthenden Blick zu. Die Cousine des Herrn Sigribi brachte aus ihrem Strickbeutel einen kleinen Kuchen und eine Apfelsine hervor. Das Mitglied warf auch auf diese beiden Stücke seine habgierigen Blicke. Mittlerweile entstand draußen ein kleiner Auflauf. Richard Löwenherz befand sich in einem Zerwürfniß mit den Straßenjungen, die ihm höhnend nachzogen, und gegen die er nicht so glücklich kämpfte wie gegen die drei „fessellosen Damen" in der Königsstraße.

„Es ist wahr," sagte Herr Sigribi, der die Unterhaltung am Frühstücktisch wieder aufnahm. „Wir haben die Ehre, aber auch die Mühe. Wir müssen die Errungenschaften unserer großen Revolution festhalten und doch die Uebergriffe, die das Volk sich erlaubt, fern zu halten suchen. Es ginge besser, wenn die Compagnieen unter sich einig wären, allein so will Dieser es auf diese Weise, Jener auf jene Weise eingerichtet haben."

Der Tumult draußen wurde heftiger.

„Ei, zum Geier! Sergeant, was giebt's?"

„Herr Lieutenant, die Plutzke ist da. Sie spricht zu der Menge. Sie will ihren Mann heraushaben, den man ihr widerrechtlich vorenthält. Alles lärmt und lacht um sie her. Sehen Sie, Herr Lieutenant,

da steht das Weibsbild, dicht vor den Gewehren! und kein Satan bringt sie vom Platz."

Herr Lobmann fuhr sich in die Haare. „Es ist doch um die Schockschwerenoth zu kriegen!" Er griff zu seinem Federhute, machte eine Entschuldigung seinen Gästen und eilte hinaus. Lärm, Schreien und Lachen, zwischen durch eine keifende Weiberstimme. Die einstweilige Bewohnerschaft der Offizierstube stellte sich an Thür und Fenster, um einen Theil des Schauspiels mit anzusehen.

„Wo is de Lieutenant von de Wache!" rief das Weib; — „da steht der lange Schlingel! uh! Herr Bergerwehrleitnant, geben Se mir mein Mann heraus! bitte sehr!"

„Na, was wollen Sie, Plutzke? Ihr Mann ist ja Wehrmann, steht im Dienst."

Herr Plutzke erschien jetzt zwischen den Säulen, und gegen ihn richtete sich jetzt der Zorneifer der Dame.

„Ludewich, so wahr ein Jott im Himmel lebt, ick schäme mir, daß ick Deine Jattin bin. Wenn ick et nich genau wüßte, ick würde Dir vor jar keenen Mann nich halten. Sage mal, wovor haste die Hosen an? Haste mir nich zugeschworen, nich mehr uf die Wache zu ziehen, und nu haben se Dir

doch eengefangen! Also zum Exciren, wie'n oller polnischer Rekrute, daderzu biste jut jenug, und die Nacht Patrolje loofen, statz bei Deiner Jattin Dir zu bemühen, und uf die Wachstuben rumdreiben, und der Deibel weeß wat noch, Jott verzeih mir meine schwere Sünde, daderzu lääßte Dir jebrauchen, nich wahr? Aber wenn se Dir Deine — haltet Maul, wenn ick spreche! Des Exciren und des Alles is nöthig? J Du olle Nachtmütze, wozu is et denn nöthig? Verleicht zu's Parademachen! Der Berjer is für seine Sach', der Soldat is für de seinige! Ihr habt nu jenug Soldaten gespielt, det kann nu ufhören! — Ne, is't die Menschenmöglichkeit, will sich diese Flanze eenen Waffenrock machen lassen unnen Federpuschel uf'n Hut stechen! Na, Du wärst mir jrade so Eener innen Waffenrock! Ne, Ludeken, denn müßteste doch een bisken mehr Feuer innen Leibe haben, und die janze Bergerwehr müßte mehr Courage innen Leibe haben. Seht doch — wat is den verzehnten Juni geschehen? wat? habt Ihr nich das Zeughaus stürmen lassen und habt ruhig zugeschaut! Pfui! seh mir Eener, sonne Schlafmützen! das krepirt mir! Ne, sind des 24,000 Mannsleut mit Gewehre und Fahnen und Musike un orntliche Offiziere mit weiße Federpuschels und laaßen sich dergleichen gefallen! Pfui, sag' ick. Det

hätten die Soldaten nich gelitten! nimmermehr! nie!"

Der Auflauf und das Gelächter wurden so arg, daß der arme Herr Lobmann wie auf Kohlen stand. Es gelang nach und nach die Frau zu beruhigen, und sie erhielt die bestimmte Zusicherung, weil ihr Mann so schwächlich sei, solle er künftig von dem Dienst ganz dispensirt werden. Die Gesellschaft kehrte zum Frühstück zurück. Hier machte man die Entdeckung, daß unterdessen das Mitglied der Nationalversammlung ein Drittel von den Nahrungsmitteln und eine halbe Flasche Rothwein hatte verschwinden machen. Auf diese Weise gesättigt, hatte es sich zur Sitzung begeben. Als das Uebriggebliebene verzehrt worden war, machte Herr Sigribi seinen Damen den Vorschlag, die neuen Eisengitter am Schlosse zu besehen, ein Anerbieten, das begierig angenommen wurde. Die Cousine steckte ihren Kuchen und ihre Apfelsine wieder in den Strickbeutel und die Gesellschaft brach auf. Zum Abschied machte Herr Sigribi zu seinem Wirth die weise Bemerkung: „Herr Zugführer, denn ich kann es nicht billigen, daß Sie sich Lieutenant nennen lassen, weil dies an alte, verhaßte Verhältnisse erinnert, also Herr Zugführer, es wird angemessen sein, daß Sie ein wenig mehr Ordnung auf ihrer Wachstube einführen und nicht so alle Welt

darin empfangen; auch ist das willkührliche Ablösen der Mannschaften, auf deren Begehren, nicht recht am Platz. Wenn wir nicht strengere Disciplin handhaben, so geht, geben Sie Acht, das ganze Institut zu Grunde. Dies sag' ich Ihnen auf freundschaftlichem Wege."

Herr Lobmann war wüthend. „Also Spott noch statt Dank!" rief er im kleinen Raum der Stube auf- und abrennend und die Faust gegen die Abgehenden erhebend. „Sergeant, wir wollen künftig keine Maus mehr hereinlassen. Sergeant, bringen Sie mir die Flasche Champagner."

„Ei, Herr Lieutenant — die Flasche Champagner —".

„Nun ja — Sie wissen ja doch —"

„Die, bitte höflichst um Entschuldigung, — hab' ich selbst geleert — auf Ihr Wohlsein."

10.

Louise übernimmt die Pflichten ihrer neuen Stellung.

Der Salon des Geheimen Finanzraths war geöffnet, aber Niemand erschien. Neuerdings waren die Straßen und Plätze Berlins wieder so lebhaft von einer tumultuarischen Menge durchzogen worden, daß es für Damen und ängstliche Herren eine schwierige Aufgabe wurde, sich in später Abendstunde hin und her zu bewegen. Ein paar nähere Bekannte, Geschäftsleute und Herren aus dem Club waren gekommen, mit ihnen führte der Herr des Hauses ein leise flüsterndes Gespräch, das abgebrochen wurde, wenn die Damen hinzutraten. Endlich begaben sich diese Herren auch fort, und die Familie blieb in ihrem schön erleuchteten Zimmer allein. Der Geheimerath ging in sein Cabinet, Charlotte saß am

Piano ohne zu spielen, die Geheimeräthin hatte hinter ihrem Lichtschirm auf dem Sopha Platz genommen und hörte dem Gespräch zu, das Louise mit Oskar führte. Der junge Mann sollte, wie er versicherte, in den Club gehen, den seine Freunde und Genossen gebildet hatten, und der eine derjenigen neugegründeten Vergesellschaftungen war, die am zügellosesten republikanische Grundsätze predigte, allein er konnte sich nicht entschließen die kleine Gesellschaft zu verlassen, eigentlich Louisen zu verlassen, der er von dem ersten Augenblicke, wo er sie sah, eine entschiedene Aufmerksamkeit widmete. Die Mutter, die es gern sah, wenn er zu Hause blieb, that das Ihrige dazu, die Unterhaltung Beider zu verlängern.

Oskar war ein eleganter, feiner, wohlgebildeter junger Mann. Er hatte die neue Uniform der Compagnie, bei der er stand, angenommen und diese war sehr kleidsam. Ein schwarzer, enganschließender kurzer Oberrock, ähnlich den Waffenröcken der Offiziere, ward durch ein schwarzes Ledergehänge noch enger um die schlanke Taille gezogen. Den Kragen zierte eine einfache silberne Stickerei, das nach östreichischem Schnitt gebildete Caskett zierte eine schwarze Feder und saß keck auf den schwarzen Locken, die schöne, dunkle Augen beschatteten. Dabei war der

junge Mann eitel; er wußte, daß er hübsch war und daß die Frauen und Mädchen ihm nachsahen, allein seine Eitelkeit trug jenen gutmüthigen Charakter an sich, der schnell mit ihr aussöhnt, sie war ebenso entfernt von Anmaßung wie von Stolz. Seine Genossen liebten ihn, seine Eltern waren stolz auf ihn.

„Haben Sie heute unsere Parade hier vorbeiziehen sehen, Fräulein?" fragte er Louisen, das Gespräch auf einen Gegenstand lenkend, über welchem er der jungen Dame Ansicht hören wollte. Louise bejahte.

„Wie oft hab' ich Dir gesagt, mein Sohn, Du sollst die militärischen Bezeichnungen vermeiden," hob die Geheimeräthin an. „Was würde Dein republikanischer Club dazu sagen, wenn er dies hörte?"

„Die Republikaner sind gerade die besten Soldaten, Mama. Das haben wir kürzlich in Frankreich gesehen. Und wie haben sich die alten griechischen Republikaner geschlagen?"

„Ihr würdet Euch auch gut schlagen, wenn es darauf ankäme."

„Ich zweifle, Mama. Kein Offizier der activen Armee würde uns in den Krieg führen wollen. Wir taugen nur so wie wir jetzt sind, eine Stadtbewachung zu bilden, und das auch nicht einmal. Aber nach

und nach, so hoffe ich, wird aus diesem wirren Haufen streitender Elemente eine Nationalgarde hervorgehen und die wird ganz gut anzusehen sein. Die muß aber dann auch streng sich halten, die exacteste Disciplin üben und den Grundsatz der militärischen Ehre festhalten wie er nur festzuhalten ist."

„Dann haben wir ja aber, was wir schon hatten," bemerkte die Geheimeräthin.

„Nicht ganz. Die Armee ist für das ganze Land; die Bürgergarde wäre jedoch nur für die städtischen Interessen und bliebe auf das engste mit den Bürgern verbündet. Nach Außen hin dürfte sie nie gebraucht werden; auch nicht zu reinen Polizei-Instructionen. Es müßte der bewaffnete Bürgerarm sein neben dem Arm, der die Wagschaale des Rechts hält. Da diese Garde aus lauter gebildeten, intelligenten Kräften bestände, so könnte sie auch nie zu einem willenlosen Körper, der tyrannischen Gelüsten knechtisch gehorcht, herabsinken."

Da die Damen hierauf nichts erwiderten, glaubte Oskar dieses Thema nicht bis zur Ermüdung durchführen zu dürfen. „Charlotte!" wandte er sich zu seiner Schwester, „Du sitzest da so müssig, spiele und singe doch Etwas. Muß denn nur immer dann gesungen werden, wenn wir Gäste haben? Aber ich

weiß, Du bist so stumm, weil ein gewisser Jemand sich heute nicht eingefunden hat.“

Die Schwester erröthete und warf dem Bruder einen unwilligen Blick zu.

Das Gespräch stockte wieder, und es entstand eine sehr lange Pause.

„Sie haben keine Geschwister, mein liebes Fräulein?“ hob die Geheimeräthin an.

Louise antwortete mit einiger Ueberwindung: „Ich hatte einen Bruder; wir verloren ihn früh.“

„Er starb?“

„Wir müssen leider annehmen, daß er todt ist.“ Diese stockend vorgebrachte Antwort ließ den feinfühlenden Jüngling, der Louise gegenüber Platz genommen, und verstohlen jede Miene ihres Gesichts beobachtete, merken, daß seine Mutter einen Gegenstand berührt habe, der eine schmerzhafte Erinnerung in der Brust des jungen Mädchens wach rief. Er sagte darum rasch: „Begreifen Sie den Antrag der Frankfurter Versammlung, sie will, daß man den Adel abschaffe, und unsere Versammlung macht in der That Miene, ihr beizustimmen.“

„Ja,“ entgegnete die Geheimeräthin, „den Adel, die Fideicommisse und Majorate.“

„Ich sähe kein so großes Unglück, wenn es geschähe,“ bemerkte Louise.

„Wie, gerade Sie, die von einer so alten adeligen Familie abstammen?“ fragte Oskar erstaunt.

Louise entgegnete: „Sei es, daß man uns das äußere Zeichen nimmt, die Erinnerung an das, was die Familie einst Gutes oder dem Staate Verdienstliches leistete, wird man nicht nehmen können.“

„Das ist freilich aristokratisch genug gedacht und gesprochen,“ sagte Oskar.

„Ich kann mit dem besten Willen die Sache nicht anders ansehen. Steht es mir zu, über das zu entscheiden, was Jahrhunderte vor mir ein Mann that oder unterließ? Kann ich ungeschehen machen, was einst geschah? Kann dies irgend ein Mensch, irgend eine Versammlung?“

„Allerdings, nein! Allein man sagt Ihnen, Dein Urureltervater war ein edler, großer und verdienter Mensch, seine Zeitgenossen haben es anerkannt, allein Deine Zeitgenossen sagen von Dir, daß Du kein großer, kein edler, kein verdienter Mensch bist, daß Du also kein Abzeichen tragen darfst, das Dich über uns, die wir mit Dir leben, und mit Dir ganz gleich im Werth sind, erhebt.“

„O, damit bin ich einverstanden. Ich bin für

den Adel, der alle Tage, alle Stunde neu erworben wird."

„Für den bin ich!" rief Oskar. „Für den ist die neue Zeit."

„Wohl," sagte Louise; „so fordere ich von dieser neuen Zeit, daß sie von mir sage: sie ist nicht adelig, allein sie stammt von Vorfahren, die Adelige waren. Sie sehen, das kommt so ziemlich auf dasselbe hinaus, wo wir schon waren."

„Sie haben Recht — der Streit ist ein müßiger. Man soll sich begnügen, dem Adel seine Vorrechte genommen zu haben."

„Das hat man redlich gethan," setzte Louise hinzu. „Man hat noch mehr gethan, man hat alle Mittel angewendet, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ihn dem Spott und der Verachtung Preis zu geben, und dazu hatte man, meiner Ansicht nach, kein Recht."

„Er besitzt noch immer einige Vorrechte, und besonders besitzt er dieses, daß wir, die wir ihn schmähen und bekämpfen, im innersten Grunde unseres Herzens doch wünschen, in seine Zahl aufgenommen zu sein."

„Oskar!" rief die Geheimeräthin, „Du weißt, wie ich über diesen Gegenstand denke. Ein neu ge-

schaffener Adel, ein durch Geld erkaufter — nimmermehr! Wir hätten es ja haben können."

„I, Mama, ich weiß das! Sie denken so und der Papa denkt so — das freut mich. Allein dabei bleibt's doch wahr. Könnte man mir heute sagen, dein Urgroßvater focht bei der Schlacht von Malplaquet mit, oder zog mit Wilhelm dem Eroberer nach England — ich würde froh sein wie ein Kind, und mir mein „von" von aller Gewalt der Erde nicht nehmen lassen."

„Ich hätte Dich nicht für so eitel gehalten, mein Lieber," sagte Charlotte vorwurfsvoll.

„Einmal muß man ja doch mit den großen Thaten anfangen, und Einer muß der Erste sein," bemerkte die Geheimeräthin. „Sei Du der Erste und nach Dir wird sich ein ganzes großes Geschlecht nennen."

„Ja, ja!" sagte der Sohn lachend. „Einen Baum pflanzen und unter einer hundertjährigen Eiche liegen und träumen ist nicht dasselbe."

„Wie soll das aber anders gemacht werden; in der That, ich sehe es nicht ein."

„Glaubt mir," rief Oskar, „es entsteht jetzt ein neuer Adel, aber er ist noch nicht vorzeigbar. Die

jungen Männer haben ihn im Herzen tief, da wo sie ihre Liebe und ihre Zukunft haben."

„Das klingt mystisch," sagte Charlotte.

„Ist aber sehr einfach und deutlich," entgegnete der Bruder. „Für's Erste versichere ich Euch, wenn man den Adel abschafft, so trage ich darauf an, daß man ihn feierlichst wieder einsetze. Mein Himmel, wie sind unsere Sitten roh geworden! Wie gehen wir mit einander um! Wo ist da noch Feinheit, Eleganz der Formen, Zierlichkeit in Rede und Geberde? Wenn wir in Leidenschaft gerathen, so sind wir Betrunkene, wenn wir in Ruhe sind, so sind wir rücksichtslose Egoisten. Schon das ewige Tabackrauchen! Eine ganze Gesellschaft verwandelt sich im Nu in so viele Automate, die regungslos dasitzen, den brennenden Stummel im Munde. Und wer recht verstockt stundenlang schweigen kann, und dann wieder stundenlang wüst lärmen, der ist der perfecteste Gesellschafter. Anständige Frauen vermeiden wir, weil sie uns Zwang auflegen, und, du lieber Himmel, wie wenig verlangen unsere anständigen Frauen heut zu Tage; sie sind zufrieden mit einem nur einigermaßen civilisirten Gespräch. Nichts von Galanterie oder Frauendienst, wie er ehemals Sitte war. Aber das Wenige vermögen wir nicht einmal zu leisten. Und

immer die Entschuldigung: wir haben etwas Anderes zu thun, etwas Höheres, Wichtigeres im Kopfe! als wenn nicht gerade die tüchtigsten Männer zu allen Zeiten, die im Staats- und Kriegsdienste gleich gut ihren Platz ausfüllten, sich durch edle Aufmerksamkeit für das zarte und schöne Geschlecht ausgezeichnet hätten! Aber unser plumper Egoismus ist nur um eine Entschuldigung verlegen, und er nimmt die erste, die beste, die er findet. Auf unsere Frauen hat diese Pöbelsitte natürlich auch die schlimmste Wirkung; sie fangen an, ihrerseits den Umgang mit Männern zu fliehen oder entbehrlich zu finden; und man weiß, wie Frauen unter sich, ebenfalls, nur auf eine andere Weise, verwildern oder verkümmern. Sie werden übermäßig klatschhaft und an die elendesten, kleinlichsten Interessen haftend; oder sie gehen zum andern Extrem über und greifen uns Männer mit starker Koketterie an, und suchen uns auf, statt daß wir sie aufsuchen sollten. Diese Gattung emancipirter Frauen ist nun vollends ein Gräuel für jeden Mann von noch irgend feinem Gefühl. Kurz, meiner langen Rede kurzer Sinn ist, daß wir beim Adel, und der heutige Adel selbst bei dem Adel der guten alten Zeit, in die Schule gehen müssen, um unsern gesellschaftlichen Zustand wieder irgend leidlich zu machen.

Ohne feine Sitte ist kein Verkehr möglich. Es ist eine Absurdität, zu glauben, Jeder dürfe sich so zeigen, wie er ist; man soll heucheln, man soll sich verstellen, wenn man dies in seiner innern Rohheit und Ungezogenheit nöthig hat, oder man soll nicht in den Salon eingelassen werden, wo lauter Leute sich befinden, die auf die wenigen Stunden, wo sie zusammen sind, das Gesetz anerkennen, daß Einer dem Andern so viel wie möglich zu Gefallen leben müsse. O ich könnte hierüber Vorlesungen halten, aber ich sehe, ich langweile Sie, mein Fräulein, und meine Mutter und meine Schwester haben sich bereits aus dem Staube gemacht."

„Sie langweilen mich durchaus nicht," entgegnete Louise, die auch jetzt erst bemerkte, daß die Geheimeräthin und Charlotte sich entfernt hatten; „ich muß nur bitten, mir eine kleine Miene von Zerstreutheit und Nachdenken zu verzeihen."

„Nachdenken?" fragte der junge Mann. „Denken Sie darüber nach, was ich eben gesagt?"

„Es ist eine traurige Erinnerung, die mich in diesem Moment vor Allem beschäftigt," sagte Louise. „Ich überlege, wie glücklich ich sein könnte, wenn ich einen Bruder hätte, und über diese und ähnliche Dinge mit ihm sprechen könnte."

„Nun, Sie haben mich.“

„Ich bin auch hierfür dankbar.“

„Aber freilich,“ sagte der junge Mann mit einer Miene von Offenheit und sanfter Niedergeschlagenheit; „ein Bruder hat größeres Recht auf Vertrauen und Hingebung als ein Fremder, wenn dieser es auch noch so gut meint.“

Louise sah in die schönen dunkeln Augen des jungen Mannes und neigte dann die ihrigen mit einer kleinen Verwirrung zu Boden. „Ich fürchte,“ hob sie nach einer Pause an, „Ihre Mutter unangenehm berührt zu haben dadurch, daß ich auf ihre Frage, wie und wann ich meinen Bruder verloren, ausweichend antwortete. Allein Sie müssen wissen, daß dieser beklagenswerthe Vorfall selbst zwischen mir und meinem Vater nie zur Sprache kommen darf. O der alte Mann wäre jetzt noch ein Jüngling an Muth und Lebensfreudigkeit, wenn ihm der Sohn zur Seite stände. Daß sein Geschlecht mit ihm aussterben soll, ist ein grausamer Gedanke für ihn.“

„Ich kann es mir denken,“ bemerkte Oskar. „So fühlen alle Aristokraten.“

„Verbinden Sie, ich bitte, mit diesem Namen, wenn Sie ihn auf meinen Vater anwenden, keinen bösen Nebenbegriff. Er verdient ihn wahrlich nicht.“

„Ich bin auch weit davon entfernt,“ entgegnete mit großer Herzlichkeit der Jüngling. „Doch erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich Ihren Vater nicht begreife. Er hat doch wahrhaftig keinen Grund mit seinem Geschick zu zürnen, das, wenn es ihm auch den Sohn nahm, ihm eine solche Tochter dafür gab.“

Louise machte eine lächelnde, kopfschüttelnde Verneinung.

Oskar sagte unwillig: „Daß man doch nie so sprechen darf, wie es einem um's Herz ist. Freilich hätte ich das, was ich eben sagte, anders und feiner einkleiden sollen, aber es ist eben, wie ich vorhin bemerkte, unser Aller Erziehung, ich meine damit uns Männer, vernachlässigt. Deshalb aber giebt es doch Einige unter uns, die man, weil sie offen und wahr fühlen, nicht zu streng richten muß, wenn sie nicht ganz zierlich ihre Gesinnungen aussprechen. Was mich betrifft, ich habe es immer mit einer gewissen Ehrlichkeit gehalten; wollte Gott, ich könnte sie nur mit etwas mehr Feinheit paaren.“

„Sie haben so elegante Sitten,“ sagte Louise mit Freimüthigkeit, „wie ich sie selten angetroffen. Sie sehen, Sie stecken mich mit Ihrer Aufrichtigkeit an.“

„So will ich denn auf die Gefahr hin, Ihre gute Meinung von mir einzubüßen, noch weiter in

meiner Aufrichtigkeit fortfahren. Ich will Ihnen offen bekennen, daß, obgleich Sie nur wenige Tage erst unter uns weilen, Sie doch schon eine unwiderstehliche Anziehungskraft — ich will nur gerade sagen — auf mich ausüben. Ich könnte Ihnen maßlos vertrauen. Sehen Sie, mein Vater, meine gute Mutter, meine Schwester — sie sind alle drei mir sehr lieb, ich achte und ehre sie, allein für mich ist kein Umgang unter diesen Dreien. Ich habe meine Ideen für mich; und diese Ideen beziehen sich alle mehr oder weniger auf irgend eine wunderbare und phantastische zukünftige Größe. Ich möchte zeigen, daß ein Bürger auch ein Edelmann sein kann, so wie heut zu Tage viele Edelleute zeigen wollen, daß sie auch Bürger sein können. Aber mein Vater hat keinen Sinn dafür. Er stellt sich über alle Dinge und Verhältnisse der Welt, und da er das erreicht hat, was er wollte, nämlich Geld, so ist ihm alles Uebrige gleichgültig, wo nicht lächerlich. Meine Mutter ist eine bequeme Frau, die früher sehr schön gewesen ist, und die unsere Zeit beschuldigt, daß sie für dergleichen, wie sie im Sinne führte, nicht Geschick mehr hat; darüber läßt sie denn alles andere seinen Weg gehen. Meine Schwester ist ein Kind noch und glaubt allerlei zu denken und zu empfinden, und denkt

und empfindet eigentlich nichts. Da haben Sie das ganze Haus! Ist wohl etwas darunter, was gerade für mich passend wäre, für mich, der ich gern in allen Dingen einen glänzenden Weg ginge? Nein, nein, es ist nichts darunter; und da hat mir der Himmel Sie gesendet."

Er schwieg, und Louise empfand nicht das Bedürfniß ihn zum weitern Sprechen aufzufordern. „Ich merke, daß Sie mich mit halbem Ohr anhören," sagte er, aber ohne Empfindlichkeit; „wahrscheinlich ist Ihre Aufmerksamkeit noch immer dem Andenken Ihres verlorenen Bruders zugewendet. Wenn ich ihn nur auffinden könnte, es würde dann heißen: dem ehrlichen Finder würde ein dankbarer Blick zu Theil."

„Also Sie meinen auch, daß er nur verloren ist?" fragte Louise, freudig erregt bei dem Gedanken, daß es Jemand gäbe, der ihre Hoffnungen theile.

„Eigentlich meine ich nichts," antwortete der junge Mann lächelnd; „denn ich weiß ja eigentlich gar nicht, wovon die Rede ist."

„So hören Sie. Mein Vater war damals der Commandantur der Festung Wesel zugeordnet; wir wohnten in dieser Stadt. Mein Bruder war drei Jahr alt, als bei einem Volksfeste, bei einem Gedränge, er von der Seite meiner Eltern gerissen wurde. Es

kann sein, daß der lebhafte Knabe auch selbst unvorsichtig genug war, sich von seinen Beschützern zu trennen. Mein Vater, der ihn zuletzt an der Hand gehabt hatte, war, als er das Kind nicht mehr an seiner Seite sah, nicht eben beunruhigt, denn er glaubte, er sei zu der nur wenige Schritte entfernten Mutter gegangen, die mit einer Freundin sprach. Erst als die Mutter nach dem Knaben fragte, kam dem unglücklichen Manne die entsetzliche Ueberzeugung daß der Kleine sich verlaufen habe. Es wurde das Möglichste gethan, ihn wieder aufzufinden, Nachfragen nach allen Seiten hin, Anzeigen in öffentlichen Blättern — alles vergeblich. Der damals vor kurzem erst beendete Krieg machte, daß die Straßen unsicher waren, indem ein herrenloses Gesindel sich auf ihnen umhertrieb; die traurige Befürchtung lag nah, daß das Kind einem dieser Züge in die Hände gefallen und weithin in die Fremde verschleppt worden war. Welch ein Jammer für uns! Mein Vater, als die Nachforschungen vergeblich blieben, fiel in eine Art Trübsinn, in ein Hinbrüten, das uns für seine Verstandeskräfte zittern machte. Ein fürchterliches Jahr verging langsam; am Schlusse desselben kam uns von einem entfernten Freunde die Nachricht zu, der Knabe lebe nicht mehr. Der Freund selbst hatte ihn

in einem Hospital entdeckt, ihn dort gepflegt, ihn daselbst sterben sehen. So war denn eine grausenvolle Gewißheit da, sie war jedoch eher zu ertragen für uns so tief gebeugte Leidtragende, als der Zweifel und das stets wechselnde Spiel mit Hoffnung und Hoffnungslosigkeit, dem wir früher fast unterlegen waren. Mein Vater genas von dieser Zeit an. Es liegt in seiner Weise, nie von dem zu sprechen, was ihn so recht nah angeht und ihn tief betrübt. So haben wir denn selbst im Familienkreise nie des Bruders erwähnt. Das Schicksal wollte, daß ich auch bald darauf meine Mutter verlor."

Der junge Bürgergardist sah mit einem innigen und zugleich ehrfurchtsvollen Blick das bewegte und erschütterte Mädchen an. „Nun," sagte er nach einer Pause — „nach diesem Berichte scheint der Tod des Knaben gewiß."

„Nein — nein!" rief Louise; „nichts ist gewiß als was wir mit eigenen Augen geschaut. Der Freund kannte den Knaben nicht persönlich; er sah ihn nur flüchtig und die Pflege, die er ihm widmete, war gewiß eine vorübergehende — wie leicht ist da ein Irrthum möglich. Zudem — man kann dergleichen nicht erklären — hab' ich in meinem Herzen das Gefühl, daß er noch lebt."

„So wünsch' ich, daß Ihr Herz Recht behält," sagte der junge Mann. „Sie sehen, ich kann darüber nichts weiter sagen, denn wenn ich meine Hoffnung ausspräche, daß Sie jeden Ihrer Wünsche einmal gewährt erhalten möchten, so klänge das wie ein Gemeinplatz. Kann ich von dieser Mittheilung auch meiner Mutter etwas zu Gute kommen lassen?"

„Sie können ihr alles sagen, was Sie eben gehört haben."

„Gut, gut. Ich soll also nicht glauben, daß man mir ein Geheimniß anvertraut habe. Und grade würde es mich unendlich freuen — so bin ich nun! — wenn ich von Ihnen und durch Sie etwas wüßte, was die Andern nicht erfahren dürften."

„Was könnte das sein," entgegnete Louise unbefangen. „Mein Leben ist so einfach, meine bisherigen Schicksale so wenig geheimnißvoll, daß ich in der That selbst meinem besten Freunde keine derartigen Mittheilungen zu machen wüßte."

„Da kommt meine Schwester wieder!" sagte Oskar aufblickend. „Sie hat geweint. Sagen Sie ihr doch wie das einfältig ist, sich allerlei einzubilden, was sich für ihre Jahre noch gar nicht paßt. So macht sie sich selber weiß, daß sie den Lieutenant, Herrn

von Hohenheim liebt, und er weiß kaum, daß sie überhaupt existirt."

Louise fühlte eine flüchtige Röthe bei Nennung dieses Namens ihre Wange färben. Der junge, feurige Mann mit der schönen Gluth im Blick und dem edlen Patriotismus in Wort und Miene stand lebhaft vor ihr. Sie sagte sich, daß es ein Gefühl der Dankbarkeit sei, das sie an ihn fess'le. Jetzt hörte sie, daß Charlotte, das bleiche Kind, ähnlich mit ihr fühlte. Dies machte, daß ihr das Mädchen lebhafteres Interesse einflößte, und sie nahm sich vor, ihr gewissenhaft Theilnahme, Vorsorge und mittheilendes Vertrauen zu widmen.

11.

Der Ehrentag eines alten Mannes.

Ihr, die Ihr im Jahre so viele Ehren- und Glückstage habt, denen die Zeit von dem Schnee des einen bis zu dem des andern Decembers in lauter sonnen- und kerzenhelle Tage und Nächte ausläuft, seht hier auf einen alten Mann, der nur Einen Ehrentag im Jahre hat, allein diesen auch mit der ganzen Innigkeit eines gläubigen Herzens feiert.

Es ist der Jahrestag der Schlacht von Großbeeren, der Tag des ersten Waffenruhms des Jünglings, und der Greis feiert ihn. An diesem Tage verfehlen ein paar alte Cameraden aus Berlin nicht, ihren Besuch abzustatten; diesen Tag versäumt Louise nicht, um sich mit Kränzen und kleinen Gaben bei dem Vater einzufinden. An diesem Tage blieb auch der Bauer Adam nicht aus.

Um ungestört erst seine Andacht zu verrichten,

ehe diese lieben Gäste sich einstellten, trat der Obrist diesmal früher wie gewöhnlich seinen Gang zu der Grabkapelle an. Er war mit seinem besten Rocke bekleidet, das graue Haar war sorgfältig geordnet, am Hinterhaupte durch ein Kämmchen festgehalten, denn die langen Haare pflegten im Winde zu flattern, und Louise hatte schon einige Mal bemerkt, daß dies nicht gut aussähe. Es sah aber gut aus; es gab diesem ehrwürdigen, ausdrucksvollen Greisenkopfe das poetische Ansehen eines jener ossian'schen Helden, deren weiße Locken im Winde wehen, die im Sturm dahinschreiten, und deren Füßen „die Haiden des Hochlandes" zum Teppich dienen. Im Knopfloch des Rockes trug der Obrist — und dies war unerläßlich heute — das eiserne Kreuz. Die Hand stützte sich auf den wohlbekannten Stab, und die Sirene schien an diesem Tage besonders willig ihren Fischschwanz und ihren breiten Rücken herzuleihen, um das Ihrige beizutragen, daß der wichtige Gang gut von Statten gehe.

Der Wächter am Grabdenkmal stand schon bereit, als er den Obrist kommen sah. Die Kameraden begrüßten sich — auch Jene waren mit dem bedeutungsvollen Kreuze geschmückt. Allein der Obrist ließ sich in kein Gespräch ein; die Seele voll des

Ruhms der unvergeßlichen Siegestage, stürmte er ganz warm von der inneren Gluth der Vaterlandsliebe in die stille Halle, und das gebrochene farbige Licht fiel auch auf sein Haupt, wie es damals auf das Haupt des Königs gefallen war.

Wer von den alten Kriegern Preußens kennt nicht diese Kapelle, in der lange Zeit die Marmorgestalt der schönen Königin allein schlummerte? Wer sah sie nicht, diese Blume aus Preußens Siegesblumenkranz? Diese Gestalt, voll Schönheit und voll Trauer, dieses reine Gebilde, das unendliche Schauer der Wehmuth aus jeder fühlenden Brust emporruft. Lange — lange Jahre sah man hierher einen Mann kommen, oft in der Morgenfrühe, oft am späten Abend — er kam immer allein, und kein Blick durfte ihm folgen, wenn dieser — von Kummer und von den Jahren gebeugte — Mann in dem Dunkel dieser stillen Mauern verschwand. Jetzt ist diesem Manne eine Stätte neben der schönen Königin bereitet. Es säuseln die alten Linden vor dem Grabhause, es waltet Stille und Frieden in der Umgegend dieses Asyls. Die beiden Königsgräber stehen — der ganzen Nation ein rührendes Vermächtniß.

Als der Obrist eingetreten und sein Haupt entblößt hatte, machte er dem Grabmal der Königin

eine ehrfurchtsvolle und chevalereske Verbeugung, eine Verbeugung, ähnlich der, wie ein alter Krieger von feiner Sitte eine schöne Frau begrüßt. Es war etwas in seinem starren, ehrwürdigen Gesichte, das wie Lächeln aussah, und die Hand, die sich grüßend hob, gab damit ein fast zierliches und zärtliches Zeichen. Aber als er nun zum Denkmal des Königs sich wandte, war er plötzlich wieder der alte Soldat, der im Geiste seinem König gegenüber steht, das Antlitz voll strenger Ehrfurcht, die Haltung soldatisch ernst, aber im Auge eine Wehmuth und ein Schmerz, wie sie sich selten in einem Menschenantlitz zu malen pflegen.

Er beugte jetzt seine Kniee — er betete.

Die Linden säuselten vor dem Eingange; die blauen Lichter spielten am Steinboden hin — es war stille.

Der alte Mann betete.

Er betete zu Gott, daß Preußens Ruhm blühen möge, daß das Land seiner Väter in Segen und Fülle sich tauchen, daß der gute Geist nie von dem Volke weichen möchte, das Gott groß gemacht und vor andern Völkern erhoben.

Dann nahm sein Blick einen Ausdruck unendlicher Liebe an. Ein flammend Herz war in ihm,

und dieses Herz legte seinen warmen Sonnenschein gleichsam auf das kalte Steinantlitz, und spürte sorgsam jedem Zuge nach, als schliefe der Mann dort, und als könne ein Blick ihn erwecken. Jetzt dachte er nicht an den Ruhm des Vaterlandes, er dachte an die Seele dessen, der einst unter dieser äußeren Gestalt unter den Menschen umhergewandelt. Gedanken, wie sie das Haupt eines Greises birgt, den selbst bald das Dunkel des Grabes umschließen soll, webten ihr geheimnißvolles Netz und ließen es auf den Todten niedersinken. Der Greis, selbst um seinen eigenen Frieden bekümmert, erflehte den ewigen Frieden für seinen König. Seine Liebe für diesen König kannte keine Grenzen. „O!“ rief er, „möchten die bösen Tage, die Du erlebt, und die Du mit Deinem Volke brüderlich getheilt, zu so viel Siegeskronen der ewigen Freude Dir werden! Ich habe Dich gesehen, wie ein schweres Geschick Dich beugte, o mein König, und ich sah Dich, als Du mit den Deinigen triumphirtest! Immer — immer warst Du mein König — mein Herr! Immer standest Du so vor mir, daß ich Dich lieben, daß ich Dich ehren konnte!“ —

Diese Worte glitten unwillkührlich über die zitternden Lippen. Das Haupt sank im Uebermaß des

Schmerzes tief und immer tiefer, bis es endlich den Marmor des Denkmals berührte, und so zusammengebrochen in unendlichem Leid, regungslos lag der alte Krieger an den Stufen.

Die Linden säuselten vor dem Eingange, die blauen Lichter spielten am Fußboden hin — es war stille.

Jetzt erhob er sich. Der Wächter des Denkmals sah am Eingange der Thür eine stolze, kriegerische Gestalt erscheinen. Es war der Obrist, der Preuße von 1815 — der Preuße, der das gedemüthigte Frankreich zu seinen Füßen sah, der Preuße, der, einer großen und starken Nation angehörend, wußte, daß diese Nation berufen war, dem Erdball Gesetze vorzuschreiben, wenn sie beharrte bei dem Heldengeiste, den ihre großen Könige ihr eingehaucht! So stand der Obrist da — ein Bild des Ruhms und der Größe seines Volkes. Der Wächter wich zur Seite; es war wie eine Erscheinung.

Der Obrist schlug den Weg ein, der gegen das Ende des Gartens zu dem Felde und dem Flusse zuführte. Er hatte bei den stolzen und wehmüthigen Erinnerungen, denen seine Seele sich ergeben, es nicht bemerkt, daß zwei Männer ihm bis in die Nähe der Grabkapelle nachgeschlichen waren. Jetzt, an

einem einsamen Orte, sprangen diese Auflaurer hervor, und Einer derselben schwang seinen Stock über dem greisen Haupte. Der Obrist wich zurück; er war ohne Waffen. Mit einer gebieterischen Stimme rief er Jenen zu und fragte sie, was sie von ihm wollten; er habe nichts bei sich, und ein Raubversuch sei vergebens. Sie beachteten die Worte nicht, und der Keckste dieser Burschen sprang an den Obrist heran, faßte ihn an der Brust und riß dabei das eiserne Kreuz ab. Das Kreuz in seinen Händen sehen, ihn mit Löwenstärke an der Kehle packen und ihn an einen Baumstamm schleudern — war das Werk eines Augenblicks! Der Angreifer schien auf einen Moment besinnungslos, das Kreuz war zu Boden gefallen, der Obrist hatte es aufgehoben und rasch in die Brusttasche geschoben. Sein Ruf hatte einige der in der Nähe am Kanalbau beschäftigten Arbeiter herbeigezogen; sie kamen dem Bedrängten zu Hülfe. Als die herbeieilenden Männer sichtbar wurden, wollten Jene entfliehen, doch nur dem Einen gelang es, der Andere wurde von den Arbeitern ergriffen. Er wandte sich trotzig zum Obrist und sagte: „Wir sind gedungen, Sie zu mißhandeln!“ —

„Von wem?“ fragte der Obrist. „Ich weiß von keinem persönlichen Feinde. Wenn Du mir offen

gestehst, Bursche, wer Dich gedungen, so sollst Du frei sein!"

„Nun denn — um diesen Preis!"

Der Obrist rief rasch: „Doch nein! schweig! Ich will es nicht wissen! — Der Name eines Unwürdigen, der Knechte dingt, um sich an einem alten, waffenlosen Mann zu vergreifen — ich will ihn nicht wissen. An diesem Tage — heute — soll der Klang eines solchen Namens mein Ohr nicht berühren!"

Aber schon hatte der Wind, der über die Fläche hinfuhr, den Namen „Weld" an's Ohr des Obristen geführt. Der alte Mann zuckte zusammen, dann sagte er vor sich hinlächelnd: „Eine Antwort auf mein „Hinweg!" an jenem Mittage. Die Männer der neuen Freiheit haben ihre eigene Art zu antworten."

Der Miethling entsprang, und der Obrist setzte unbehindert seinen Weg fort. Zu Hause fand er seine Thür mit Blumen bekränzt, und Louise und Adam seiner wartend. Er drückte dem Letztern die Hand und sank in die Arme der Tochter. Es war eine lange schweigende — süße Umarmung.

Der Obrist erwähnte des eben stattgehabten Vorfalls nicht.

Adam hatte das Geld für die verkauften Holz-

figürchen gebracht. Der Ertrag war bedeutender ausgefallen als man erwartet hatte. Auf das Bild des verstorbenen Königs waren gerade jetzt viele Bestellungen eingegangen. Der Obrist schloß die kleine Summe ein, nachdem er einen Ueberschuß davon abgenommen. „Das ist mein," sagte er zum Bauern — das was drüber ist — gehört denen, die ärmer sind wie ich! den Cameraden, die ihr Brod vor den Thüren suchen müssen. Ich kenne solche."

„Ich auch," sagte Adam, indem er sich mit dem groben Tuchärmel eine Thräne aus den Augen trocknete.

„So wollen wir theilen," entgegnete der Obrist. „Du giebst, wer Dir bekannt ist, ich Denen, die ich kenne. Und sage ihnen, daß sie es am Tage von Großbeeren bekommen. Keiner von ihnen wird diesen Tag vergessen haben und hat Einer es, so hat er zugleich den Namen seines Vaters, den seiner Mutter vergessen. Ihm ist nicht zu helfen."

Adam hatte neuen Vorrath an Speisevorräthen mitgebracht, Louise ein paar Flaschen Wein. Der Tisch wurde vom Fenster abgerückt, nachdem der Obrist ein Dintenfaß auf einen Blechteller und eine alte Feder mit schadhaftem Spalt bei Seite gebracht, immer rufend: „Kinder! Kinder! Ihr bedenkt nicht daß man mit Dinte vorsichtig umgehen muß."

Louise und Adam zogen an den beiden Enden des Tischtuches; Jeder wollte ein größeres Ende auf seine Seite haben. Fünf Teller und die dazu gehörende Anzahl Messer und Gabeln wurde aufgelegt, ein Blumenstrauß in die Mitte des Tisches. Da nur drei Stühle sich fanden, so erhielten diese der Vater und die zwei Cameraden aus Berlin; Adam und Louise schoben sich die Bank heran, auf der die Jahrgänge des Militärwochenblatts nebst einigen alten Karten und Schlachtplänen zu liegen pflegten. Der gedeckte Tisch nahm sich ganz hübsch aus, obgleich der Blumenstrauß mit seinen prächtigen Georginen einen Schatten über das Ganze warf.

Wie Vater und Tochter den Tisch betrachteten, hafteten Beider Augen zugleich auf den leeren Stellen auf dem Eckschränkchen. Keines sprach ein Wort aber Jedes dachte bei sich: Wenn nun der Becher noch da wäre.

Aber der Becher war nicht da.

Der Obrist brachte ein geschliffenes Trinkglas aus dem Schranke heran und setzte es neben die Weinflaschen. Louise konnte es nicht über sich bringen ihren Vater anzusehen, während er das Glas hinsetzte. An diesem Tage war immer aus dem Becher getrunken worden.

Das schwarze Bild an der Wand — mit dem Florschleier! — An wie viel Dingen war dieses Schuld! Adam hatte so seine eigenen Gedanken, während er verstohlen Vater und Tochter beobachtete und dann auf das schwarze Bild, das wie eine alttestamentarische Witwe in ihrem Trauerschleier aussah, hinblickte.

Wieder ein Blick zwischen Tochter und Vater. Das silberne Salzbüchschen fehlte: ein altes Erbstück! Wieder ein Blick auf das schwarze Bild an der Wand! —

Die Hobelbank und die Werkzeuge waren bei Seite geschafft worden.

Jetzt traten die Gäste aus der Stadt ein. Die Cameraden grüßten herzlich und wurden herzlich begrüßt. Adam wurde steif — er wurde Soldat und stand an der Thür, bis ein gnädiger Wink ihn wieder beweglich machte und ein Händedruck ihn als vollgültig in den kleinen Kreis aufnahm. Louise entfernte sich mit der Magd Catharine, deren Marktbuch sie vorher prüfend durchgesehen hatte, in die kleine Küche, um die Suppe hereinzubringen. Als die Suppe auf dem Tische stand, trat sie dem Vater zur Seite. Der zog sie an sich heran, umschloß sie innig, und ihr Haupt an seine Brust drückend, sprach er ein kurzes Tischgebet. Adam hielt die Hände gefaltet; die Gäste standen ernsthaft da. Als man

sich gesetzt hatte, schmeckte Allen die karge Kost. Der Wein war gut und die Cameraden lobten ihn; Louise war stolz, denn sie hatte ihn besorgt. Ein stilles Glas auf das Andenken des verstorbenen Königs — war der einzige Trinkspruch bei dieser Tafel der Veteranen. Neben diesem Namen konnte und durfte kein anderer genannt werden. Die vielen, vielen Todten sonst noch — die braven, die überall vertheilt in fremder Erde ruhten — das Herz der Lebenden wußte um sie — aber die Zunge nannte nicht ihre Namen. Es ist etwas Heiliges um die Todten, die in schönen Ruhmestagen starben, und noch mehr Heiliges ist um die, die da hingingen in Tagen, wo es nächtlich grausete, wo Männerherzen brachen in unendlichem Leid um die Schmach des Vaterlandes. O rührt nicht unbesonnen an ein Todtenkleid! es könnte abfallen und Euch Wunder zeigen, deren Anblick Ihr nicht zu ertragen vermöget.

Das Gespräch der Veteranen über die Tage der Schlacht, und über die Ereignisse, die diesen Tagen vorangingen und ihnen folgten, lassen wir hier weg. Es glich mehr oder weniger allen jenen vertraulichen Erinnerungen, die das Alter so gern einander austauscht.

Die Gäste entfernten sich, um noch ein Casino zu besuchen. Der Obrist blieb mit Adam und seiner

Tochter allein. Es fing schon an im kleinen engen Zimmer zu dunkeln.

Adam mußte von seinem Hausstande erzählen, und er that es, indem er besonders viel von seinem Kinde sprach, einem armen, von der Natur sehr vernachlässigten Knaben, der als Krüppel zur Welt gekommen war. Der Vater erzählte mit freudig bewegter Stimme, wie in dem Kinde, das er bisher auch für geistig völlig verwahrlost hielt, einige Verständniß des äußern Lebens und seiner Gestaltungen hervorzudämmern beginne. „Freilich so groß und stolz wie der Wilm wird er nie," setzte der ehemalige Grenadier mit großer Genugthuung hinzu. „Mein Junge mißt fünf Fuß vier Zoll — das will schon etwas sagen unter den kleinen Vierundzwanzigern."

„Laß ihn nur ein braves Herz haben," bemerkte der Obrist; „auf die Fuß und Zoll kommt es nicht an."

„Freilich wohl," entgegnete der Bauer, allein bei einem Soldaten sind auch die nicht zu verachten. Nach diesen Gesprächen nahm Adam Braun Abschied. Vater und Tochter blieben allein. Der Vater saß am Fenster; das letzte Licht des Tages, sich hinter dem Grün des Pelargoniumbäumchens vordrängend, ruhte auf dem erhobenen Arm des Greises, und ließ durch die Dämmerung die silberweißen dichten Augenbrauen

schimmern. Der Greis saß gebeugt da und die Tochter wußte nicht, wohin sein Blick gerichtet war; auf sie nicht, denn das hätte sie gefühlt, wenn auch nicht gesehen: der Blick der Liebe übt eine magnetische Kraft, die unmittelbar durch das Herz, nicht durch die Sinne aufgefaßt wird. Der Vater mußte die Augen geschlossen haben, wie er öfter that, wenn er vergangener Zeiten gedachte. Und Louise — so innig vertraut war sie mit dem heiligsten Geistesleben des Greises — wußte, welche Gestalt ihm jetzt in seinem Träumen vorschwebte. Und sie hatte sich nicht geirrt. Nach einer Weile richtete sich die gebeugte Gestalt in die Höhe und der sanfte Ruf: „Komm, mein Kind!" erklang durch das Dunkel und die Stille.

Louise setzte sich neben ihren Vater und legte ihr Haupt an seine Schulter. Er umschloß dieses Haupt liebkosend mit der Hand.

„Hast Du an diesem Tage auch Deiner Mutter gedacht, Mädchen?"

„Ja, mein Vater."

„Sie ruht fern von uns unter grünem Hügel. Hast Du auch — seiner — des Verlorenen gedacht?" Die Stimme des Greises bebte. Louise wollte antworten, er verhinderte es durch eine zärtlichere Liebkosung. „Still; ich weiß Du hast an ihn gedacht!

Wie solltest Du nicht. Wenn er lebte, wäre er jetzt dreiundzwanzig Jahr."

„Und sechs Monate, Vater. Im Februar war sein Geburtstag."

„O, Du brauchst mir das nicht zu sagen."

Eine Pause. Es wurde immer dunkler im Stübchen. Die beiden Herzen, Vater und Kind, so nah an einander, widmeten dem Dritten, von dem sie nicht wußten, ob es noch seine Pulse zähle, ein gemeinsames, schmerzenvolles Andenken.

Wieder fuhr die Hand des Greises an der Wange des Mädchens herab.

„Es ist auch besser so!" sagte er stammelnd. „Jetzt geh' ich dahin und nehme mit mir in's Grab Alles, was meiner Zeit angehört. Wär' er da, ich könnte nicht so friedlich scheiden. Der Vater will in seinem Sohne weiterleben; er soll ausführen, was der Alte nicht mehr gekonnt und Alles, was die Vaterbrust an stolzen Hoffnungen nährt, es wird auf das junge Herz übertragen. Das ist eine thörichte Selbstsucht — mein Kind! Hältst Du es nicht dafür! Es soll Jeder für sich stehen und Keiner auf den Andern seine Hoffnungen übertragen. Das sag' ich mir oft, wenn mir das Herz brechen will in dem Gedanken, daß ich keinen Sohn habe."

Louise wagte nicht in diesem Moment mit ihrer Liebe hervorzutreten. Der Vater hatte eben diese Liebe selbstisch genannt. Und konnte sie überhaupt seine Hoffnungen erben, sie, ein armes, schwaches Mädchen? Konnte sie sich in die starke, große Welt der Männerthaten und Männerhoffnungen eindrängen?

Der Greis fuhr fort: „Heute, wie mir der Unfall begegnete — wenn er mir zur Seite gestanden! Wie hätte sein starker Arm den Vater geschützt!“

„Wie, Vater, es ist Dir ein Unfall begegnet?“

„Nichts, mein Kind — nichts, nichts! Ich träume. Und wie war sein Lächeln so süß, wie so ganz hatte er die treuen Augen der Mutter! —“

Der Obrist unterbrach sich hier und nahm das Kettchen in die Hand, das an seinem Cigarrenhalter von Horn befestigt war. „Dieses Kettchen — es ist das einzige Geräth von edlem Metall, das ich zurückbehalten — selbst das Portrait der Mutter hab' ich nicht verschont — diese Kette war an einem kleinen Pfeifchen befestigt, das ich noch am Tage vor seinem Verschwinden in seiner Hand gewahrte. Dieses Kleinod wird mich nicht verlassen. Und wenn ich sterbe, Louise, so hebe Du es auf.“

Die Tochter versprach es.

Die Gedanken des Greises kehrten zu dem Punkte

zurück, von dem sie ausgegangen waren, und er sagte mit einer Stimme, die in ihrer Weichheit so viel Erschütterndes hatte: „Weißt Du, was mich jetzt wieder an den Verstorbenen erinnert? Jener Bauer. Hörtest Du, wie er von seinem Kinde sprach — mit welcher Vaterfreude, und doch ist jener Knabe ein elender Krüppel; man kann kaum Freude an seiner Existenz haben, aber der Vater — er ist ordentlich stolz auf ihn! Ach, wie erklärlich finde ich das!"

„Der Bruder lebt!" rief Louise leise.

Der Greis fuhr auf, als wenn eine Geisterstimme durch's Gemach getönt, dann aber sank er wieder zurück und über seine bleichen Lippen zitterten mit einem tiefen Seufzer die Worte: „todt! — todt!"

12.

Der Obrist empfängt einen unerwarteten Besuch.

Die Sirene arbeitete wieder lebhaft.

Der Obrist stand auf den mittleren Stufen seiner Treppe und winkte mit dem Stock, daß man den Fremden, der zu ihm wolle, nicht hinauflassen solle. Catharine, die nicht gut hörte, besonders bei feuchtem Wetter, wie sie behauptete, und es war demnach nie gutes Wetter für sie — fragte laut, was der Herr Obrist eigentlich meine.

Der Obrist stieß einen soldatischen Fluch aus.

Die Glasthür zum Atelier öffnete sich und Fräulein Rosa erschien, hinter ihr das blasse, übelwollende Gesicht Angelica's.

Der Obrist zog sich rasch zurück; allein er verlor bei diesem Rückzug seinen Stock und die Sirene

rollte zu den Füßen der Putzmacherin. Keine der Damen rührte den Stock an.

„Mein Himmel, welch ein Lärm!" rief die Putzmacherin. „Was giebt's?"

In diesem Augenblick trat der Besuch ein, der da abgewiesen werden sollte. Es war ein junger Mann von stolzer Haltung und einem edlen, obwohl etwas düstern Gesichte. Vom Obrist sah man nur einen Fuß und den Sporen daran. Er war eine Stufe wieder herabgestiegen, um durch die Oeffnung oberhalb der Thür erstlich über das Schicksal der Sirene, und dann über die Person des Gastes sich Auskunft zu verschaffen. Er erkannte Jemand, dessen Anblick ihn mit Freude erfüllte.

„Wohnt hier der Herr Obrist von Rechow?"

„Zu dienen, mein Herr. Er wohnt allerdings hier."

Der Obrist war fest entschlossen, nicht eher hervorzutreten, als bis die Glasthür sich geschlossen.

„Ist er zu Hause?"

Die Putzmacherin warf einen Blick auf den Fuß mit dem Sporen. Sie hatte früher vernommen, daß der Obrist nicht wolle zu Hause sein, und es war ihr sehr angenehm, jetzt eine Gelegenheit zu haben, dem „Sonderling" einen Possen zu spielen. Sie

hatte die Scene an der Hausthür nicht vergessen, so wie das Geheimhalten der Tochter. Sie rief: „Ja, mein Herr, er ist zu Hause! Dort steht er."

Mit einem schadenfrohen Gelächter, das tief im Atelier sein Echo fand, schloß sich die Glasthür. Der junge Mann schritt vorwärts. Der Obrist kam ihm entgegen. Catharine bemächtigte sich der Sirene.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Herr von Hohenheim."

„Herr Obrist, darf ich die Worte in vollem Ernste nehmen?"

Der Obrist winkte seinem Gaste voraus zu gehen, und der junge Offizier bemächtigte sich des Geländers der kleinen, baufälligen Treppe. Oben angelangt, nahm er den Platz am Fenster ein, und der Obrist setzte sich ihm gegenüber an den Tisch, doch so, daß er die Aussicht auf das verschleierte Bild seinem Gaste raubte.

„In der That," hob der Veteran an, „bin ich neugierig zu erfahren, wie Sie den Weg zu der versteckten Klause eines Einsiedlers erfahren haben, mein lieber junger Mann?"

„Soll ich's offen gestehen?"

„Gewiß, ganz offen."

„Durch Ihr Fräulein Tochter."

Der Obrist machte eine etwas überraschte Miene, die aber gleich wieder in ein freundliches Lächeln überging. „Sie haben den rechten Wegweiser gefunden," sagte er. „Dieser Weiser zeigt nicht blos auf meine Thür, sondern auch auf mein" — die Sirene befand sich wieder in seiner Hand und er ließ sie leise an die linke Brustseite antippen.

„Sie übernahm es nur, mich zu Ihrer Thüre zu weisen."

„Natürlich; denn Sie hatten schon vorher den Weg gefunden, der zu meinem Herzen führt. Geben Sie mir die Hand, Herr Lieutenant. Ihre warmen, patriotischen Aeußerungen an jenem Tage haben mich Ihnen zum Freunde geworben."

Der junge Offizier erwiederte den Händedruck mit Ehrerbietung und zugleich großer Herzlichkeit. „Jene Aeußerungen waren unvorsichtig, Herr Obrist."

„Das kann sein; darauf verstehe ich mich nicht: allein sie waren ein Wort zu seiner Zeit ausgesprochen. Ein Wort, das einem alten Manne Erquickung schaffte."

„So bereue ich nicht, dieses Wort gesprochen zu haben."

„Ei, das sollen Sie auch nicht. Und noch besser, wissen Sie was? Lassen Sie's drucken. Ich nehme ein Exemplar — ja wahrhaftig, ich nehme eins. Es

soll dort in meiner kleinen Bibliothek stehen neben dem Feldzug von 1815 und dem militärischen Wochenblatt."

Der Offizier sagte mit einigem Zögern: „Es wäre nur für meine Stellung gefährlich."

„Ah — Sie haben Recht — die Volksschmeichler, die Schmeichler der Tagesbewegung; aber haben Sie keine Sorge: das alte Preußen dringt durch. Wir gehen nicht in Deutschland auf. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf — ich! das Verhältniß ist so: Deutschland ist ein alter, bettelhafter Mann, der eine junge hübsche, reiche Frau heirathen will, um sich wieder auf die Beine zu bringen. Jetzt thut der alte Ehekrüppel, als wenn er Wunder was wäre, er wattirt Brust und Beine, er steckt sich einen Blumenstrauß in's Knopfloch, er staffirt sich mit blondem Lockenhaar und falschen Zähnen aus und ruft: Ha! ich bin der Junge, Reiche und Mächtige — ich thue dem Weibchen eine Ehre an, wenn ich nach ihr freie! Aber das junge blühende hübsche Weib sieht durch all' die Watte und Schminke die hohlen Wangen und die knickenden Beine des Freiers und sagt: Ich danke hübsch; um deine Schulden zu bezahlen, soll ich arm werden, um deine schlechten Säfte zu verbessern, soll ich meine Jugend und meine Kraft hingeben! Ich danke. Und nun ist der alte Freiersmann wüthend

und schreit und jammert über die aufgeblasene, impertinente Person, die nicht weiß, was sie will und die in ihr eigen Verderben rennt! Und das Gesindel, das dem alten heruntergekommenen Mann zu der reichen Frau verhelfen will, um dabei seinerseits die Taschen sich zu füllen und zu Ansehn zu gelangen, schreit noch ärger als der alte Mann selbst über die Impertinenz und die Hoffahrt des jungen Weibes; das junge Weib aber bleibt bei ihrem Entschluß und sagt dem alten Herrn: ich will Ihre gute Freundin und Nachbarin bleiben, wie ich's immer gewesen bin, aber Ihr Weib — nein!

„Glauben Sie, Herr Obrist, daß ich dies jetzt so gerade weg sagen dürfte?"

„In andern Worten — freilich."

„Das junge Weib kokettirt aber jetzt offenbar mit dem alten Manne."

„Allerdings, das thut sie."

„Und giebt dem alten Herrn Zusicherungen."

„Nein das thut sie nicht. Das widerstreite ich. Sie hat ihrer Ehre noch um keinen Zoll breit vergeben. Noch um keinen Zoll breit. Das Kokettiren freilich ist auch häßlich, und das hätte sie bleiben lassen sollen, allein sie ist eitel und gefallsüchtig."

„Lassen wir die Metapher fallen" — hob der

Offizier nach einer Pause an, „und sprechen wir von der Sache in Ausdrücken, die ihr völlig anpassen. Ich kann, Herr Obrist, meine Ansichten nicht aussprechen, ohne gewisse Versprechungen zu berühren."

„Was sind diese Versprechungen? Worte! Sie verfliegen im Winde wie Spreu. Die ganze Nation steht auf und ruft: Nein! Man giebt an einem schönen Morgen nicht sein Königreich weg, das hunderte von Jahren aufzubauen gekostet hat. Geben Sie Acht, so lange die Sachen so gehen, daß man ihnen allenfalls ruhig zuschauen kann, so wird alles in langen, schönen Reden und Höflichkeiten auslaufen, aber lassen Sie nur einen Finger sich erheben der unmittelbar an den Nerv tastet, so springt das echte, wahre Preußenvolk wie ein Mann auf. Ich kenne dieses Volk, ich bin dieses Volkes Sohn! Freilich der Sohn des Volkes, das sich hier auf den Straßen herumtreibt, und seine Sprecher und Advokaten hat, bin ich nicht. Will auch für diese Ehre gedankt haben."

Der Offizier sagte: „Aber geben wir zu, daß die Idee eines großen, einigen, in allen seinen Theilen vollkommen in einander greifenden Deutschlands — schön ist."

„Wenn sie nur ausführbar wäre! Wenn nur der

Haß, der Neid, die Eifersucht nicht wären, die die Stämme von Beginn ihrer Existenz an von einander getrennt haben. Und jetzt will man diese Einigkeit zu Stande bringen, da der Egoismus der Staaten aufs Höchste getrieben ist."

„Gott sei Dank, daß dem so ist!" rief der junge Offizier, „denn der alles nivellirende Communismus steht uns als gewappneter Feind gegenüber."

„Das ist's! Darum soll man den Egoismus der Staaten, den ich besser: concentrirte Vaterlandsliebe nenne — ja nicht verbannen. Nur indem wir offen und immer wieder erklären, daß wir Preußen, und nur ausschließlich Preußen sein wollen, indem wir uns an die großen Thaten unserer Geschichte, an den Heldenmuth und die Größe unserer Fürsten eng anklammern, wird es uns gelingen, diesem perfiden und den Grundbau der Gesellschaft zerstörenden Gelüste des Communismus jeden Weg in unseren Staat zu versperren."

„Aber nun genug, mein Herr. Ich bin ein alter Mann und verstehe vielleicht den Lauf der Welt nicht mehr; auch kamen Sie wohl nicht her, um mit mir über diese Dinge zu sprechen."

Der junge Offizier schwieg befangen.

„Führt Sie ein Geschäft zu mir?"

„Ich kam um Ihnen meine Achtung zu bezeigen, doch hätte ich nicht gewagt diesem selbstischen Triebe unbedingt zu folgen; zum Glück für mich kam ein Auftrag des Kriegsministers hinzu.“

„Des Kriegsministers?“

„Er gab mir den Befehl, Sie zu besuchen und Sie — auf die rücksichtsvollste Weise — um Erklärung zu bitten, weshalb Sie die Ihnen zustehende Pension aufgegeben.“

Der Obrist führte die Sirene an den Mund und ließ sie sich unter den Silberhaaren des Schnurrbarts einwühlen. „Hm! weshalb? Nun, sagen Sie dem Minister, daß ich in Wohlhabenheit lebe und des Geldes nicht bedarf.“

Herr von Hohenheim warf einen Blick auf die Umgebungen im Stübchen. Dieser Blick, so flüchtig er war, entging dem Obristen nicht. „Ah,“ rief er, „Sie forschen nach, worin diese Wohlhabenheit bestehe? Es sieht hier nicht danach aus. Aber meine Wohlhabenheit besteht in der Gabe, die mir das Geschick verliehen, wenig Wünsche zu haben und leicht zufriedengestellt zu sein.“

„Eine kostbare Gabe.“

„Ja, sie ist sehr kostbar.“

„Nun denn, Seine Excellenz bittet Sie diese Pension wieder anzunehmen.“

„Nicht doch! Was denkt der Minister? bin ich ein Kind, das heute dem widerspricht, was es gestern gesagt hat? Solche Kinder giebt es freilich viele heut zu Tage, allein ich bin keins.“

„Der Minister — hat in seiner schweren Stellung Freunde nöthig. Er kennt Ihre Gesinnung und freut sich deren. Er erinnert sich, daß Sie und er, früher Kriegscameraden gewesen — er erinnert sich, daß Sie ihn Freund und Bruder genannt.“

„O, was das betrifft, ich nenne ihn noch so.“

„Und besuchen ihn nicht?“

„Mein lieber junger Mann, wenn unsre Freunde Minister werden, so thun wir gut daran, uns nicht vorschnell daran zu erinnern, daß sie unsere Freunde waren. Wir könnten auf ein schlechtes Gedächtniß stoßen.“

„Bei einem Manne, wie unser Minister, haben Sie dies gefürchtet?“

„Ich will nicht sagen ja, ich will nicht sagen nein. Kurz und gut wenn er nicht mein Freund gewesen wäre von früherher, so hätte ich ihn vielleicht jetzt aufgesucht.“

„Er sucht Sie auf.“

„Sagen Sie ihm meinen Dank. Theilen Sie ihm mit, wie Sie mich gefunden; daß ich froh und zufrieden lebe, und daß ich nichts bedarf. Es wird ihn freuen, wenn er dies hört — wenn er noch mein Freund ist. Tausende fordern jetzt von ihm Verbesserung ihrer Lage — er hat das schwierigste Ministerium im Staate, denn er hat es mit einer für den Augenblick zurückgesetzten, beleidigten Armee zu thun — es wird ihn freuen, Jemanden zu wissen der nichts von ihm verlangt."

Der junge Offizier verbeugte sich. „Ich werde diese Antwort überbringen; allein ich fürchte sie wird wenig willkommen sein."

Der Obrist erhob sich, und dies galt dem Gaste als Zeichen der Trennung. Er schied, nochmals mit einem herzlichen Händedruck verabschiedet.

13.

Das aristokratische Haus.

Eine Droschke fuhr eilig über die Waisenhausbrücke in Potsdam und lenkte der Kirche vorbei, dem Gasthause „zum Einsiedler" zu; von dort aus bog sie in eine Seitenstraße.

In der Droschke saß die Flottendame.

Es war schon Dreiviertel auf Ein Uhr, und um Ein Uhr fand das Frühstück statt, zu dem sie eingeladen. Der alte Graf wartete nicht gern mit dem ersten Gläschen Madera. Die Flottendame war auch hungrig und liebte auch Madera, aber sie dachte jetzt an etwas Anderes; sie war glücklich, denn sie hatte funfzehn Loose zu einer Armenlotterie abgesetzt, zehn Karten für eine Sammlung Waffen indischer Häuptlinge, die zu wohlthätigen Zwecken gezeigt wurde, drei Subscribenten gesammelt für ein Album zum Besten Abgebrannter, und sieben und eine zweifelhafte achte Unterschrift

erhalten zu einem Concert, das berechnet war, einen armen Hausvater mit siebenzehn Unmündigen wieder auf die Beine zu bringen. Außerdem hatte sie einen alten Spitzenschleier verkauft, sechs silberne Serviettenringe und einen Untersatz mit silberner Einfassung zu einer Suppenschüssel, und einen alten vergoldeten Kammerherrnschlüssel als Sammlung für die Flotte erhalten. Alles dieses an einem Vormittage.

Bei solchen Umständen litt die Flottendame dann gern Hunger.

Und nun eilte sie einem ungeheuer reichen Hause entgegen — wie konnte dieser Tag noch enden!

Mittlerweile beabsichtigte sie, den Kutscher der Droschke patriotisch zu bearbeiten, daß diese rohe Natur sich bewogen fühlte, im Interesse der deutschen Flotte auf die fünf Silbergroschen zu verzichten, die ihm dafür zukamen, daß er die Flottendame zum Orte ihres diesmaligen Mittagessens führte.

Sie setzte sich so nah als möglich dem vordern Platz in der Droschke, und indem sie vorsichtig die Falten ihres schon zweimal gewendeten seidenen Kleides zusammenfaßte, lag sie in graziöser Stellung zum Kutscher gebeugt und flüsterte: „War Er schon jemals zur See, mein Freund?"

„In Weißensee? Ne."

„Nicht in Weißensee. Ich frage, ob Er jemals auf dem großen, offenen Meere gesegelt hat?“

„Ick gloob, man kann auf dem Meer mit keener Droschke fahren.“

„Allerdings nicht, mein Freund!“ — Die Flottendame mußte über diese Kindlichkeit lächeln. Sie öffnete ein kleines Etui und nahm ein Pfeffermünzkügelchen in den Mund. „Da hat Er Recht, mein Freund — man fährt auf dem Meere mit Schiffen! mit prächtigen, großen Schiffen. Ein solches will unser König nun bauen.“

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er mit diesem Plane des Königs vollkommen einverstanden sei und seinerseits nichts dagegen habe. Die Flottendame aber wünschte mehr. Sie warf ihm einen feurigen Blick zu und sagte, indem sie in ihre Stellung etwas so Weiches, Schwankendes legte, als läge sie bereits am Bord eines Schiffes. „Man sammelt jetzt im ganzen Lande für dieses Schiff, und Er wird gut thun, mein Freund, wenn Er auch etwas dafür giebt. Was meint Er, Lieber, wenn ich für Ihn fünf Silbergroschen in den allgemeinen Schatz lege?“

„Fünf Silbergroschen will Madamken für mich bezahlen? — ’s ist gut! Kann geschehen!“

„Großmüthiger Mann! Ja, ich wußte wohl, daß ich keine Fehlbitte thun würde. Man muß nur auf die rechte Weise zum Volke sprechen.“

Die Droschke hielt und die Flottendame wollte entschlüpfen, ohne bezahlt zu haben; eine derbe Faust packte in die Falten ihres Kleides und brachte den morschen Stoff einer gefährlichen Krisis nahe. „Wat ist dat? Mein Geld! Madamken.“

„Mann! denkt an Eure eigenen Worte vorhin.“

Die Hand hielt noch immer das Kleid, so daß die Dame, die schon die Droschke verlassen hatte, in einer nicht ganz passenden Attitüde, hochgeschürzt auf der Straße stand. Der Kutscher ließ das Gewand los, bemächtigte sich des Sonnenschirmes, der noch im Wagen lag, und rief: „Madamken, wenn Sie ausreißen will, so behalte ick dat. Ne, so war es nich gemeent!“ — —

Der Streit durfte nicht weiter ausgedehnt werden; die Gesellschaft wartete muthmaßlich. Die Flottendame gab also dieses Project auf und zahlte nicht ohne lebhaften Verdruß die geforderten fünf Silbergroschen, welche auf diese Weise der Flotte entgingen.

Das aristokratische Haus bestand in dem alten Grafen Werder-Wendheim, in seiner Tochter, der

verwitweten Fürstin Warrwach-Sollns und deren zwei Töchter und einem Sohne, welcher Offizier bei der Garde du Corps war. Außer der Familie war noch ein Justizrath gegenwärtig, ein alter Bekannter des Grafen. Die Familie war unter sich. Der Justizrath und die Flottendame wurden nicht als Fremde gerechnet.

Der junge Mann war in der Uniform seines Regiments; er war eben von der Parade gekommen. Er stand am Fenster und blickte hinab, die Linke auf den Säbel gestützt, den er noch nicht abgethan hatte.

„Der König nahm die Parade ab?" fragte die Fürstin.

„Der Prinz war gegenwärtig," antwortete der Sohn.

„Sprach der König zu Euch?"

„Der Prinz sprach."

„Wie lange blieb der König?"

„Der Prinz blieb bis zu Ende. Wir Offiziere hatten die Ehre, in seiner Gesellschaft wegzureiten. Er wandte sich zu mir; er sah mein freudestrahlendes Auge und fragte, was mir Angenehmes begegnet sei. „Eure königliche Hoheit sind wieder in unserer Mitte," antwortete ich. Die Cameraden nickten mir zu. Der Prinz schwieg."

„Wird der König heut nach Berlin fahren?“ fragte der Justizrath.

„Ich hab' mich nicht darnach erkundigt. Der Prinz bleibt hier.“

Die Fürstin lächelte; der Justizrath empfand einen Schreck über die seltsamen Antworten, die auf die Fragen nie paßten.

Der alte Graf trank seinen Madera. Die jungen Damen saßen noch am Fenster am Stickrahmen. Die Flottendame hatte sich zu ihnen gesetzt. Kleine Tische wurden herangeschoben; die Diener präsentirten die Schüsseln des Frühstücks. Es gab darunter ausgesuchte Delikatessen. Die Fürstin und ihr Vater schoben sich Eine dem Andern einzelne Teller zu, bis der Graf sich in die unergründliche Tiefe eines alten Chesterkäse versenkte, der eine penetrante Atmosphäre, die von seinem ehrwürdigen Alter zeugte, verbreitete. Dahin folgte ihm die Fürstin nicht. Er schwelgte allein. Zwei prächtige Neufundländer Hunde umstanden ihn zu beiden Seiten, und richteten ihre scharfen, aufmerksamen Augen auf die Bewegungen der Hand und des Mundes des Herrn.

So eben war die Nachricht von Cavaignac's Besiegung der Insurrection in Paris eingetroffen, so wie von Radetzky's kühnen Thaten. Der Justizrath

begann über diese Nachrichten mit dem Grafen ein Gespräch. Die Fürstin mischte sich ein. Der Sohn am Fenster rief aus:

„Und wir — und wir!“ — Er stieß mit dem Säbel so hart auf das Parket des Fußbodens, daß die Krystallgläser auf dem Tische zitterten.

„Alfred!“ rief die Fürstin.

Er wandte sich um: „Aber nein! — nein! — ich will nicht ruhig sein, nicht mich geduldig fügen. Himmel! die Schmach brennt mir das Herz morsch. Alle Tage — alle Tage Erinnerungen an diese Höllennacht!“

„So nimm Deinen Abschied, wenn Du es gar nicht mehr aushalten kannst!“ sagte die Fürstin. „Wir haben ja noch zum Glück Besitzthum — wer weiß, wie lange wir es haben.“

„Abschied! — Abschied! das ist immer Ihr erstes Wort. Sie verstehen nicht, was ich eigentlich meine. In einem entfernten, abgelegenen Winkel soll ich sitzen und recht deutlich fühlen, daß ich nicht nöthig bin. Das wollen ja diese Niederträchtigen, diese Feinde und Verläumder des Adels; sie wollen, daß wir verstimmt und schmollend uns zurückziehen und ihnen das Feld lassen. Aber ich will ihnen zeigen, daß ich ein Sohn des Landes bin. Preußen ist

mein Vaterland — ich sein Kind, sein Sohn! Meine Voreltern haben für seinen Ruhm gefochten, ich habe Rechte auf dieses Land. Wer bestreitet sie mir? Und zwar will ich als Soldat diese Rechte geltend machen."

Da Alle schwiegen, fuhr er fort, indem ein Zug von Wehmuth sich in seine jugendliche, stolze und dröhnende Stimme mischte. „Und gerade uns diesen Schimpf! Sei es, daß er es nöthig erachtete, die anderen Soldaten aus seiner Nähe zu entfernen — aber uns! Keine Gewalt der Erde hätte ihn vermögen sollen, seine treue Leibgarde, die sich keines Fehls schuldig gemacht hatte, aus seiner Nähe zu verbannen. Und weshalb zu verbannen? Weil eine Rotte Aufrührer es verlangt. Dem schlimmsten Gesindel der Hauptstadt, durch fremde Unruhestifter aufgehetzt, dem müssen wir weichen. O, ich hätte in jener furchtbaren Stunde, als auch wir den Befehl erhielten, uns zu entfernen von unserm Posten, den wir mit Ehren unter drei Regierungen inne gehabt, uns zu entfernen! Und wie entfernen? Wie Diebe in der Nacht mußten wir das königliche Schloß verlassen! — ich hätte weinen mögen wie ein Kind. Mein erster Gedanke war hinaufzustürmen die marmornen Treppen, um ihm meinen Säbel zerbrochen

vor die Füße zu schleudern. Da riefen mir aber die Cameraden; ihr mahnendes Wort schlug an mein Ohr, und so zogen wir durch die Nacht dahin — ernst und schweigend, und zum ersten Male das grimmige Feuer unverdienter Schmach auf unsern Häuptern fühlend."

„Mein Kind!" sagte die Fürstin mit dem gezwungenen Tone der Gleichgültigkeit — „das sind Dinge, die man vergessen muß."

„Die wir aber nie vergessen werden. Der Soldat hat nur seine Ehre — wer die angreift, wer nicht allein zugiebt, sondern wer sogar befiehlt, daß sie befleckt werde, der hat —"

„Alfred!"

Die Fürstin gab ihrem Sohne einen Wink, der in einem flüchtigen Seitenblick auf den Justizrath und die fremde Dame bestand. Der junge Mann blickte wieder mit einer düstern und verwilderten Miene aus dem Fenster hinaus. Nach einer Weile sagte er, indem er sich zum Lachen zwang: „Und nun diese Schmähungen und Vorwürfe anzuhören! Warum unsere Angehörigen nicht nach Berlin kommen? wird gefragt! Der Adel, heißt es, begiebt sich auf feige Flucht — er betheiligt sich nicht an den Interessen des Volks, er hängt nicht mit diesem zusammen.

Ha! an den Interessen dieses Volkes sollen wir uns betheiligen! Daß wir mit dem wahren Volke zusammenhängen, mit ihm eine Masse bilden, das haben die Jahre 1812 bis 1815 gezeigt. Bei dem Aufruf des Königs, zu den Waffen, trat Edelmann und Bauer in eine Linie. Die edelsten Geschlechter suchten eine Ehre darin, mit dem tüchtigen braven Mann aus dem Volke um den Preis der Vaterlandsliebe zu ringen. Das war der preußische Adel! Und diese Plünderer, diese leeren Phrasenmacher — wagen es über den Kern und Gehalt dieses Adels abzusprechen, ihn bei dem Volke zu verläumden. Und Alles das muß man dulden! Ein Soldat — und dulden!"

„Eure Zeit wird kommen" — sagte die Fürstin — „wenn man Eurer nach Außen hin bedürfen wird. Ich denke noch der Zeit, wo kein edles Haus im Lande ohne Trauerflöre bestand. Man brachte einer armen Mutter die Leichen ihres Mannes, ihrer Söhne. Damals jubelte das Volk und rief: So sind preußische Edle! Seht, kein Haus hat sich ausgeschlossen; alle, alle haben sie dem Tod Beute geschickt."

Der Sohn sah seine Mutter an, und jener frühere Zug von Wehmuth machte sich wiederum in seinem ernsten Gesichte Platz. Er rief: „Wenn das

wiederkäme! Wenn ein schöner Schlachtentod uns, deren Jugend geknickt ist, deren Herz den Todesstoß gerade von der Hand, die es beschützen sollte, erhalten hat — uns von hinnen nähme! O, ich würde die Erde küssen, sie willig mit meinem Blut tränken, denn sie gäbe mir — das höchste Gut, was ich erstrebe — ein ehrenvolles Soldatengrab."

Er schwieg stille und alle Andern schwiegen auch. Es wollte kein anderes Gespräch aufkommen. Endlich fragte der alte Graf seine Tochter: „Hast Du sagen lassen, daß wir heute Abend nicht die Ehre haben könnten, im Hofzirkel zu erscheinen?"

„Ich bin selbst zur Gräfin Dönhoff gefahren. Es schien etwas aufzufallen, daß wir zum drittenmal refüsirten."

„Aber man wird begreifen, daß ein Mann von fast achtzig Jahren —"

„O ja — man begreift," entgegnete die Fürstin kurz.

Die Töchter kamen und zeigten ihre Stickerei vor. Die Flottendame benutzte die Gelegenheit, wo die Personen in diesem Gemach wieder freier athmeten, um ihr Gesuch anzubringen. Der alte Graf stand auf und sich der Bittstellerin nähernd, nahm er ein schlaues, heimliches Lächeln an und drückte ihr einen

Dukaten in die Hand. „Wie oft,“ sagte er, „hab' ich in meinem Leben einem schönen Kinde auf diese Weise ein Goldstück zugesteckt.“

Die Flottendame, die ganz Tugend war, fühlte sich empört, daß der Graf sich rücksichtlos seinen lüsternen Erinnerungen überließ, und daß er sogar sie zum Anknüpfungspunkt dieser Erinnerungen brauchte. Indessen nahm sie das Goldstück, und murmelte, daß sie es auf die Liste bringen werde.

„Lassen Sie Ihre Teufelsliste mir aus dem Spiel!“ polterte der Graf. „Ich will auf keiner Liste stehen.“

„Aber ich — ich!“ rief Alfred, und löste eine schwere goldne Kette von seiner Uhr. „Hier diese Goldstücke und diese Kette, mein Fräulein! Bitte — erlauben Sie, daß ich sie Ihnen zu Füßen lege.“

Die Schwestern lächelten und die Flottendame stieß einen Schrei dankbaren Staunens aus. „Seit wann interessirt er sich so sehr für die deutsche Flotte?“ fragte der Graf seine Tochter, indem er seitwärts auf den jungen Mann zeigte.

„In der That — ich weiß nicht seit wann. Ich kenne diese Leidenschaft noch nicht.“

„Aber, Mutter, welche Frage! Der Prinz will es. Er sammelt für die Flotte.“

Der Wagen fuhr vor, der die Familie zur Spazierfahrt aufnehmen sollte. Der alte Graf liebte die kleinen Neckereien: er bestand darauf, daß die Flottendame mitfahren solle, und die Flottendame brachte unendlich viel kleine Ziereien und Affectationen mit ins Spiel. Eine der Schwestern nahte sich dem Bruder: „Wo bleibst Du, Alfred? Gehst Du auf's Casino?"

„Nein — nein! Wieder die Gespräche anhören, die Klagen der Cameraden? — ich kann's nicht. Ich will meinen Jägerrock anlegen, und in der Irre umherschweifen." —

„Und um fünf Uhr Morgens heimkommen wie gestern;" sagte die andere Schwester, „oder gar nicht heimkommen!"

„Seid sicher — ich komme heim! Ihr werdet mich nicht los."

Die Schwestern gingen — ein paar schlanke Gestalten. Die Eine sah sich noch an der Thür nach dem Zurückgebliebenen um. Als dieser sich allein sah — legte er den Säbel ab, knöpfte die enge Uniform los, und gab die breite, klopfende Brust dem Strom des Windes preis, der zu dem geöffneten Fenster hereinblies. Er dachte an das Bild, das die Mutter ihm entworfen, wie kein edles Haus gewesen,

das nicht seine Thüren den Leichen des Vaters, der Söhne geöffnet. „Auch ich werde einst so heimgetragen werden, und dann mögen sie kommen und den Schmutz der Gosse aufgreifen und mich damit bewerfen. Dann werd' ich's nicht mehr fühlen."

Er warf sich in die Ecke des Sopha's und preßte das Antlitz in beide Hände.

14.

Die erste Bekanntschaft.

Wir halten einen Augenblick inne, um die tiefe, dröhnende Saite austönen zu lassen, die wir eben angeschlagen. So wenig auch hier angedeutet worden, so flüchtig dieses Bild auch dem Beschauer vorüberzuziehen bestimmt ist, so ist dennoch einer der dunkelsten Schatten darauf angebracht, die unser Gemälde — da es der Wahrheit vollkommen treu zu sein sich verpflichtet — aufzuweisen hat. Es ist ein edler Stand, der Stand des Kriegers, der hier die ihm widerfahrene Zurücksetzung grollend beklagt. Mag diese Zurücksetzung immerhin in dem momentanen Bedürfniß des neuzugestaltenden Staatslebens begründet erscheinen, sie bleibt nichtsdestoweniger eine heftige und schmerzliche Beleidigung. Der Unfall, den Preußens Heer in jenen verhängnißvollen Tagen bei Jena erlitt, war eine scharfe Zuchtruthe des

Himmels, allein die Hand, die diese Geißel schwang, war eine fremde; die Hoffnung, sich Genugthuung zu verschaffen, lag nahe — allein wo liegt diese Hoffnung, wo darf sie liegen bei den Ereignissen des achtzehnten März? Friedrich Wilhelm IV. war der Erste, der es wagte, mit seiner Armee zu brechen. Friedrich Wilhelm I. bildete seine Soldaten heran und freute sich ihrer; Friedrich der Große war mit seinem Heere ein und dasselbe, sie waren unzertrennlich; Friedrich Wilhelm II., sonst lässig und wenig seinen Regentenpflichten genügend, bewahrte doch seine Armee, wie er seinen Augapfel bewahrte; Friedrich Wilhelm III. war der Vater, der Liebling, der Genosse seiner braven Soldaten, die ihn auf jedem Schritte seines Lebens begleiteten, die seinen Kummer wie seine Freude theilten, die mit ihm am Grabe seines Weibes weinten und in die Thore von Paris jubelnd mit ihm einzogen; Friedrich Wilhelm IV. war es vorbehalten, die Söhne und Enkel dieser Braven eine Zurücksetzung empfinden zu lassen, die an Beleidigung streifte, und die die erste war, die dies tapfere Heer ungerochen hinnehmen mußte.

Doch um dem Gange unserer Erzählung nicht vorzugreifen, fügen wir diesen Worten nichts weiter bei. Dieser Gang, um das breiteste Terrain zu

umschließen, muß sich nunmehr wieder nach der Seite zurückwenden, wo er begonnen. Um die Fülle der Ereignisse nebst ihren Motiven in ihrer Gesammtheit zur Anschauung zu bringen, ist's nöthig, daß wir Einiges nachholen, und somit erinnern wir den Leser, daß Robert Phare und sein Begleiter Paris zu verlassen im Begriff waren. Die Ereignisse der Februartage hielten sie um einige Tage auf und veränderten und vergrößerten ihre Mission. Als sie dem an allen Ecken in den Flammen des Aufruhrs brennenden Paris den Rücken wandten, hatte der flüchtende Greis bereits dasselbe verlassen, dem es nicht vergönnt war, in dem Lande seiner Väter sein müdes Haupt zur Grabesruhe niederzulegen. Louis Philipp war in England gelandet.

Deutschland war entsetzt; es sah mit starren Augen über den Rhein hinüber, aber es war noch ruhig.

Am zehnten März langten Robert Phare und Horace Molé in Berlin an.

Robert hatte, in Frankreich erzogen, sich Deutschland anders gedacht, als er es fand. Er hatte geglaubt in ein Land zu kommen, wo ein stiller See den andern, eine blumige Wiese die andere, ein idyllisches Pfarrerhäuschen das andere ablöst. Er hatte sich das weithingedehnte Land von einsamen Wal-

dungen durchschnitten gedacht, in deren Dunkel tiefsinnige Denker wandelten. An den Bächen saßen jene Jungfrauen, die ewig nichts Anderes thaten, als Kränze winden und die übrigbleibenden Blumen dem Spiel der Wellen preisgeben. Auch den Klang der Flöte und der Schalmei glaubte sein Ohr zu vernehmen, wie sie der Hirtenknabe blies, der seine Heerde von der Höhe in die Niederung trieb. Irgendwo saßen Dichter, in ein Gewand von Purpur und Gold geschlagen, und mit einer fünfsaitigen Lyra in der Hand. Er hatte gelesen, daß in Deutschland um Mitternacht auf den stillen Wiesen die Elfen mit König Harold tanzten, und er wäre durchaus nicht überrascht gewesen, wenn er — aus dem Fenster seines Reisewagens ausschauend — diesen nächtlichen Tanz mit wachenden Augen gesehen. Aber er fand nichts von allem dem; er fand ein großes, prosaisch nüchtern gewordenes Land, von Eisenbahnen durchzogen und von Geldmärkten belebt, gerade so wie die andern Länder Europens, und um kein Haar besser, wie das gleichfalls prosaisch gewordene, ernsthafte, betriebsame Frankreich.

Robert Phare fühlte sich in seinen Erwartungen getäuscht; es war dies das erste Glied einer langen Kette von Enttäuschungen.

Als sie in Berlin festen Fuß gefaßt, sagte Molé, der sich die ganze Reise über schweigsam verhalten, zu Robert: „Wir werden jetzt an unser Geschäft gehen.“

„Ich bin bereit.“

„Sie kennen unsere Instructionen. Unbedingter Gehorsam für das, was ich Ihnen vorschreibe.“

Robert seufzte. Molé bemerkte es und setzte in einem Tone, der mild klingen sollte, hinzu: „Da wir Beide nur einem und demselben Ziele zustreben, so wird das, was ich Ihnen zuweise, eben das sein, was Sie sich selbst auferlegen. Indeß werden wir nicht ewig zusammen gefesselt sein. Es wird ein Zeitpunkt eintreten, vielleicht bald, wo ich Ihnen nichts mehr zu sagen haben werde, und wo unsere Wege — wenn es Ihnen so beliebt — völlig auseinander gehen.“

Robert wollte sagen, daß ihm dies gewiß so belieben würde — allein er war vorsichtig, er schwieg.

Molé nahm einen Streifen Papier zur Hand und sagte: „Hier steht ein Name — Herr Neuwardt — Gutsbesitzer — reicher Privatmann — den suchen Sie auf. Machen Sie, daß man Sie in's Haus aufnimmt, wo möglich, daß Sie darin intim werden. Es ist eine hübsche Tochter daselbst. Melden Sie

mir dann, wie Sie das Haus gefunden, welche Personen Sie daselbst aus- und eingehend finden, welche politische Ansichten diese Personen äußern. Es versteht sich, daß ich weiter keinen Gebrauch von diesen Mittheilungen machen werde, sie bleiben unter uns; Sie brauchen also nicht zu fürchten, eine Indiscretion zu begehen. Es kann sein, daß Sie mich selbst eines Tags in diesem Hause finden, dann haben Sie die Güte, mich nicht zu kennen."

Mit diesen Worten hatte Molé seinen Oberrock umgelegt, um einen Gang zu machen. Er nahm aus seiner Brieftasche zwei Schreiben. „Dies ist das Empfehlungsschreiben an Herrn Neuwardt, das Sie abgeben, das andere ein Creditif an einen Banquier, dessen Sie sich bedienen mögen, wenn Sie mich nicht finden und Geld nöthig haben."

Robert nahm die Briefe, legte sie neben sich auf den Tisch, und Molé ging. Das Gasthaus, in welchem unsere Reisenden abgestiegen, lag nicht in der Reihe eleganter und renommirter Hotels, die „unter den Linden" befindlich sind, es war ein ziemlich unscheinbares Gebäude, das mit nur sechs Fenstern Front machte gegen eine zwar breite, aber etwas einsame Straße.

Robert hatte Kopfweh — es war ein Geist des

Trübsinns, der Niedergeschlagenheit über ihn gekommen. Er glaubte zu fühlen, daß eine schwere Luft auf ihm laste, die das Athemholen ihm zur Pein machte. Er öffnete das Fenster, und sein Blick fiel auf einen Mann, der jenseits der Straße auf dem Trottoir stand und auf das Haus mit beobachtenden Blicken schaute. Es war ein kleiner Mann mit einem krausen, schwarzen Bart, und in einem ärmlichen Rocke. Als er sich erspäht sah, ging er einige Schritte eilig weiter und verschwand um die Ecke. Robert bemerkte jetzt, daß eines der rothseidenen Taschentücher Molé's aus dem Fenster heraushing; er vermuthete, daß der Wind es erfaßt, fand jedoch, daß es um einen Nagel der Fenstereinfassung herumgeschlungen und festgeknotet war.

Es schlug die Mittagstunde; er begab sich zur Wirthstafel hinunter. Der Tisch war wenig besucht; nur ein Herr von gutem Ansehen saß da, und während er aß, überlief sein Auge die Berichte der Zeitung, die gerade voll der wichtigsten Nachrichten war. Robert grüßte und der Herr dankte. Während der Teller mit Suppe für Robert gebracht wurde, hatte der Zeitungsleser eben einen sehr aufregenden Artikel beendet, und sagte, indem er seine Brille abnahm und zu der Dose griff: „Das ist zum Tollwerden! Alles

wieder drunter und drüber! Und wieder der alte Spaß mit der Republik. O, man möchte den Verstand verlieren wegen dieser Dinge."

Robert verstand das Deutsche und hatte dabei sich längst die Gelegenheit gewünscht, es täglich und stündlich zu sprechen; „denn," sagte er zu sich mit Stolz, „da ich ein Deutscher bin, wäre es schimpflich, noch ein Wort französisch zu sagen, wenn ich die Erlaubniß und Gelegenheit habe, es deutsch zu sagen." Er sagte daher jetzt dem Herrn, daß er dies Alles, was in der Zeitung stände, gar nicht zum Tollwerden fände, daß es im Gegentheil ein ganz himmlisches Glück sei für das alte Europa. Denn nun gehe einmal die Sonne auf, und es werde Tag für die Völker.

„Ah!" sagte der Herr, und nahm eine Prise.

Robert dachte, er würde mehr als „ah" sagen, aber es gefiel ihm nicht, mehr zu sagen. Erst als Robert bereits beim Gemüseteller war, fand sich der Herr mit der Zeitung bewogen, seinem früheren Anlauf noch etwas beizufügen, und er sagte: „Aber es wird sich nicht halten; ich meine das mit der Republik!"

„O mein Herr! das wird sich halten! sicherlich wird sich das halten; es ist gar nicht anders möglich,

als daß sich's hält! Die Völker müssen von ihrer Vormundschaft befreit werden, die Fürsten müssen fort! Allgemeine Vertheilung der Güter und der Genüsse auf dieser schönen Erde."

Der Herr richtete seine großen, ernsten, treuen Augen mit einem ganz leichten, aber ihn gar hübsch kleidenden Ausdruck von Schalkheit und Spott auf den Jüngling. Er antwortete aber dabei nichts; er schien kein Freund von vielem Sprechen zu sein, was seine eigene Person betraf, aber Andere zum Sprechen aufzufordern, das schien seine Sache zu sein. So machte er es denn auch mit Robert, der ihm zu gefallen schien. Da die Beiden übrigens allein bei Tische blieben, und da der Zeitungsleser viel Zeit übrig zu haben schien, so fand Robert Gelegenheit, recht viel und recht lange über sein „System," wie er es nannte, zu sprechen. Es war lauter Glück und goldene Zukunft, die er verhieß.

Er hatte so lange gesprochen, daß ihn seine Kopfschmerzen gänzlich verlassen hatten, und daß er dabei gar nicht bemerkt hatte, wie drei Flaschen Wein ihren Inhalt zwischen ihm und dem Zeitungsleser getheilt hatten. Zuletzt wußte der Herr Alles von ihm und seinen Aussichten und Hoffnungen. Es gab kein offenherzigeres Gemüth, als das unseres jungen Freundes.

„Wenn Sie eben aus Paris gekommen sind," hob der Zeitungsleser an, gleichsam um nun einmal von etwas Anderem als von dem ungeheuren Glück zu sprechen, das Robert in Aussicht stellte, „so wird Ihnen daran gelegen sein, hier in Berlin einige Bekanntschaft zu machen."

„Mein Herr, Sie haben das Richtige getroffen. Daran ist mir allerdings gelegen."

„Dann werde ich das Meinige dazu thun, daß Sie Ihren Zweck erreichen."

„Aeußerst gütig."

Man stand auf. Der Herr hatte wieder seine lieben, treuen Augen und sah damit auf Robert hin und endlich brachte er seine Hand der Schulter des jungen Mannes nahe und ließ sie leise darauf hingleiten. Es lag etwas so feines, so elegantes — man möchte sagen: schüchtern-zärtliches in diesem Gast, daß Robert mit glänzenden Blicken ihn wieder ansah und nun horchte, was der Mann wohl sagen würde. Aber er sagte wieder nichts.

„Ich habe oben einen Empfehlungsbrief" — begann Robert.

„Hm — an wen?"

„An — ja da muß ich nachsehen." Er war in ein paar Sprüngen die Treppe hinauf und dann

mit dem Briefe wieder da. Der Herr sah sich die Adresse durch die Brille an, gab dann den Brief lächelnd wieder und sagte: „das ist an mich.“

„Ei, mein Herr! Also Sie sind der Gutsbesitzer Herr Neuwardt?“

„Zu dienen.“

„Wollen Sie denn nicht lesen, was in dem Brief steht?“

„Nicht nöthig. Wir haben uns ja kennen gelernt und Sie sind mir durch sich selbst empfohlen.“

Diese Rede war gar nicht so gesagt, als solle sie eine artige Höflichkeit sein, die Worte wurden unbeschreiblich schlicht und einfach vorgebracht, aber das machte, daß Robert ihnen gradezu glaubte.

„Nun, kommen Sie,“ sagte Neuwardt, „lassen Sie uns gehen.“

„Wohin? mein Herr.“

„Nun, in die Oper. Ich gebe Ihnen den Platz neben mir, da meine Tochter unwohl ist und zu Hause bleibt. Nachher gehen wir und Sie speisen bei mir.“ Robert ging mit dem Herrn, dem er freundlich dankte, nachdem er oben seine Effecten sorgsam verschlossen und dem Portier aufgetragen hatte, Herrn Molé zu sagen, wo er wäre, wenn Jener ihn suchen sollte.

Der Leser wird sich erinnern, daß er die Bekanntschaft mit Herrn Neuwardt bereits gemacht und daß er damals neben Louise von Rechow an der Tafel des Geheimen-Finanzraths sich befand. —

Nach einem ziemlich langen Gang durch einige der Hauptstraßen, deren schöne Gebäude dem Ankömmling gezeigt und genannt wurden, saßen Robert und sein Gastfreund ruhig auf den schönen Polsterstühlen des Berliner Opernhauses. Wenn der junge Mann nicht so aufmerksam dem Spiel auf der Bühne gefolgt wäre, so hätte er bemerken können wie die Blicke seines Nachbars bleibend auf seinen Zügen ruhten, und wie in diesen Blicken etwas Befriedigendes für die Eitelkeit eines Jünglings liegen mußte, der sich so zum Gegenstand der Theilnahme eines würdigen und viel älteren Mannes gemacht sah. Aber Robert sah ein deutsches Schauspiel und schwärmte. —

Nach dem Theater befand man sich bald in der reichen, schönen Wohnung Herrn Neuwardt's, die er als Absteigequartier in der Stadt besaß, während er gewöhnlich auf seinem Landgute wohnte, das er sich wie einen Feenpalast eingerichtet hatte. Allein da Herr Neuwardt ein großer Politiker war, so hatte ihn diese seine Leidenschaft in die Stadt gebracht, wo

ihn seine Freunde umgaben, und er immer etwas Neues hörte. Auch heute war das Zimmer voll Herren, die gekommen waren, um leidenschaftlich mit dem Hausherrn über die Dinge zu sprechen, welche jetzt in Aller Munde waren. Man lief Nachts in die Häuser seiner Bekannten, weckte sie auf, und schrie ihnen ins Ohr: „Louis Philipp ist verjagt."

Wenige Tage später lief man wieder in die Häuser, weckte wieder seine Freunde auf, und schrie ihnen in's Ohr: „Metternich ist gestürzt!"

Es war dies eine Zeit, wo es für die schlimm war, die es liebten, bei geschlossenen Thüren ruhig zu schlafen.

Wenn Robert von der Reise und dem kleinen Gelage beim Mittagsmahle, dann von der Hitze im Opernhause nicht so sehr ermüdet gewesen wäre, so hätte er ohne Zweifel den Unterredungen im Zimmer des Herrn Neuwardt einige Aufmerksamkeit geschenkt, so aber hörte er es um sich her summen, und sah es abenteuerlich durch einander wogen, und er selbst saß in einem Winkel, das Haupt auf die Brust gebeugt, und den Blick starr auf eine Blume des Teppichs zu seinen Füßen geheftet. Plötzlich war es ihm, als wenn schon lange Zeit Jemand zu ihm spräche. Er richtete den Kopf auf und sah eine

junge blonde Dame, von großer Schönheit, die sich mit lächelnder Miene zu ihm herabbeugte. Er sprang auf und sah jetzt, wie ein Theil der Gäste sich aufmerksam zu ihm wandte. Hab' ich vielleicht etwas gesagt, was diese Leute beleidigt, dachte er bei sich selbst; allein er besann sich, daß er eben nur geträumt hatte. Die junge Dame fragte ihn Mehreres über Paris und neben ihr stand ein Herr, der einen großen röthlichen Bart hatte, und tiefsinnig nickte zu jedem Worte, das Robert aussprach.

„Ja, die Freiheit bricht an!" rief der Herr endlich. „Es ist nicht zu zweifeln. Auch wir werden sie haben! Auch zu uns kommt sie!" Er kam auf Robert zu, erfaßte dessen Hand und rief:

„Sie sind Republikaner mit Herz und Sinn! Lassen Sie uns Freundschaft schließen. Ich bin der Literat Weld!"

Die junge Dame blickte mit einem freudigen Lächeln hin, wie die beiden Männer sich begrüßten. Drei Herren, von denen zwei große, gebogene israelitische Nasen hatten, traten ebenfalls heran, nannten Robert ihren Freund, und die junge Dame lächelte auch hier sehr befriedigt. Von seinen neuen Freunden begleitet ging Robert heim. Er schlief weit bis in den Morgen hinein. Als er erwachte stand einer der

Herren mit der großen israelitischen Nase vor seinem Bette; er kam, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen.

Sie gingen in den Thiergarten. Der Morgen hatte sich noch nicht so sehr dem Mittag genähert, um bereits seine Frische völlig eingebüßt zu haben. Robert wäre so gern allein gewesen, er hätte diese schattigen Baumgänge so gern in Einsamkeit durchstreift, um seine Gedanken zu ordnen, die neuen Eindrücke von gestern an den ihnen gehörigen Ort zu stellen — denn er war an strenge Ordnung, äußerlich und innerlich, gewöhnt — allein die große Nase verließ ihn nicht. Es war ein feiner, magerer, zierlicher Herr, mit einem falschen Diamanten als Vorstecknadel, und er geberdete sich als ein maßloser Anhänger des Communismus. Robert verstand wohl, daß das, was Jener sagte, sehr klug und sehr fein und scharf ausgedacht war, allein es gefiel ihm nicht, trotzdem, daß es fast so klang, als höre er seine eigene Meinung. Es war neben der Klugheit zugleich so boshaft, und zwar so unnütz boshaft. Das System hatte allerlei kleine Winkelchen und Höhlchen bekommen, Steine, die in den Weg geschoben wurden, Fallthüren, die plötzlich sich aufthaten — Spielereien mit kleinen Grausamkeiten, die sich nachher als ganz

zwecklos erwiesen — kurz alles Andere war in diesem Systeme der allgemeinen Gleichmachung und Verbrüderung — nur nicht die Ehrlichkeit, und die gerade war es, die Robert nicht vermissen wollte.

Die große Nase hatte sich erschöpft und endete, indem sie mit einem Seufzer hinzufügte: „Das alles sind aber bis jetzt immer nur Bücher! Wir wollen Thaten! wie unser Freund Weld sagt.“

„Weld? Wer ist das?“ fragte Robert.

„Mein Gott, Sie haben ja gestern mit ihm einen Freundschaftsbund geschlossen!“

„O das ist wahr; ich bitte um Entschuldigung.“ Robert fand, daß diese Herren etwas zudringlich waren. Er sehnte sich, in die Gesellschaft Herrn Neuwardt's zu kommen, der ihm ungleich mehr zusagte, als alle Freunde und Besucher des Hauses.

Wir wollen unsererseits die Bestandtheile etwas näher auseinandersetzen, besonders aus dem Grunde, weil aus dieser und ähnlichen Vergesellschaftungen theils befähigter, theils nur leidenschaftlich aufgeregter Männer die Elemente hervorgingen, die am 18. März sich geltend machten und den Strudel erzeugten, der das Staatsschiff bald nach dieser, bald nach jener Richtung schleuderte.

Was Herrn Neuwardt selbst betrifft, so haben

wir ihn den Lesern bereits vorgeführt, was sein Aeußeres anbelangt; jedoch wir haben noch nicht gesagt, wie sein Charakter und seine Gesinnung waren und durch welche Schicksale beide die jetzige Färbung angenommen hatten. Von Grund aus war dieser Mann von sanften Sitten und einem gefälligen,- obwohl zögernden Auftreten, eine edle Natur; seine Freunde hatten alles Mögliche gethan, diese Natur zu verderben, allein sie hatten nichts ausrichten können, als daß sie eine Anlage zur Bitterkeit und eine Hinneigung zu Stolz und Eigenwillen verstärkten, die ursprünglich dieser festen Seele anhaftete. Herr Neuwardt hatte während eines sehr bewegten Lebens — er stand jetzt am Ausgang der Funfziger, was man ihm jedoch nicht ansah — die Mängel und Gebrechen der Regierung, wie sie bis jetzt bestand, kennen gelernt. Seine gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse hatten ihn einen Blick in die Sphäre der Administration thun lassen, die es mit den Grundbesitzenden und den Beamten jener Classe zu thun hatte; er war zugleich dem Schulwesen und dem Verhältniß der niederen Geistlichkeit nahe getreten — überall hatte er die beklagenswerthesten Mißbräuche entdeckt. Eine lähmende Despotie, die unmittelbar von einem allmächtigen Minister ausging, gegen den alle Angriffe

und Reclamationen nichts fruchteten, brachte den Staat um die Früchte seiner Entwickelung und hielt die edlen Kräfte fern, während sie Heuchler und Unwürdige begünstigte und in gut dotirte Stellen setzte. Herr Neuwardt war ein Mann von klarem Verstand, hellem Urtheil und dabei von einem warmen Herzen; er sah, seufzte und dachte daran — wie so Viele der Besseren mit ihm — zu helfen. Er sah das Heil in der Constitution, die der König versprochen und zu deren Realisirung in dem letzten Jahre ein großer Schritt gemacht worden war durch die Einberufung des ersten preußischen Landtags. Die Patrioten von Herrn Neuwardt's Gesinnung waren auf das freudigste durch diese Thatsachen berührt; sie gaben sich den schönsten Hoffnungen hin. Allein die Stände verließen wieder die Residenz, der Landtag endete, und ihm unmittelbar folgte wieder eine mehr als je dumpfe und entmuthigte Stimmung. Es hieß, daß die Erfüllung des Versprechens einer Constitution, wie das Land sie wünschte und zu erwarten berechtigt war, wiederum auf lange Jahre hinaus verschoben sei. Es hieß, daß der König auf seinem Wege vorwärts auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sei. Welch einen Schmerz diese gescheiterten Hoffnungen in die Seele des edlen Neuwardt gossen,

läßt sich ermessen. Um diese Zeit war es, wo er anfing den Umgang jener Unzufriedenen zu suchen, die auf jede Weise eine Aenderung der Zustände herbeizuführen trachteten. Es waren dies Männer der verschiedenartigsten Stellung, was ihre moralische, so wie was ihre sociale Existenz betraf. Es waren Männer der Industrie, Fabrikbesitzer, junge Professoren, Aerzte, und vor allem war es eine Classe Literaten, die schon Jahre vorher in geheimen Clubs die Lehren vortrugen und besprachen, welche von Paris her angeregt wurden. Bei dem Zwang der Censur gaben diese Literaten nur wenige Schriften heraus, sie beschränkten sich darauf, in ihren Zusammenkünften durch das Wort zu wirken, und anfangs vorsichtig und spärlich, später immer öfter ließen sie Zeitungsartikel auftauchen, die gemacht waren, die Unzufriedenheit zu nähren, und den immer lauter werdenden Groll über die unverbesserlichen Zustände zu verbreiten. Je mehr man sie verfolgte, um desto bissiger und verzweifelter wurden diese Angriffe. Die offene und freie Natur Neuwardt's würde es unter anderen Umständen verschmäht haben, sich diesen Literaten zu nähern; aber jetzt — da er jede Hoffnung schwinden sah, auf seine Weise zu wirken — lag es nahe, hinzusehen, wie Andere sich Wirkung ver-

sprachen. Man nahm ihn auf in den Club, aber man zeigte ihm nicht das Allerheiligste. Ein Vorhang zog sich vor, wenn er den Blick auf einen dunkeln, schwarzen, durcheinander arbeitenden Knäuel richten wollte, der sich in der Tiefe dieses Tempels bewegte, und bald diese, bald jene Gestalt annahm. Was er offen sah, genügte ihm nicht. Es waren Männer, zum Theil noch sehr junge und unerfahrene, die mit Theorieen auftraten, nach dem französischen Muster gearbeitet; Neuwardt wußte als praktische Natur, daß damit nichts anzufangen sei; andere entflammtere Naturen ergingen sich in Schmähungen gegen den König und die Minister — auch damit war der Sache nicht gedient; Herr Neuwardt war nahe daran, den Club wieder aufzugeben und sich aus diesen Kreisen, die er aufgesucht, zurückzuziehen, als ein Mann seine Aufmerksamkeit an sich zog, der ihm mehr wie alle anderen eine Zukunft zu haben schien. Dieser Mann war der Literat Weld. Er war wenig über dreißig Jahr alt, sein Wesen hatte etwas Entschlossenes und Festes, sein Auge, obgleich kein reiner Spiegel der Seele, hatte Ausdruck und Leben und wirkte auf die Umgebung. Das kleine Blatt, das dieser Doctor Weld herausgab, war ein so heftiges Oppositionsblatt, wie es unter den herr-

schenden Censurverhältnissen nur sein konnte. Schon ein paar mal hatte es eingehen müssen, aber immer wieder war es durch die Patrioten, die darin so manches kräftige und heilsame Wort fanden, ins Leben gerufen worden. Hatte irgend Jemand Wirkung auf die Massen — dies fühlte Herr Neuwardt deutlich — so war es dieser Literat. Sein Organ war voller Stärke, seine Ausdrücke immer bezeichnend und für den Sinn der Menge plastisch und derb. Unmöglich war es, ihn mißzuverstehen, selbst wenn er seine Sätze in Ironie hüllte. Neuwardt hörte ihn vor einer ziemlich großen Zuhörerschaft sprechen und sogleich war sein Urtheil über ihn gefällt. Er zog ihn in seine Gesellschaft, er lieh und schenkte ihm große Summen, er war ihm in jeder Weise förderlich, die Oppositionszwecke zu erfüllen. Herr Weld war täglicher Besucher im Hause Neuwardt's — er kam auf's Landgut, wenn es ihm gefiel, er brachte Freunde mit, so viel und welche er immer wollte. Die stets bedürftigen und hungrigen Literaten des Clubs, deren es eine große Anzahl gab, fanden dieses Freundschaftsbündniß des Ersten und Hervorragendsten unter ihnen mit dem reichen Eigenthümer sehr gelegen. Es wurde herumgezogen, geschwärmt, gezecht, und nebenbei neue Journale gegründet, alte

mit Aufsätzen versorgt. In der Regel wurde jetzt wenig gearbeitet. Nebenbei knüpfte sich ein Liebesverhältniß der Tochter Neuwardt's mit Herrn Weld an, das im Laufe des Winters zu einem Verlöbniß gedieh.

Dieselben Eigenschaften, die Neuwardt bestochen, machten auch daß Robert sich zu Weld hingezogen fühlte. Er hörte ihn begeistert sprechen über die Rechte des Volkes, über die schmachvolle Unterdrückung, die auf demselben laste, er hörte ihn den Egoismus der Fürsten, die stolze gefühllose Despotie, zu der sie alle, auch die Bessern unter ihnen neigten, schildern, die Habgier der Beamten und die stolze Gleichgültigkeit des Adels, — und er sagte zu sich selbst: „das ist's, was auch du oft mit Schmerz gefühlt und ausgesprochen." Er brachte dann seinerseits die schwärmerischen und glühenden Ergüsse seines Eifers für die Lehren, die er empfangen, zu Tage, und da geschah es denn oft, daß Weld auf ihn zukam, ihn umarmte, und daß dies von Allen als ein Zeichen besonderer Werthhaltung angesehen werden müsse, weil der Literat gewöhnlich voll des strengsten und tiefsten Ernstes sei, und den Grundsatz habe, sich von seinem Gefühl nie hinreißen zu lassen.

So war die Lage des Hauses beschaffen, als die Revolution in Wien ausbrach.

Wir müssen jetzt wieder zu dem lebendigen Gange unserer Erzählung zurückkehren.

Einen jeden Tag dieser denkwürdigen Zeit werden wir einzeln vorführen.

15.

Der sechzehnte März.

Robert hatte lange in Neuwardt's Hause geweilt und kam erst gegen Mitternacht in sein Hotel. Er fand Molé, der ihn erwartete.

„Sie werden Ihre Forschungen jetzt angestellt haben, Herr Phare," hob der Mann an, der so wenig den Beifall Roberts hatte, und der der einzige Sterbliche war, den er fast haßte — „ich habe Ihnen fünf Tage Zeit gelassen."

Robert bemerkte, daß er mit Freundschaft in dem Hause des Herrn Neuwardt aufgenommen sei.

„Frag' ich denn danach wie Sie aufgenommen sind?" rief Molé ungeduldig. „Ich will wissen, was für Leute Sie daselbst fanden. Zuerst Herr Neuwardt selbst."

Robert machte eine Schilderung, ähnlich der, die wir eben gegeben.

Molé neigte das Haupt; der Bericht stimmte mit dem, den er von anderer Seite empfangen. „Seine Tochter?" fragte er weiter.

„Was können uns die Frauen helfen?" fragte Robert einigermaßen verwundert.

„Sehr viel. Sie enthusiasmiren, wenn sie jung und hübsch sind, und gießen siedendes Oel und werfen Steine unsern Feinden auf die Köpfe, wenn sie alt sind."

Robert gab ein ziemlich ähnliches Bild der jungen Sophie, die schwärmerisch für die Freiheit glühte, und von deren Arbeitstischchen die Gedichtsammlungen Herwegh's und Freiligrath's nie verschwanden. Auch diese Schilderung nahm der strenge Molé wohlgefällig auf. Er fragte nun nach Weld.

Robert, noch glühend vor Bewunderung für ein begeistertes Gespräch, das er eben mit dem Volksfreunde geführt, gab ein Bild, wie etwa ein Jüngling, der eben den Thucydides gelesen, es von den edelsten Helden und Volksmännern der Griechen geben würde.

„Sie sind ein Kind," sagte Molé.

„Mein Herr —"

„Ja wohl — ein Kind sind Sie. Wie können Sie sich so betrügen lassen? Dieser Weld ist der

nichtswürdigste Schurke von der Welt. Ich sehe schon, man kann Sie nur zu gewissen Missionen brauchen. Sie sehen nur, was Sie sehen wollen, und nach Ihren Begriffen besteht die Welt nur aus gewappneten St. Georg's, die von den Wolken niedersteigen, um die Tyrannen niederzuschmettern."

„Und Sie, mein Herr, sehen lauter Teufel."

„Nicht doch — aber ich sehe die Schufte und Gauner, die wir nutzen müssen, um das zu erreichen, wozu wir uns verbrüdert haben. Ich will mich herablassen, Ihnen ein Pröbchen von meinem Talent Menschen zu finden, zu geben. Treten Sie hier hinter diesen Schirm, und verhalten Sie sich ruhig."

Robert folgte dem Befehl. Es klopfte an der Thür. Herein trat — Herr Weld.

Molé ging ihm mit großer Artigkeit entgegen.

Beide Herren becomplimentirten sich, und nahmen dann Platz. „Ich bin nur auf wenige Tage hier," sagte Molé, „und konnte es mir nicht versagen, Sie persönlich kennen zu lernen, mein Herr." — Molé sprach deutsch, und zwar sehr geläufig.

„Und ich — mein Herr," hob der Journalist an — „wie soll ich Ihnen meine Freude genügend ausdrücken, einen Mann des Volkes, einen Mann der Zukunft vor mir zu sehen."

„Die Sache des Volkes liegt Ihnen am Herzen?"

„Ich kenne keine andre. Meine ganze Existenz geht in dieser einen Idee auf: dem Volke anzugehören — es zu retten aus den Banden, in denen es schmachtet! Mein Herz kennt nur eine Empfindung, es ist die glühende Liebe für dieses arme, unterdrückte Volk, dessen Tyrannen und Peiniger mit jedem Tage wachsen. O, mein Herr! wenn Sie wüßten, wie rührend dieses arme Volk leidet, wie es in seinen Klagen, in seinem endlosen Jammer, so still sich verbirgt. Während die Geißel seinen Nacken zerfleischt, wagt es kaum seine wimmernde Stimme zu erheben! Und nun dieser ewige, göttliche Spruch: Wir Menschen sind alle gleich — sind alle Brüder! Wie grausam wird dieser Spruch verhöhnt, wie blutig das Gesetz der Liebe, dieses Gesetz, das in jeder fühlenden Brust mit Flammenzügen geschrieben ist, zertreten! O, nur das Knirschen der Wuth kann die Thräne unendlicher Wehmuth zurückdrängen, nur die mit dem Dolch gewaffnete Faust die Geberde des unsäglichen Mitleids verscheuchen."

Molé sah den Sprecher an und sagte mit dem Ausdruck von starrem Hohn, der sein Antlitz und Wesen Robert so entsetzenvoll machte, in welchem aber des gebietenden Mannes ganze Gewalt über

seine Nebenmenschen lag: „Herr Weld — ein Wort im Vertrauen: Wir sind unter uns, sparen Sie die Redensarten."

Der Literat blickte sich mit dem Ausdruck der Verblüfftheit um; aber dieser Ausdruck war sehr flüchtig vorübergleitend; er faßte sich und sagte ruhig: „Es ist wahr."

„Ich überhebe Sie der Mühe Phrasen zu machen."

„Ich danke Ihnen."

„Zur Sache."

„Und die ist?"

„Die Republik kann nicht bestehen — wir haben unsern Plan in Frankreich geändert, die Kräfte wirken jetzt nach einer andern Richtung. Es liegt uns nichts mehr dran, in Deutschland den Samen der Revolution auszustreuen, im Gegentheil, wir wollen, da wir früher dem Volk schmeichelten, jetzt die Fürsten auf unsre Seite haben."

„Die Fürsten!"

„Ja, die Fürsten. Es muß demnach Alles rückgängig gemacht werden, was Sie, mein Herr, und ihre Verbündeten bis jetzt geleistet."

„Das wird schwer sein zu bewerkstelligen."

„Aber nicht unmöglich. — Sie sind der Mann, der die Massen lenkt! Ketten Sie sie wieder an, wie Sie sie eben losgekettet haben. Das Ende der Kette ist noch in Ihrer Hand. Es muß aber schnell geschehen, denn morgen vielleicht schon ist Ihnen die Bewegung über den Kopf gewachsen, die Sie selbst hervorgerufen, und Sie sind ihrer nicht mehr Meister.“

„Alles das überrascht mich. Lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung.“

„Es ist keine Zeit mehr zu vergeben. Sie wissen, wir zahlen großmüthig.“

„Ich weiß es. Gut, mein Herr; ich übernehme es. In drei Tagen sollen die Köpfe nach Westen sehen, die jetzt nach Osten gewendet stehen.“

„Schuft!“

„Was?“

„Schurke!“

„Mein Herr!“

„Kein Wort! Ich habe Briefe, Papiere, Unterschriften, Quittungen: Sie sind in meiner Hand. Sie sind die niedrigste, käuflichste Schurkenseele, die ich kenne.“

„Das fordert blutige Rechenschaft!“

„Keine Drohung. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich Sie kenne, daß ich Sie kannte, bevor Sie noch meine Schwelle überschritten hatten. Sie sind in meiner Hand, aber ich werde meine Gewalt nicht mißbrauchen. Wir sind unter uns, Niemand hat uns gehört."

Der Journalist eilte zur Thür, indem er rief: „Zittern Sie vor meiner Rache, mein Herr! Ich gebiete über Kräfte, die Sie nicht kennen!"

„Meuchelmörder!"

„Immerhin!"

„Bevor Sie Ihre Drohung ausführen, werde ich Sie unschädlich zu machen wissen. Diese Papiere sind in einer Stunde in der Hand der Gerichte. Was meine Person betrifft, so wird die Gesandtschaft mich zu schützen wissen, für die paar Stunden, die ich noch in dieser Stadt weile."

Der Journalist stand unbeweglich. Endlich rief er mit einer dumpfen und bewegten Stimme: „Was wollen Sie denn? Was soll geschehen?"

Molé nahm die Miene der Höflichkeit wieder an. „Sie werden thun, was ich Ihnen auftrage, und wir werden gute Freunde sein."

„Ist dies nicht wieder eine Falle?"

„Auf Ehre, nein!“

„So sprechen Sie.“

„Wie weit sind Sie?“

„Nun, wir sind bereit. Das Geld und der Plan des Angriffs mangelt noch.“

„Beides bring' ich. Hier ist der Plan der Stadt; wir wollen die einzelnen Stellen durchgehen, wohin wir für's Erste die Barrikaden hinversetzen. Haben Sie Vorschläge zu machen, so machen Sie sie. Auf die Nacht vom siebzehnten bis zum achtzehnten ist der Angriff festgesetzt.“

„Da muß ich Einsprache thun. Der Pöbel muß noch etwas Zeit haben, sich mit den Soldaten zu necken. Das Spiel dauert erst ein paar Tage, es muß wenigstens eine Woche anhalten. Die Soldaten müssen gereizt, erhitzt, ermüdet werden.“

„Ich kann Ihnen nur einen Tag höchstens zugeben. In Wien ist man schon drauf und dran gegangen, wie Sie gehört haben.“

„Wir haben es hier mit zäheren Naturen zu thun. Doch wie schon gesagt, eine große Masse ist schon mobil gemacht, und mit ihr kann man schon manövriren. Ich würde dann auch mit einem Tag, den wir dazu erhalten, zufrieden sein.“

„Gut, so sei es also die Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten.“

„Es sei. Wie steht's mit den Polen?“

„Sie werden bei der Hand sein. Die Emissäre sind in voller Thätigkeit. Wenn man die Gefangenen, und besonders Miroslawsky nicht frei giebt, so wird das Gefängniß erstürmt.“

„Sie werden frei gegeben werden.“

„Ich hoff' es.“

Molé stand auf, und gab damit seinem Gaste das Zeichen, sich zu entfernen. Briefe, Geld, Papiere wurden eingehändigt, Quittungen ausgestellt. Während dieses Geschäfts wurde kein Wort gesprochen. Robert hörte nur die Dukatenrollen schwer auf die Decke des Tisches niederfallen, und dann das Geräusch, das eine schreibende Feder auf dem Papier macht.

Es war eine schauerliche Stille.

Ein heller Pfiff auf der Straße ließ sich hören.

Molé ergriff das Licht, und hob es dreimal hoch in die Höhe, dann setzte er es wieder auf den Tisch. Der Journalist blickte auf, als er eben eine Quittung unterschrieb. Sein Auge heftete sich einen Moment forschend auf das Antlitz des Fran-

zosen, dann glitt es wieder herab auf die Geldrollen, und er vollendete die begonnene Unterschrift.

Beide Männer schieden von einander. Molé bestimmte eine Stunde, wo sie sich wieder treffen sollten. Als der Journalist die Thür geschlossen hatte, wurde sie einige Minuten später vorsichtig wieder geöffnet, und jener kleine Mann mit dem krausen schwarzen Bart, in dem unscheinbaren Röckchen, den Robert an dem ersten Tage, am Hotel vorbeischleichend und auf das herausgehängte Tuch achtend, bemerkt hatte, trat ein. Molé sagte zu ihm: „Haben Sie sich genau diesen Herrn gemerkt, der mich eben verließ?“ Auf die Bejahung setzte er hinzu: „So folgen Sie ihm auf Schritt und Tritt, und melden mir, was Sie Auffälliges bemerken.“ Der Mann grüßte demüthig und verschwand.

Molé ging an den Schirm, und hieß Robert hervortreten: „Nun?“ sagte er, „hab ich Talent Menschen zu entdecken?“

Robert preßte die Hand an die Stirn. „Ich beneide Sie nicht um dies entsetzliche Talent,“ sagte er dumpf. „Wie klein schrumpft Gottes

schöne Schöpfung zusammen, wenn man sie so sieht!"

Molé lachte und wandte dem Jüngling den Rücken.

Vom nahen Gensdarmenmarkt-Thurm schlug die Glocke zwölf.

16.

Der siebzehnte März.

Wir haben von dem dunkeln, geheimnißvollen Kern des Club's der Literaten gesprochen, — jetzt trat dieser Kern hervor; zu ihm wendete sich Weld, als er den Gasthof verließ. Es waren die Männer, die sich mit unfruchtbaren Systemen, mit dem endlosen Schreiben von Journalartikeln, mit dem Verfassen von Broschüren nicht abgaben, sondern die in die kleinen Schenken und Tabagieen hinabstiegen, und dort den Bodensatz der Bevölkerung einer großen Stadt aufrührten. Ihre Bemühungen waren unablässig, ihre Ausdauer nutzte sich nicht ab, ihre Geduld war unerschöpflich. Sie hatten es mit der Brutalität und der Gemeinheit zu thun, und ihre Aufgabe war, Beide zu bewaffnen. Alle edle Elemente waren mit Absicht ausgeschlossen. Es waren wilde Bestien, und es sollte ihnen der Stachel unaufhörlich in's

Fleisch gebohrt werden, bis sie aufbrüllten und ihren Käficht erbeben machten. Den Stachel bohrten die Reden dieser Männer ein, die nichts mehr zu verlieren hatten, die völlig zu Grunde gerichtet waren, moralisch wie physisch, und die einen wollüstigen Kitzel darin empfanden, die Thierheit zu ihrem Schutze aufzurufen. Sie entfesselten einen Teufel, wo sie ihn fanden. Die zügellosesten Laster, die scheußlichsten Excesse in den rohesten Genüssen wechselten ab mit dieser Art Vagabunden-Politik, wie sie in den Höhlen der Pestkranken unserer Civilisation geübt wird. Der ehrliche Handwerker, der derbe, aber gutgesinnte Bauer aus den Provinzen schauderte, wenn sein Fuß zufällig einen jener Keller und Gewölbe betrat, wo dies Werk der Nacht betrieben wurde.

Das Werk war schon Monate lang mit verdoppeltem Eifer betrieben worden. Man rüstete sich. Es war der Schimmer einer Idee in diese Thierseelen gekommen; sie ahneten, daß in der Welt da draußen vor ihren verpesteten Höhlen — etwas Großes sich vorbereitete. Ein dumpfes Vorgefühl von „Kampf" bemächtigte sich ihrer, und stieg in Seelen hinab, die so verdumpft und im Qualm pestartiger Schwüle lagen, daß kein Lichtstrahl mehr zu ihnen hindurchdringen konnte. Sie schauten wild auf und fragten

verworren: „Was sollen wir thun?“ — „Ihr sollt Eure Peiniger schlachten, Ihr sollt in ihrem Blut Euch baden!“ antworteten ihnen die Literaten.

„Wer sind unsere Peiniger?“

„Die Reichen.“

„Gut! wir wollen sie schlachten, wir wollen in ihrem Blut uns baden.“ Diese entsittlichte Masse war so roh und so unbehülflich zugleich, daß sie, wenn sie an's Morden dachte, nur den Begriff fassen konnte, ihre Beute mit Fäusten zu erdrücken, mit den Zähnen zu zerfleischen. Diese Bärte, die jetzt von Branntweinfluthen tropften, konnten auch von Blut tropfen. Eine andere Kriegstaktik kam ihnen nicht in den Sinn. Da erschienen die Franzosen, die Polen, diese Emissäre, die eleganten Mörder, die soldatesken Schufte, die mit dem Gewehr umzugehen wußten, die planmäßig einen Kampf einzuleiten und zu führen verstanden; diese verbündeten sich mit den Literaten und nahmen sich des Auswurfs der Bevölkerung an, und vollendeten ihre Bildung. Die Literaten ohne die Emissäre hätten nichts zu Stande gebracht, eben so wenig die Emissäre ohne die Literaten.

Doch besetzten Polen und Franzosen die Posten an den Barrikaden; diese durften nicht unfähigen

Händen übergeben werden. Es waren strategische Talente darunter, die würdig einer bessern Mission gewesen wären. Der Patriotismus wirkte mächtig, denn von der Anarchie in Deutschland, und besonders in Preußen, erwarteten die Polen zunächst das Gelingen ihrer Pläne, die in nichts Geringerem bestanden, als ihr Vaterland zu erneuter Selbständigkeit zu führen. Die Partei der französischen Communisten hatte in ihrem Vaterlande ihre Pläne zwar nicht ganz scheitern, aber auch nicht völlig gelingen sehen. Die Republik war nicht das, was sie erstrebten. Sie hofften näher an ihr Ziel zu gelangen, und französische Anarchisten und revolutionäre Polen gingen Hand in Hand.

Wir haben eben bemerkt, daß die Leiter und Anführer des beabsichtigten Umsturzes sich die wichtigsten Posten vorbehielten, allein sie hatten Truppen nöthig, mit denen sie manövriren, Massen, die sie dem Gewehrfeuer vorschieben konnten, und hierzu zeigte sich die brutale Schaar, die die Literaten angeworben, geeignet. Aber es waren ihrer noch zu wenige: man ging auf Werbung aus, und jetzt, da es zur Schlacht kommen sollte, war man kecker und schneller bei der Hand, Jeden, der sich irgend tauglich zeigte, anzuwerben. Hier, wo es auf's Wühlen,

Aufreizen, Spioniren ankam, überließen die Emissäre den Einheimischen das Spiel.

Weld urtheilte richtig, daß es mit den brutalen Massen, die man durch Branntwein erhitzen wollte, nicht allein gethan sei, daß man dafür sorgen müsse, edlere Elemente der Empörung beizugesellen. Er richtete seinen Blick suchend im Kreise umher. Er faßte den niederen Handwerkerstand in's Auge, aus ihm waren noch am meisten Rekruten zu erheben; von den älteren Individuen dieser Classe waren, während die Bevölkerung der Stadt in den letzten Jahren fast um ein Drittel sich vermehrt, Viele ohne Arbeit, Viele zu Grunde gerichtet und deshalb einer Zuflüsterung zugänglich; bei den Jüngeren half die vage und leidenschaftliche Anpreisung eines künftigen, glücklichen Zustandes der Gesellschaft. Der praktische, gesunde Sinn war bei diesen jungen Naturen noch nicht entwickelt, dafür aber desto mehr der Enthusiasmus und die Veränderungsliebe. Diesen, etwas höher hinauf, schlossen sich die Studenten an. Auf sie konnte gezählt werden: Hier waren die unfruchtbaren, unpraktischen Systeme und Tagesphilosophieen wohl angebracht, die die Literaten, die nicht gerade Bewegungsmänner waren, verbreiteten. Wir haben dem Leser einen dieser Classe vorgeführt, in dem

kurzen, aber bezeichnenden Gespräch, das Robert im Thiergarten mit seinem Begleiter führte. Der Club der Literaten hatte solcher Kräfte eine gehörige Anzahl; ursprünglich hatten diese noch jungen Männer sich zu einer Professur vorbereitet, oder sie hatten eine praktisch-juristische Laufbahn einschlagen wollen, später aber waren weder Professoren noch Advocaten aus ihnen geworden, sondern sie hatten — sei es nun, daß Geduld, Fleiß oder Geld mangelte — ihr Ziel nicht erreicht, und gaben sich dem müßigen Leben eines jedem beliebigen Journale, das zahlte, zur Verfügung gestellten Tagesschriftstellers hin. Die Studenten, besonders die der Philosophie und Jurisprudenz — verkehrten mit diesen Literaten am meisten, ja es bildeten sich unter den Studenten selbst geheime Clubs, ähnlich dem der Literaten. Von hier aus waren also auch edlere Elemente herbeizuziehen: auch die jungen Kaufleute lieferten ihr Terrain. Die meisten von ihnen waren gebildet, durch Reisen und selbst durch Studien aufgeklärt, und für die neuesten Systeme sogar etwas mitbringend, was den Studenten abging, die Anschauung und das theilweise praktische Erleben fremder Zustände. Es war nicht nöthig diese herbeizuziehen, sie kamen von selbst, sie träumten von Reichthümern, von einem Aufschwung des

Handels, von einer kühnen und glänzenden Umgestaltung des Staats, bei welcher sie natürlich am meisten zu gewinnen hofften. Einige dieser jungen Handlungsbeflissenen stellten sich in ihrem politischen Glauben als Briten dar, Andere als Nordamerikaner, wieder Andere als Belgier. Die nachgeäfften Nordamerikaner waren den Bestrebungen der Literaten am zugänglichsten. Dies waren nun schon feinere Substanzen, die man dem Gros der Masse anschließen konnte. Aber man konnte auf diese muthigen jungen Revolutionäre nicht nachhaltig rechnen, und dann war ihre Anzahl, wenn sie auch täglich und fast stündlich wuchs, je mehr es gelang, die Stimmung zu entflammen, doch nicht groß genug. Wenn es gelang, den Grundpfeiler, auf dem nicht allein die Sicherheit der Hauptstadt, sondern die gesetzliche Kraft und Würde der ganzen Monarchie ruhte, zu erschüttern; wenn man das Heer in seiner Pflicht wankend machen konnte, dann allein war ein sicherer Triumph vorauszusehen. Die Mission war aber unendlich schwierig. Durch eine durch Jahrhunderte fortschreitende Erziehung war die Jugend der Nation zu den Waffen angehalten, in ihnen geübt worden. Nicht allein der Edelmann, nein der Bauer eben so sehr, hatte sich am Glauben an die

unverrückbare und unwandelbare Waffenehre der Nation herangebildet. Die Armee war ein Institut, basirt auf den Volksgeist, und unmittelbar aus dem Schooß der edelsten Kraft, und des moralischen Bewußtseins der Nation hervorgegangen. Dieses Heer hatte durch einen langen Frieden an Selbstgefälligkeit, an eitler Standesehre zugenommen, es hatte angefangen, sich in strafbarem Dünkel über die anderen Classen der Bevölkerung zu erheben — wir sagen: „es hatte angefangen;" aber es fehlte noch unendlich viel, daß diese böse Frucht eines müßigen Friedens, den inneren Kern der Ehrenhaftigkeit dieses exemplarischen Heeres angetastet hätte. Dieser Kern war noch vollkommen gesund. Nur geringe Aeußerlichkeiten waren zu tadeln. Die Wühler, die ihre Aufgabe gefaßt hatten, hielten sich an diese Aeußerlichkeiten, um diese kolossale, imposante Macht, die ihnen entgegen war und ewig entgegen bleiben wird, zu stürzen. Natürlich war es nur ein kleiner Stein, in eine Schleuder gelegt, allein die Schleuder konnte so richtig zielen, daß auch diese schwache und geringe Waffe ihre Wirkung nicht verfehlte. Man schmiedete eine große Anzahl Pamphlete und Traktätchen, die zum Zwecke hatte, dem Soldaten in der ihm faßlichsten Weise die Grundsätze der Disciplin lächerlich

oder verhaßt zu machen, ihm seinen Stand überhaupt zu verleiden, indem man ihn als unverträglich mit seinen Pflichten und Gerechtsamen als Bürger und freien Menschen darstellte.

Alle Versuche Weld's, die Soldaten der Garnison der Hauptstadt zu seinen Zwecken zu bearbeiten, waren vergeblich geblieben; es war jedoch in der Instruction, die er von Molé empfing, von Neuem die Aufforderung ausgesprochen worden, daß Alles gethan werde, um wenigstens einen Theil der Truppen wankend zu machen, und wenn's nicht gelang, sie zu Bundesgenossen zu werben, wenigstens doch zu bewirken, daß ihre Thätigkeit gelähmt werde. Den Unterhändlern Weld's, seinen Agenten und Helfershelfern war das Eindringen in die Casernen übel bekommen; sie hatten sich bei den geringen Erfolgen, die sie hier und da durch unsägliche Mühe erzielt hatten, bei diesem Geschäft gar nicht mehr betheiligen wollen. Weld entschloß sich, diese Mission selbst zu übernehmen. Er hatte dabei noch einen persönlichen Antrieb. Wie jeder preußische Unterthan, hatte auch er seine Dienstjahre leisten müssen, allein diese Zeit war eine vielfältig demüthigende für ihn gewesen. In der Garnisonstadt, in der er damals gestanden, hatte seine grobe, unsittliche Führung einigen rechtli-

chen Bürgerfamilien lebhaften Anstoß gegeben; es hatten Vorfälle stattgefunden, die einen Makel auf das ganze Regiment hefteten, das solche Individuen unter sich duldete. Der Chef des Regiments hatte die wiederholten Klagen mit Unwillen gehört, und auf Weld's Entfernung wurde angetragen. Er war nirgends beliebt und das Offiziercorps nahm sich seiner nicht an. Ein Act offenkundiger und allgemein bekannt gewordener Feigheit, dessen sich Weld schuldig machte, vollendete seinen Sturz; er wurde mit Schimpf aus dem Corps entlassen, und sein Versuch, mit einem der Offiziere sich zu duelliren, scheiterte, indem man dem, der die Ehre verloren, keinen Ehrenkampf zugestehen wollte. Er schied aus Preußens Heer und schwur diesem Heer die glühendste Rache. Jetzt schien ihm der Moment gekommen, um auch diesem Rachegefühl Genüge zu thun.

Wir wollen ihn auf zwei dieser Gänge geleiten, die er that, um das Militär zu seinen Zwecken zu gewinnen. Der erste dieser Gänge war zu einem Unteroffiziere von einem der Garderegimenter, der andere zu einem jungen Lieutenant, der eben erst aus dem Cadettencorps entlassen worden.

Der Unteroffizier sah Weld's Erscheinen mit Freude,

denn er hatte von ihm vor wenig Tagen noch ein sehr willkommenes Gelddarlehn erhalten. Der Mann hatte geheirathet, hatte Familie und befand sich, da der Sold nicht weit reichte, in drückenden Verhältnissen. Dies wußte Weld, er wußte zugleich, daß der Unteroffizier Feldmann einen großen Einfluß auf seine Compagnie ausübte. Er wurde von den Soldaten geachtet und geliebt, ja bei den jüngern, eben erst zum Regiment gekommenen, vertrat er Vaterstelle.

„Ah! guten Tag, Feldmann!" rief Weld mit einer Flasche Wein in die Unteroffizierstube eintretend, wo der Genannte gerade sich allein befand.

„Herr Doctor, ich freue mich, Sie zu sehen!" Er schob mit Ehrerbietung einen Stuhl dem Gaste näher.

„Eben erst vom Dienst gekommen, Feldmann?"

„Ja, und zwar von einem recht harten. Wir müssen jetzt Tag und Nacht auf den Beinen sein. Das geht schon fünf Tage so; die armen Burschen können es kaum mehr aushalten."

„Es wird noch schlimmer kommen!"

„Wie so, Herr Doctor?"

„Nun, das Volk wird Herr der Stadt werden und das Militär über den Haufen werfen. Wie ich

Euch schon neulich einmal gesagt habe, es kann nicht einen Tag länger so dauern."

„Es ist wahr, wüthend sind wir schon."

„Denkt daran, was ich Euch gesagt habe. Alle alte Einrichtungen gehen zu Grunde. Es kommt eine ganz neue Zeit, und ein ganz neues Regiment in Allem. Wir wollen auf die neue Zeit trinken. Gebt mal den Becher von oben her."

„Er ist von Zinn."

„Thut nichts zur Sache. Zwei ehrliche Männer trinken aus ihm, da ist's so gut, als wäre er von Gold. Die Schufte, die heute noch aus goldenen Pokalen trinken, werden froh sein, wenn wir ihnen morgen faules Wasser in Holzbechern vorsetzen."

„Auf Ihr Wohlsein, Herr Doctor."

„Ich danke, nenne mich nicht Doctor; nenne mich Lieutenant. Ich bin Lieutenant außer Dienst."

„Nun denn, auf Ihr Wohl, Herr Lieutenant. Warum haben Sie denn den Dienst quittirt, wenn ich fragen darf?" —

„Das will ich Dir sagen: weil ich ein ehrlicher Mann bleiben wollte. Das war aber nicht möglich, wenn ich meine Ehre nicht mehr frei hatte, sondern sie dem Könige und den Knechten der Tyrannei verkaufte. Höre, Feldmann, giebt es wohl ein schänd-

licheres Handwerk auf Erden, als das, was Du treibst, und das ich früher trieb."

„Herr Lieutenant" —

„Höre mich an. Wir sind alle frei geboren und haben gleiche Rechte: nun kommt Einer, laß ihn heißen wie er will, der sagt: ich bin Dein Herr; und er nimmt Dich und Deine Brüder und Deine Kinder, und läßt Euch auf seinen Befehl die Söhne und Brüder anderer freier Männer todtschlagen. Ist da Sinn und Verstand darin? Du vermiethest Dich also für die paar Groschen, die man Dir giebt, zu einem Mörder und Dieb, denn auch stehlen mußt Du, wenn jener eingebildete Herr es Dir befiehlt. Hast Du mich verstanden?"

„Aber" —

„Aber — willst Du sagen — es ist mein König und Herr; ich hab' ihm Treue geschworen. Ich sage Dir aber, dieser Eid ist Dir wider Willen und Wissen abgenommen worden; Du hast nicht bedacht, und man hat's Dir auch nicht gesagt, zu was Du Dich verpflichtet, als man Dir den Eid abnahm. Tausende, wie Du, wissen es nicht und schwören in den Tag hinein. Aber das Volk, zu dem Ihr Soldaten auch gehört, ist jetzt zur Erkenntniß erwacht, und es sagt Euch, daß jener Eid ein Unsinn ist, eine Unge-

rechtigkeit, und daß Ihr ihn nicht zu halten braucht."

Der Unteroffizier setzte den Becher hin und sah finster vor sich hin.

„Nun trinkt doch, Feldmann."

„Ich mag nicht, Herr Lieutenant. Der Trank schmeckt mir bitter, wie Galle. Wenn einem das Herz schwer gemacht wird, kann einem der beste Wein nicht munden."

„Ich mache Dir das Herz nicht schwer; im Gegentheil, ich mache es Dir leicht."

„Zum Teufel, nein, Ihr macht es mir schwer wie Blei. Glaubt Ihr, es sei eine Kleinigkeit, daß ich, wenn ich mich müde im Dienste gearbeitet habe, nun Nachts auf meinem harten Lager schlaflos mich umwälze, weil diese Dinge, die Ihr mir da sagt, mir im Kopfe herumwirbeln. Noch gestern war es so — endlich mußte ich laut vor mich hin rufen, so daß meine Jette aufwachte und erschrak: Nein! rief ich — was mein Vater, mein Großvater gethan, kann für mich keine Schande sein. Sie waren brave Soldaten, sie dienten ihrem Könige und dem Vaterlande — ei, zum Geier! ich will es auch thun! Und damit Basta. Seht, Herr Doctor, da konnte ich erst wieder einschlafen. Das Gespenst war von mir gewichen."

„Ihr seid nicht recht klug, Feldmann. Und Ihr habt es so schwer.“

„Weiß Gott, ja.“

„Und ich sage Euch, Ihr sollt Geld die Fülle haben. Glaubt mir, es giebt Leute, reiche, vermögende Leute, die gerade auf Euch ihr Augenmerk haben.“

„Auf mich?“

„Ja, wie ich sage; weil Ihr im Ruf steht, daß Eure Compagnie Euch liebt und Euch gehorcht.“

„Wahrhaftig! steh' ich in dem Ruf?“ Und die Augen des ehrlichen Mannes glänzten. „Nun, wenn das ist, es ist aber auch kein Wunder. Unsere Leute sind ein guter Schlag Menschen. Es heißt, der Unteroffizier hat das schwerste Geschäft, die größte Arbeit — es ist wahr; aber gar viel kommt auf den Mann an, der seinem Posten nicht recht vorzustehen weiß, der die Leute nicht so behandelt, wie sie behandelt sein wollen. Ich nenne die jungen Soldaten meine Kinder, und Ihr solltet einmal sehen, wie sie mich freundlich anlächeln, wenn ich mit meinem Corporalgesicht angerückt komme. Sie wissen ich bin streng, aber sie wissen auch, ich meine es gut, herzlich gut. Die älteren Soldaten nenne ich Freunde — das hören sie gern. Wollt Ihr glauben, ich

hab' dort im Schubfach einen ganzen Packen Briefe, die mir die vom Regimente Entlassenen aus ihrer Heimath, aus den entlegensten Dörfern geschrieben haben. Es steht nichts darin in den Briefen, als daß sie meiner noch gedenken. Meine Jette will die Briefe haben, um den Kleinen ihre Schulbücherdeckel daraus zu kleben, ich geb's aber nicht weg. So manchen Abend, wenn die Cameraden um mich her plaudern, oder Karte spielen, sitze ich und lese in meinen Briefen und denke bald an diesen, bald an jenen guten Jungen, den ich nun schon lange nicht mehr um mich sehe. Manche deckt auch schon ein grüner Hügel."

„Das ist Alles, weil Ihr ein Mann des Volkes seid, Feldmann."

„Nein, das ist Alles, weil ich ein bischen Einsehen in meine Pflichten habe, und es Keinem ohne Noth schwer mache."

„Wieder auf das Geld zu kommen. Deine Frau kommt nun bald mit dem sechsten Kinde in die Wochen; dabei ist sie kränklich und die Arbeit geht ihr nicht mehr von der Hand."

„Es ist wahr."

„Wie wäre es, wenn Du so ein dreihundert Thälerchen des Jahrs bekämst? Die Hälfte könnte

ich Dir auf Abschlag schon heute geben. Es erfährt's Niemand, es bleibt unter uns: Du hast das Geld. Ei, denkt mal! da könntet Ihr gleich Euren ältesten Jungen in die Lehre geben. Der Bursche läuft so müssig umher. Den zweiten kaufen wir in den Kaufmannsstand ein."

„Ei! und die Frau sähe ihrem Schicksal freudig entgegen." —

„Freilich! Es wäre nirgends Noth mehr."

Die ehrlichen Züge des Mannes verfinsterten sich wieder. „Und diese Herren, die mir so freundlich Hülfe leisten wollen, wie komme ich dazu, ihr Wohlwollen mir erworben zu haben?"

„Ich hab' Dich ihnen geschildert, so wie ich Dich kenne."

„Ah — so habe ich's Euch zu danken." Er reichte seine Hand hin, Weld schlug ein; „Du siehst also, wie gute Freunde Du hast, und das will viel sagen in einer so schlimmen Zeit, wie die ist, in der wir leben. Aber nun mußt Du auch wissen, daß diese edlen Herren auch große Menschenfreunde sind und daß es nicht wohl von Dir gethan wäre, wenn Du sie kränktest und beleidigtest."

„O, wie sollte ich je mich dessen unterfangen? Leute beleidigen, die mir wohlthun?"

„Zum Beispiel würdest Du diese Deine Freunde, sehr empfindlich kränken, wenn Du Deine Mitbrüder berauben oder tödten wolltest.“

„Es fällt mir dies nicht ein.“

„Aber wenn es Dir befohlen wird.“

„Ihr meint, wenn es Krieg giebt?“

„Krieg, hier in den Straßen. Gieb Acht, es wird zum Kampf kommen; zu einem heftigen, blutigen Kampf. Das Volk, dessen Abgeordneter ich bin, ist fest entschlossen, nicht nachzugeben. Deine Cameraden, die Schufte und Tyrannenknechte, werden auf das Volk schießen, aber Du wirst es nicht thun, und wenn Dir der Offizier es befiehlt, so trittst Du mit der ganzen Compagnie vor und sagst laut: Wir geben nicht Feuer.“

Der Unteroffizier sah den Sprechenden mit einem durchdringenden Blick an. Dieser fuhr fort. „Die anderen Unteroffiziere, diese Nichtswürdigen, werden zu Dir kommen und sprechen: heut wird's Ernst, heut wollen wir's diesen Lumpen, diesen Unruhestiftern, diesen Vagabunden zeigen, wie wir es meinen! Da sprichst Du aber: nein, Freunde, Ihr irrt Euch, die, die Ihr Vagabunden nennt, sind Eure edlen, verkannten, gemißhandelten Brüder, und wir dürfen ihr Blut nicht vergießen. Willst Du so sprechen?“

„Nein, Herr Doctor.“

„Wie, Du willst nicht? Du willst also wie die anderen Bluthunde Feuer geben auf das Volk, wenn der Offizier befiehlt.“

„Der Soldat muß Ordre pariren.“

„Aber die, die Du tödtest, sind Unschuldige!“

„Haben die zu verantworten, die mir den Befehl geben.“

„Und das willst Du Deinen Soldaten sagen?“

„Brauch's ihnen nicht zu sagen, wissen's selbst. Wir haben unsern Eid dem Könige geleistet. Will er eine Schandthat begehen, fällt sie auf sein Gewissen.“

„So denkt kein Soldat heut zu Tage mehr.“

„So ist er ein Schurke. Er trägt des Königs Rock, er ißt des Königs Brod, er hat dem König Treue gelobt, und er verräth ihn: er ist ein Schurke. Aber ein preußischer Soldat ist kein Schurke. Sie sprechen von fremdem Militär; das kann sein.“

„Aber Dein Weib, Deine Kinder!“ —

„Möge die Erstere sterben, die Letzteren verhungern — sie haben dann doch wenigstens keinen ehrlosen Vater gehabt. Wenn ich meine Dienstzeit vollendet habe, so habe ich Anwartschaft auf ein, wenn auch kärgliches, doch ehrliches Brod, das mir

mein König giebt. Das kann ich dann in Frieden essen."

„Aber die edlen Menschenfreunde, die Dich so gern unterstützen wollen!" —

„Mögen ihr Geld behalten."

„Feldmann! bedenkt was Ihr thut. Bin ich nicht selbst Offizier gewesen? Würde ich Euch wohl etwas rathen, was mit der Ehre eines Soldaten sich nicht vereinen ließe?"

„Ich weiß nicht, was Ihr die Ehre eines Soldaten nennt; ich weiß sehr genau, was ich so nenne. Und jetzt erlaubt, daß ich Euren Wein auf meine Weise trinke." —

Er stand auf und rief einige Soldaten seiner Compagnie. Der Literat erhob sich mit einer etwas bedenklichen Miene und schien auf Flucht bedacht zu sein. „Ihr werdet doch nicht" — sagte er mit einer unsicheren Stimme zu dem Manne, dessen Treue er eben wankend zu machen gesucht hatte. — Der Unteroffizier verstand ihn, mit einem gutmüthigen Lächeln sagte er: „Seid nicht bange. Es muß wohl lange her sein, daß Ihr vom Militär fort seid, daß Ihr etwas den Muth verlernt habt. Aber seid unbesorgt, ich will keine Anzeige davon machen, was Ihr mit mir habt vornehmen wollen."

Und die Stube füllte sich mit Soldaten. Der Unteroffizier trat unter sie. „Seht, Kinder!“ rief er: „was es doch für gutmüthige Herren giebt! Da ist einer, der hat mir eine Flasche Wein gebracht und will, daß ich sie mit Euch auf die Gesundheit des Königs leeren soll.“

Ein lautes Hurrah antwortete: die Flasche ging von Mund zu Mund; ein Becher war nicht nöthig.

„Nun Herr! thut uns Bescheid! da Ihr auf das Wohl des Königs getrunken habt, trinkt nun auch auf unser Wohl — auf das Wohl der Soldaten, die ihre Schuldigkeit thun, und jedem Spitzbuben, der sie von ihrer Pflicht weglocken will, das Garaus machen. Versteht Ihr? Ich bitte — schlagt mir's nicht ab.“

Der Literat weigerte sich — den wilden, derben Burschen gegenüber — durchaus nicht. Er nahm lachend die Flasche und leerte den Rest. Dann verließ er die Caserne, wohin er nicht wieder zurückkehrte.

Der junge Lieutenant, eben den Glanz seiner noch ganz neuen Epaulets betrachtend, saß einsam auf der Wachstube und blätterte in einem Roman von Eugen Sue. Der junge Mann, dessen candides Gewissen noch keine Sünde drückte, las die sieben Todsünden des französischen Poeten. Von Zeit

zu Zeit warf er einen Blick hinaus, ob nicht eine hübsche Nähterin oder gar eine Statistin aus dem Ballet ihren Weg zufällig hier vorüber nahm. Aber die Wache war keine von den gesuchten, eleganten Wachen, sie lag ziemlich entlegen und keine von den gewünschten Spaziergängerinnen fühlte sich bewogen, in das Labyrinth der kleinen Gassen einzulenken, um der Wachstube des Lieutenants vorbeizukommen. Es war dem Einsamen sehr willkommen, daß Herr Weld eintrat. Er hatte den Literaten kennen gelernt in einer der vielen Gesellschaften, in die ein junger Mann gelangt, der die ihm noch neue Welt kennen lernen will, denn hinter den Mauern des Cadettenhauses war er bisher abgeschlossen gehalten worden. Der Nimbus, der einen Mann umgiebt, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt, der Zeitungsaufsätze schreibt und auf dessen Urtheil in politischen Dingen gehört wird, hat für einen so unerfahrenen Jüngling noch seinen vollen trügerischen Glanz. Die eigne Urtheilsfähigkeit ist zu schwach und ungeübt, um für das Urtheil, das Andere aussprechen, einen Maßstab zu haben, allein das richtige, angeborene Gefühl leitet auch hier, wie es so oft in den schwierigsten Lagen, in die ein unerfahrener, aber sittlich reiner junger Mann kommen kann, leitet. Weld

hatte einige Gefälligkeiten dem Offizier erzeigt, ihm Bücher und Broschüren geliehen und mit Auswahl solche, in denen die Grundsätze der militärischen Disciplin und der Soldatenehre angetastet, oder wenigstens doch einer böswilligen Prüfung unterworfen wurden. So befand sich seit einigen Tagen der Prozeß des Lieutenants Anneke, eine Schrift, die es drauf ansetzt, das ganze bisherige System, wie es bei der Bildung der Militärmacht Preußens gegolten, umzuwerfen und dagegen einen communistischen, revolutionären Geist zu setzen, in den Händen des Jünglings. Ein weiter Kreis junger Offiziere hatte diese Blätter gelesen und es waren weitläufige Debatten darüber entstanden. Weld ward hinzugerufen und hatte in seinem Sinne erklärt, gedeutet und weiter ausgeführt. Nach den ersten Begrüßungen ward sogleich über diesen Gegenstand gesprochen.

„Wissen Sie, was mir in den Sinn gekommen ist,“ hob der Lieutenant an, „als ich die Schrift und die anderen dahin bezüglichen, endlich bei Seite warf?“

„Nun, und was?“

„Daß ich auf der Stelle aufhören muß, Offizier zu sein, und daß ich dem Könige meinen Degen zurückgeben muß.“

„O, das ist kein übles Resultat Ihres Nachdenkens. Sie zeigen dadurch, daß Sie für die neuen Ideen empfänglich sind.“

„Wer wollte das nicht sein?“ rief der Jüngling begeistert. „Ich kenne nichts Herrlicheres, als immer neue, große, herrliche Gedanken in die Seele aufnehmen! Gedanken, die dazu führen, die Welt vollkommener, die Menschen zufriedener zu machen. Ich habe nur noch wenig gesehen und wenig erfahren, aber ich weiß, daß es edle Menschen in der Welt giebt, deren ganzes Leben dem einen Zwecke geweiht ist, Andere, und durch Andere sich selbst glücklich zu machen. Sie lachen und glauben nicht, daß ich's so meine; aber ich hatte eine so liebe, herrliche Mutter, sie hat mir diese Träume und Bilder ins Herz geflößt, so wie sie es auch war, die mich abgehalten hat, das lose, ausschweifende Treiben mitzumachen, in dem meine Cameraden sich gefallen.“ Weld, der an keine Reinheit glaubte, sah den jungen Mann an und spottete unverhohlen. Der Jüngling erwiederte nur mit einem gutmüthigen Lächeln. „Sie werden noch einmal zu Dutzenden Frauen und Mädchen verführen, Sie schüchterner Lockenkopf!“ sagte der Literat. „Ich kenne das. Auch ich war einmal so. Das giebt sich. Wissen Sie was, womit ich anfing?

Gleich mit den verheiratheten Weibern, denn es war mir schon damals ein Haß gegen die Ehe und den Zwang derselben eigen. Nachher hab' ich aber doch gefunden, daß es amüsanter ist, Mädchen zu verlocken, — und wissen Sie warum —

„Lassen Sie uns wieder auf die Schriften kommen," sagte der junge Offizier.

„Nun denn! Ich habe schon gehört: Sie wollen aufhören, Offizier zu sein."

„Wenn ich in diesem Stande nichts nutzen kann, wenn es wirklich ein so alter, veralteter, nicht allein unnützer, sondern sogar schädlicher und verächtlicher Stand ist —"

„Das ist er — wir haben ja schon so oft darüber gesprochen."

Der junge Mann sagte nach einer Pause: „Ich habe einiges Vermögen: ich brauche nicht gerade Offizier zu sein. Eine Erbschaft ist mir vor Kurzem zugefallen. Meine Eltern würden auch nichts dagegen haben, wenn ich austrete."

„So treten Sie aus. Schließen Sie sich den freien Männern an, die, schon überall hin verbreitet, nur auf den Moment warten, die ihnen verhaßten Ketten abzuschütteln, um nicht mehr einem Fürsten zu dienen, sondern um dem Volke zu gehören."

„Wie lieb' ich dieses Volk! Wie groß, wie achtungswerth erscheint es mir, wenn ich Sie davon sprechen höre. Das Volk — das Volk! Ich mache mir einen dunkeln, geheimnißvollen, allein sehr reizenden Begriff davon. Unwillkührlich denke ich an das herrliche Duett in der Oper „die Stumme von Portici," entsinnen Sie sich dessen?"

„Ja wohl," entgegnete der Literat lächelnd.

„Und dann die Stellen in Don Carlos „Sire, gebt Gedankenfreiheit!" — „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" Wie ich noch auf der Schulbank saß, hab' ich dies immer und immer wieder gelesen. Unser alter Ofenheizer im Corps mußte mir „Philipp" sein, und gegen ihn gewendet, sprach ich jene Verse. Das sind freilich kindische Erinnerungen, und Sie haben Recht, daß Sie lachen, aber sie tragen doch auch das Ihrige dazu bei, daß Sie gewonnen Spiel bei mir haben, und daß ich in der That den Abschied nehmen werde."

„Gut, ich nenne Sie meinen Freund dieses Entschlusses wegen. Aber ich will Ihnen einen Rath geben: nehmen Sie jetzt noch nicht Ihren Abschied."

„Weshalb nicht? Sie meinen, es wäre Schade um die neuen Epaulets, und meine Cousine Emilie

hat mich nur erst zweimal als Offizier gesehen. Allein Alles das macht mir nichts aus."

„Nein, nicht deshalb, sondern weil Sie unserer Sache, der Sache der edlen, freien Männer und der Sache des Volkes für's Erste noch als Offizier nützlicher sein können."

„Sprechen Sie, in wie fern?"

„Ist Ihnen das nicht selbst einleuchtend? Wie unzählig Viele unter Ihren Cameraden kleben noch fest an dem alten System des Kamaschendienstes? An der alten verächtlichen Ordnung? Sie, als Offizier, unter Ihren Genossen lebend, können fortwährend dahin arbeiten, die Blinden und Unvernünftigen zum Heile zu führen. Und nicht allein die Offiziere — denken Sie an die Soldaten, auch die müssen tüchtig bearbeitet werden, damit sie einsehen lernen, wie unnütz und verächtlich ihr jetziger Stand ist."

Der junge Mann sah den Sprechenden fragend an. Eine helle Röthe überzog seine noch ungebräunten Wangen. Es war ungewiß, welchem — in der Seele des Jünglings plötzlich aufsteigenden Affect dieses äußere Zeichen seinen Ursprung verdankte. Der Literat fuhr fort:

„Haben Sie überhaupt nie mit Ihren Leuten

namentlich mit den Unteroffizieren über diese Dinge gesprochen?"

„Wir haben unser Reglement," antwortete der Offizier, „dieses meinen Leuten vorzutragen und zu erklären, ist meine Pflicht."

„Ich weiß — allein was läßt sich nicht aus den trocknen Paragraphen Alles machen!"

„Und was sollte ich denn daraus machen?"

„Mein Himmel! wie Sie fragen. Nun, Sie sollen eben die Grundsätze, zu denen Sie sich bekennen, die neuen Ideen, die wir besprochen haben, unter die Soldaten bringen."

„Sie vergessen, daß diese Soldaten verpflichtet sind, zu dienen, daß sie nicht ihren Abschied nehmen können, wie ich es kann."

„Meinethalben. Sie sollen auch weiter dienen; aber sie sollen heimlich uns dienen, während sie öffentlich noch dem Könige dienen. Ich will Ihnen sagen — und wir sind so vertraut, daß ich offen mit Ihnen sprechen kann — wir haben dies nöthig. Ueber kurz oder lang kommt es zum Bruch mit dem jetzigen System, und dann müssen wir darauf rechnen können, daß sie zu hellen Haufen zu uns übergehen." —

Die Röthe des jungen Mannes wurde immer lebhafter. Er sagte mit einer eigenthümlich sanften

Stimme, ohne seinen Nebenmann anzusehen: „Ich verstehe — ich soll also die mir anvertraute Mannschaft von ihrer Pflicht ablocken, und dem Könige Verräther unter seinen eigenen Unterthanen, die zum Schutze für ihn und seine Räthe da sind, erziehen?"

„Wenn Sie es so nehmen wollen? Ich sehe hierin nichts Verfängliches. Sie handeln Ihrer Ueberzeugung, Ihrer Ehre gemäß."

„Nicht doch, mein Herr. Ich handle meiner Ehre gemäß, wenn ich für meine Person austrete, wenn ich glaube, nicht länger bleiben zu dürfen, aber ich handle ehrlos, wenn ich Andere verleite, ihren Eid zu brechen. Nicht darum gab mir der König diesen Degen — nicht darum erzog er mich, da ich arm und mittellos war, auf seine Kosten. Nicht ein Wort soll über meine Lippen kommen von dem, was ich denke und fühle in jener Beziehung; und von dieser Stunde an will ich noch pünktlicher, noch genauer über meine Dienstpflichten wachen. Sie haben mir gezeigt, Herr Weld, daß es eine Linie giebt, wo, wenn sie überschritten wird, der ehrliche Junge — zu einem Schuft wird."

Weld lachte, aber diesesmal traf ein dunkler, drohender Blitz aus den Augen des unverdorbenen jungen Mannes den Nichtswürdigen. Er sah ein,

daß er sein Spiel aufgeben müsse. Er lenkte ab, und brachte andere Gegenstände des Gesprächs vor, allein der Offizier antwortete einsilbig und verstimmt. Einmal in eine harmlose offene Seele den Funken des Argwohns geschleudert, und es ist auf immer aus mit dem hingebenden Vertrauen.

Weld hatte gerade auf diesen Jüngling gerechnet, denn seine Menschenkenntniß hatte ihm den Schatz von frühreifer männlicher Energie, von festem Willen und von übersprudelndem schönen Enthusiasmus in diesem Busen gezeigt. Er fand wohl Leichtfertige, Schwelger, früh Entnervte und schaale Alltagsseelen, die er zu seinem Zwecke gewinnen konnte, allein diese würden ihm wenig genützt haben. In dem Moment, wo es darauf ankam zu kämpfen, würden sie unfehlbar geschwankt haben und rasch zurückgefallen sein.

Wir haben von den Versuchen, den Geist der Armee zu revolutioniren nur diese zwei Beispiele angeführt; aber dieser Versuche waren unzählige, sie waren über die ganze Monarchie hin verbreitet, und kein Mittel wurde außer Acht gelassen, das gewünschte Resultat zu erzielen. Man muß die Institutionen, die diese Armee gründen halfen, bewundern, indem es durch sie möglich wurde, einem hartnäckigen, durch Jahrzehende hindurch gehenden Angriffe Wider-

stand zu leisten. Dies ist ein Wink für den wahren Reformator. Wie vorsichtig muß er mit seinen Neuerungen zu Werke gehen, um dem noch vollkommen gut erhaltenen Gebäude nichts von seiner Zweckmäßigkeit zu nehmen, noch seinem ernsten grandiosen Bau irgend einen unnützen, lächerlichen Schnörkel zuzufügen.

Weld zog sich in einen versteckten Keller, ein sogenanntes Speiselocal, zurück, und empfing hier die Berichte seiner Emissäre und Beauftragten. Die Meisten derselben waren heute in die Casernen gesendet worden, ein anderer Theil zu den Arbeitern in der Umgegend der Stadt. Hier war es gelungen ganze Massen anzuwerben. Die Aussicht auf großen, nahen Gewinn lockte, und das schon jetzt reichlich dargebotene Geld wirkte belebend. Sie versprachen zu der festgesetzten Stunde zu Schaaren auf den bezeichneten Plätzen zu sein. Das Gesindel, das eigentliche Gros der Armee der Agitatoren, trieb sich lärmend, heulend, schreiend schon seit zwölf Stunden auf den Gassen und Plätzen umher, das aufgestellte Militär neckend und höhnend. Einzelne Schüsse fielen, doch wurden sie dem Commando gemäß in die Luft abgefeuert, und sollten nur dienen, die völlig zügellos werdenden Massen in Schrecken zu setzen. Die Stadt

war von einem Ende zum andern in Unruhe, Bewegung und Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Eine große Anzahl Fremder, namentlich Polen, füllten die Gasthäuser geringern Ranges, die kleinen Schenken waren mit Gästen überfüllt; Berlin schien in wenig Stunden das Doppelte an Einwohnerschaft gewonnen zu haben.

17.

Der achtzehnte März.

Das Regiment Garde-Cürassiere hatte seine Casernen am Halle'schen Thore verlassen und stand auf dem Gensdarmen-Markte aufgerückt, die Garde-Dragoner hielten das Oranienburger-Thor besetzt, indem sie zugleich die Patrouille für die Umgegend dieses Thores und der Friedrichsstraße abgaben. Das Garde-Regiment Kaiser Alexander war in einzelnen Abtheilungen vertheilt, die ihre Plätze öfters wechselten, doch hielten sie im Ganzen die Königsstadt inne, während das Garde-Regiment Kaiser Franz sich nach dem Potsdamer-Thore und der Wilhelmsstraße hin vertheilte. Das Regiment Garde du Corps hielt den Schloßhof besetzt, und die innern Gänge und Säle des königlichen Palastes. Das Regiment Garde-Schützen hatte die öffentlichen Gebäude, die Bank, die Seehandlung u. a. zur Bewachung erhal-

ten, und die fliegenden Corps der Garde-Ulanen-Regimenter zeigten sich bald hier, bald dort, um zu recognosciren und Rapporte abzustatten. Offiziere der höheren Grade durchritten mit ihren Begleitern die Stadt nach allen Richtungen. Es herrschte auf wenige Stunden am Vormittage eine dumpfe, unheimliche Schwüle inmitten dieser aufgeregten Bevölkerung.

In diesen Stunden war es, wo der König sich entschloß, mit seinen freien Institutionen hervorzutreten.

Es sollte die Constitution dem Volke gegeben werden.

Die Freiheit der Presse sollte gewährt werden, das Recht Versammlungen zu halten, das Recht der freien Rede, die Volkswahlen.

Diese Entschlüsse waren schon lange in der Seele des Königs gereift, der sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Zusagen seines Vaters der Nation zu erfüllen.

Der Ministerrath war auf dem Schlosse versammelt, die Prinzen des königlichen Hauses, die obersten Würdenträger der Waffencorps. Im Laufe des Tages füllte sich das Schloß immer mehr. Je bedrohlicher die Zustände wurden, um desto mehr fühlte sich der echte Patriot gedrängt, in der Nähe seines Königs zu sein. Viele aber suchten auch Schutz unter der Aegide des königlichen Hauses.

Aus den Provinzen langten Deputationen an.

Die Verwirrung innerhalb des Schlosses wuchs, je lärmender sich die Auftritte außerhalb gestalteten.

So kamen die ersten Stunden des Nachmittags heran.

Eine unzählbare Menge hatte sich auf dem Platze vor dem Schlosse versammelt und zwar stauten sich die Massen besonders nach der Seite der Kurfürstenbrücke zu. Von der Brücke her flossen immer neue Ströme zu. Ein summendes, dunkles, verwirrtes Gedränge — ein Hin- und Herbewegen einzelner Theile dieser ungeheuren Mosaik von Menschenköpfen, aus denen hier und da ein Mann zu Pferde hervorragte, von dem man nicht wußte, ob er zu dieser Masse gehöre, oder ob er in seinem Vordringen hier mit Gewalt zurückgehalten werde. Einzelne Männer wurden auf den Schultern ihrer Nachbarn emporgehoben, und man sah die auf diese Weise erhöhten Gestalten sich zu der Menge wenden, und Worte, von leidenschaftlichen Geberden begleitet, sprechen, die man nicht verstand, weil der dumpfe, grollende Lärm immer stärker anwuchs. Der kolossale Candelaber, der ein Bouquet von Laternen trägt und sich auf der Mitte des Platzes erhebt, war bekleidet mit einem traubenartigen Behange von aneinander

haftenden Menschenkörpern, die sich anklammerten, um den Platz zu übersehen und das Schloß im Auge zu behalten. Alle Fenster der Häuser am Platze, selbst die Dächer, waren mit Köpfen besetzt.

Der König erschien auf dem Balkon.

Eben ein dumpfes, dem fernen Donner gleiches Getöse — jetzt eine athemlose Stille.

Diese Tausende von Augen richteten sich alle auf einen Punkt, diese Tausende von Ohren strengten sich an, den leisesten Laut zu vernehmen, der von jenem Punkte herkam.

Die Stimme des Königs war nicht rein; sie war bewegt, seine sonst so fließende Rede erklang jetzt in Absätzen, und sichtbar kämpfte er mit einer großen Aufregung. Seine Rechte ruhte auf der Steinfassung des Balkons, die Linke war auf die Brust gelegt. Der König blickte sich um nach allen Seiten, man konnte es ihm ansehen, daß seine nicht starke Sehkraft sich mühte, in diesem uferlosen Meer, das vor ihm ergossen lag, einzelne Figuren und Gruppen herauszufinden. Da ihm dies nicht gelingen mochte, ließ er seinen Blick ruhig über das Ganze hinschweifen. Doch kehrte dieser Blick immer von neuem auf einen Gegenstand in der Richtung zur Brücke hin zurück. Die Umgebung des Königs, Adjutanten, Minister

— waren ein paar Schritte zurückgetreten, und füllten mit ihren Gestalten die offen gelassene Thür zum Vorbau.

Kaum hatte der König seine Worte vollendet, als ein endloser Jubelruf aus der Menge ihm entgegentönte. Tücher, Hüte wurden geschwenkt. Es bildeten sich zahllose auf den Schultern und Köpfen der Zunächststehenden thronenden Menschenpyramiden, und die Emporgehobenen riefen laut den Namen des Königs und brachten ihm leidenschaftliche Dankesrufe.

Plötzlich fiel ein Schuß —

Jetzt wieder einer.

Der König wich zurück. Wer in diesem verhängnißvollen Augenblicke die Richtung seines Auges hätte beobachten können, hätte bemerkt, daß es wiederum jene Stelle in dem Gedränge aufsuchte. Es war nur ein Moment; gleich darauf hatte die Umgebung den König eingeschlossen, und er verschwand in der bewegten Gruppe, die sich auf dem Balkon bildete, und gleich darauf in das Innere des Palastes sich zurückzog.

Die Thür blieb offen; Niemand dachte daran sie zu schließen.

Ein ohrzerreißendes Geheul, ein verworrenes, drohendes Getobe ließ sich auf dem Platze hören. Die ungeheure Menschenmenge suchte auseinander

zu stieben — es gelang ihr nur mühsam. Jetzt sah man von der Brücke aus Ströme Volkes hinzudrängen, die früher nicht auf dem Platze gesehen worden. Es waren Physiognomieen der wildesten, rohesten Art, es waren Leute in Kitteln, zerlumpt und zum Theil mit Aexten und Brecheisen bewaffnet. Diese stürzten sich in die Menge und stießen jenes gräßliche Geheul aus, das an die thierischen Laute erinnerte, die innerhalb endloser Wüsteneien dem erschreckten Wanderer die Nähe hungriger und wüthender Bestien verkünden. Mit keiner menschlichen Stimme hatten diese Laute Aehnlichkeit, und doch kamen sie aus menschlichen Kehlen; allein aus Kehlen von Menschen, die man künstlich durch alle erregenden Mittel zum Rasen gebracht hatte. Wie dieser wüthende Haufe auf dem Schauplatze erschien, zeigten sich mit ihm zugleich an den verschiedensten Orten des weiten Platzes einzelne Männer, die laut ihre Stimme erhoben und riefen: „Auf! vertheidigt Euch! Man mordet uns! Verrath! —“

Diese Rufe brachten eine maßlose Verwirrung hervor. Man kämpfte mit einander, um den Eingang einer Straße zu gewinnen, man überstürzte sich, es sanken zu Hunderten Leute nieder, der Menschensee floß in einzelnen reißenden Strömen

in die Seitenstraßen ab, immer Geheul, immer diesen entsetzlichen Ruf in die Lüfte schleudernd.

Jetzt erschienen die Dragoner, die Befehl erhielten, den Platz frei zu machen, ohne dabei von ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Man begriff im Schlosse anfangs nicht, was diese plötzliche Umwandlung der Scene bewirkt haben konnte. Die besser Unterrichteten wußten es: der König wußte es: er wußte es, von welcher Seite jene Schüsse gefallen waren, und welchem Ziele sie gegolten. Sein scharfes Ohr hatte, indem er sich an der Balustrade auf einen Moment hinabgebeugt, aus dem kleinen Menschenknäuel, den er schon früher beobachtet, und der jetzt ziemlich abgesondert von der Masse, sich von der Brücke aus immer näher zum Schlosse heranbewegt hatte, Worte vernommen, die ihm die mörderische Absicht kund thaten. Er bebte nicht, als er der Gefahr sich entrückt sah; das Erbe der Fürsten seines Hauses ist Muth in Gefahr, Großmuth im Siege. Seine Umgebung aber war bleich wie der Tod.

„Es waren Fremde, es waren keine von den Meinen!“ sagte der König zu den ihm zunächst Stehenden. „Ich weiß es. Ich sah es.“ —

Niemand antwortete. Im Nebenzimmer herrschte eine lebhafte Bewegung, ein Geflüster. Die Königin

war in Ohnmacht gesunken. Man eilte ihr zu Hülfe. In allen Corridoren und Gängen des Palastes drängten sich Offiziere und Beamte. Alles geschäftig, alles lautlos aneinander vorübereilend, Gesichter mit dem Ausdruck wahnsinnigen Schreckens, kalten, starren Grimmes. Eine kleine Gruppe von fünf oder sechs Offizieren war an die Säulen des Palastes herangetreten, um die eingeschlagenen Kugeln zu betrachten.

Der Platz war leer. Von allen Fenstern waren die Köpfe verschwunden. Diese Stille, im Gegensatz zu der ungeheuren Bewegung noch vor einigen Sekunden, machte eine fast lähmende Wirkung. Es war wie das Werk eines Zauberers, der böse Geister aus den Tiefen der Erde heraufbeschworen, und ihnen jetzt befohlen hat, sich in alle Richtungen hin über die geängstete Erde zu zerstreuen.

Wir müssen hier einen kurzen Wortwechsel einschalten, der gerade hier und nirgends anders seinen Platz finden muß, um die räthselhaften Ereignisse, die wir oben mit angeschaut, erklären zu helfen. Dieser Wortwechsel fand zwischen Neuwardt und Weld Statt. Neuwardt hatte sich mit einer großen Anzahl seiner Bekannten, die mit ihm eine Gesinnung theilten, auf dem Platze vor dem Schlosse befunden, als der König jene Zusicherungen ertheilte, er hatte

zugleich mit der Menge seine Stimme zu einem lauten Dankesruf erhoben, und glücklich über das, was er vernommen, war er zu den Seinigen geeilt, um ihnen die freudige Botschaft mitzutheilen. Er fand Weld in seinem Hause, der beschäftigt war, flüchtig ein paar Worte auf einzelne Zettel zu schreiben, die er den wartenden Boten einhändigte.

„Theurer Freund!" rief der Patriot, „haben Sie gehört? Wir haben jetzt, was wir wünschen! Friedrich Wilhelm IV. hat das Wort seines Vaters wahr gemacht. Wir haben die Freiheiten, die wir erstrebt, wir haben eine Constitution! O, ich hätte weinen mögen vor Entzücken, als ich den König — meinen König — jene Segensworte aussprechen hörte."

Weld blickte auf, unterbrach den Sprechenden, und fragte mit einem sarkastischen Tone: „Hören Sie den Tumult auf der Straße?"

„Siegesjubel!" rief Neuwardt, und der sonst so bedächtige, stille Mann war ganz trunken vor Freude. „O, ich werde illuminiren lassen. Mein Haus, die Straße — die ganze Stadt soll in Freude brennen. Zu allen Fenstern hinaus töne der Ruf: Es lebe unser König!"

Weld wiederholte mit demselben eisigen Spottlaut die Frage, ob Neuwardt Nichts höre.

Es fielen die ersten Schüsse.

„Was ist das?“ rief der Patriot, und seine Röthe ging plötzlich in Blässe über.

„Jetzt beginnt unser Werk!“ sagte der Literat, indem er nach seinem Hute griff.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie damit sagen, Weld?“

„Kennen Sie das Wort: Zu spät? Jetzt muß er Alles geben und seinen Thron dazu.“

„Rasender! Er hat gewährt, was der Patriot wünschte und begehrte.“

Weld entgegnete mit einem dreisten Lachen: „Was kümmert uns die Constitution. Wir wollen den Umsturz und für uns den Sieg. Wir wollen jetzt leben und herrschen.“

Neuwardt bebte vor innerer Entrüstung. „So gehen unsere Wege auseinander!“ rief er. „Mit einem Verbrecher will ich nichts zu thun haben.“

Weld verließ ihn, ohne auf seine Worte zu achten. Neuwardt faltete die Hände, blickte mit einem Auge, in welchem seine bewegte Seele lag, gen Himmel und rief: „Gieb unser Heil nicht in die Hände der Buben! Verhindre gnädig ein Unglück!“

Auch er eilte nun fort, um die Männer der Deputation, die von den Rheinprovinzen so eben ange-

langt war, zu sprechen. Er hatte bewährte Freunde darunter, Männer von tüchtiger Gesinnung und Vaterlandsfreunde wie er. Ein Schrecken, eine Trauer erfüllten das Herz dieses Mannes, wie er sie noch nie gefühlt. So nah grenzte hier die herrlichste Siegesfreude mit dem drohenden Streich zusammen, der Alles zu zertrümmern gedachte und an das Haus der Ehren die freche Diebeshand der Plünderer und Zerstörer zu legen. Man kann sich kaum eine Lage denken, die martervoller gewesen wäre für den echten Vaterlandsfreund, als diese. Der edle Neuwardt befand sich in dieser.

Wir kehren in das königliche Schloß zurück. Der König, der Prinz von Preußen, die Prinzessin und der Minister von Arnim befinden sich allein in einem Gemach. Niemandem ist der Zutritt gestattet.

Man hört die Salven des Musketenfeuers, den Donner der Geschütze der Artillerie in den Straßen. Der Kampf hat begonnen, und an dreißig verschiedenen Hauptplätzen vertheilt, wüthet er.

Die tiefe Dämmerung des Abends geht bereits in die Nacht über. Ein heller Mondschein lichtet das nächtliche Dunkel.

Ein Höfling, der sich in dem leer gewordenen Saale ängstlich herumbewegte, nähert sich der Thür

zu dem verschlossenen Cabinet, legt sein Ohr an die Spalte und vernimmt Stimmen:

„Sire, nur nicht gewankt! nicht nachgegeben! Dieser Aufstand muß im Keime erstickt werden. Sie dürfen nicht dulden, daß man so zu Ihnen spreche.—"

„Nein — diese Sprache ist unerhört! Man hat sie in Preußen noch nie vernommen."

Eine lange Pause entstand, während dessen man das Feuern der Geschütze hörte.

Eine Stimme sagte: „Ich würde die Truppen bis auf den letzten Blutstropfen sich schlagen lassen. Die Stadt muß unser sein."

„Es ist ein Augenblick der Verblendung, er wird vorübergehn! Sie werden zur Vernunft kommen."

Die Antwort auf diese Rede blieb wiederum lange aus; dann sagte eine Stimme mit dem Ausdruck des Unwillens: „Wie ist da ein Zweifel möglich. Alles ist nach festem Plane abgekartet! Soll'n wir Schonung üben gegen Meuterer und Gesindel?"

Eine Stimme sprach, aber so leise, und von innerer Bewegung so zitternd, daß der Lauscher keines der Worte vernehmen konnte. Aber ein wilder, leidenschaftlicher Ausruf des Königs antwortete dieser Stimme.

Mehrere Ordonnanzen erschienen, Generale der einzelnen Truppenabtheilungen ließen sich melden.

Deputationen waren auf Treppe und Vorhof angelangt. Alle begehrten in Eile den König zu sprechen. Die Thür des Cabinets wurde nicht geöffnet; sie blieb geschlossen.

Der Saal wurde leer, der Lauscher nahm wieder seinen Platz an der Thür ein.

Dieselbe leise und erschütterte Stimme hatte nochmals gesprochen und dem König einen neuen Ausruf des Zorns und der Erbitterung entlockt.

Aus der Tiefe des Zimmers tönte eine Stimme, sie that den Ausruf: „Es ist Alles verloren!"

„Noch ist Nichts verloren!" lautete die Antwort entgegen, und diese Antwort wurde mit einer eisernen Energie und mit einer Wildheit der Stimme gegeben, die den Höfling zittern machte.

Jetzt ward der leise Schritt Alexander von Humboldt's bemerkbar, der über den Saal hin sich der Thür näherte. Der greise Höfling ging gebückt und sein Auge irrte ungewiß über die Gegenstände hin. Er hielt ein Papier in den Händen, das er verbarg, als die Thür sich öffnete und der König heraustrat. Er bemerkte den alten Kammerherrn nicht, und der berühmte Gelehrte hatte nicht den Muth, seinen königlichen Freund in diesem Moment, wo er die dunkelsten Schatten sich auf dessen Stirn lagern sah,

anzureden. Er trat in eine Nische des Fensters, und der König, ohne ihn zu bemerken, ging an dieser Nische mehrmals vorbei.

Die Schritte des Königs wendeten sich der großen Ausgangsthür zu; er hörte im Vorgemach Stimmen, allein er lenkte von der Thür wieder weg ohne sie zu öffnen.

Auf der Schwelle des Cabinets erschien die Prinzessin. Ihre hohe und schlanke Gestalt zeigte sich in der dunkeln Einfassung der Thür und zog die Blicke des Königs auf sich. Er stand still und schien der Prinzessin ein paar Worte zurufen zu wollen, allein die Gestalt, die sich in diesem Augenblicke hinter der Prinzessin zeigte, machte, daß der König sich rasch abwandte und wieder seinen eiligen und unruhigen Gang auf dem Saale antrat.

Jetzt waren die Vorsäle so überfüllt, daß die Menge derjenigen, die den König sehen, wo möglich sprechen wollten, sich nicht mehr zurückdrängen ließ. Der König befahl zu öffnen, und ein Strom von Menschen, des verschiedensten Alters und Standes drang ein. Es waren Knaben aus dem Volk darunter, die sich dem König zu Füßen warfen, es waren Frauen, die seine Kniee umklammerten, es waren Männer, die ihr Auge, überströmend von Thränen auf das ge-

liebte Haupt ihres Herrn richteten. Der König sah mit einem kalten und zerstreuten Blick über sie hin; er unterbrach eine Deputation, deren Sprecher eben seine Rede begonnen hatte, und die wohlbekannte Gestalt des Gouverneurs von Berlin bemerkend, winkte er ihn leidenschaftlich heran. Er zog ihn in die Fensternische, wo der Gelehrte stand, und während ein wildes Gemurmel im Saale Ueberhand nahm, sah der König eine geschlossene Colonne von höheren Offizieren den Platz umstellen, wo er sich befand. Die Prinzessin war aus dem Cabinet getreten und sprach mit der Deputation, mit einigen Frauen, die sich an sie wandten — aber immer behielt sie dabei den König im Auge.

Mitten aus dem summenden Gedränge des Saals tauchte eine neue Deputation auf; es waren die Geistlichen Berlins, die sich direct an den König zu wenden begehrten. Er bemerkte einen würdigen Prediger und durchbrach die Reihe der Offiziere und näherte sich der Deputation; in diesem Augenblicke stürzten sich noch zwei Deputationen auf den König. Die Offiziere suchten sich wieder Bahn zu brechen um die Person des Königs zu schützen.

„Sire!“ rief der ehrwürdige Greis — „schonen Sie das Blut Ihrer Unterthanen! Es ist keine

Pöbelemeute. Ich komme selbst vom Schauplatz des Kampfes, mit meinen Augen sah ich gute Patrioten, edle Männer in den Reihen der Kämpfenden. Sie sind im Irrthum, sie sind verblendet — aber schonen Sie ihrer, Sire! Suchen Sie auf gütlichem Wege diesen unglückseligen Zwiespalt auszugleichen."

Der König erwiederte: „Ich bin mir nicht bewußt, irgend Einem meiner Unterthanen Grund zu einer empörenden Widersetzlichkeit dieser Art gegeben zu haben. Mein Gewissen spricht mich frei. Ich will Gehorsam — ich bin König!" —

Der Geistliche machte eine händeringende Bewegung.

Aus der Deputation, die jetzt eingetreten, sprang ein jugendlicher Sprecher hervor und rief mit einer Stimme voll Trotz und Leidenschaft dem Könige zu: „Sire! die Bürger werden sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Sie werden es nicht sein, die da weichen. Beim Himmel, nein! sie nicht! Wir werden siegen! Bedenken Sie, Sire — was dann Ihr Loos, das Loos der Stadt sein wird."

Ein wilder Zornesruf, der aus der nächsten Umgebung des Königs tönte, ließ den kecken Sprecher kein Wort seiner Rede hinzufügen. Von neuem warfen sich Gruppen, hier dem Könige, dort dem Prinzen

und der Prinzessin zu Füßen. Es waren zum Theil Frauen.

Jetzt kam der berühmte Gelehrte etwas aus der Fenstervertiefung hervor. Er hatte das Blatt wieder hervorgeholt. Der König richtete einen zerstreuten Blick nach der Gegend hin, sah das Blatt, nahm es, hielt es einen Moment in den Händen, ohne den Inhalt zu beachten und gab es einem Adjutanten neben sich, der es zu einem ganzen Stoß Papiere legte, den er unter dem Arme hielt.

Der Gelehrte warf einen kummervollen Blick auf sein verlorenes Papier, dann auf seinen königlichen Beschützer und verließ eben so leise den Saal, wie er ihn betreten hatte. Wie er der Thür des Cabinets vorbeieilte, flüsterte er einem großen, breitschultrigen Manne, der ihn dort zu erwarten schien, die Worte zu: „Es ist vergeblich! Er hört nur auf die, die sein Ohr sich erobert haben.“

Der König ging wieder in's Cabinet. Der Gouverneur wollte ihm folgen. Ein Adjutant trat zu ihm heran und flüsterte: „Seine Majestät hat soeben Ihren Posten einem Andern übertragen.“

„Wo ist die Ordre?“ fragte der Erstaunte, einen Schritt zurücktretend.

„Hier!“ entgegnete ein Minister und zeigte ein

Blatt, das eben aus dem Cabinet kam und auf dem der königliche Namenszug noch in frischer Dinte glänzte.

Der General wandte sich und verließ den Saal.

„Bleiben Sie — bleiben Sie!" rief Jemand, der ihm nacheilte. „Wir haben für den Moment unser Terrain verloren; wir müssen hoffen, daß wir in der nächsten Viertelstunde wieder am Ruder sind. Sehen Sie Ihren Nachfolger! er geht eben in's Cabinet."

Man sah die ernste, trotzige Gestalt eines Mannes vorübergehen, dem die finstere Macht des Gebietens über Bajonnete auf der Stirn geschrieben stand. Die Prinzessin wandte sich zur Seite, als der General vorüberschritt und dem Prinzen seine Verbeugung machte, der seine Hand ergriff und sie schüttelte. Nach allen Seiten hin flog jetzt die Ordre, den Kampf auf das hartnäckigste fortzusetzen. Man hörte den Donner des schweren Geschützes jetzt dicht in der Nähe des Schlosses ertönen. Mit einem wilden Ausruf des Schreckens und des Zorns entflohen die Frauen aus dem Saale; die Männer folgten und wieder war auf wenige Sekunden der Saal leer.

Es schlug ein Uhr Morgens.

Da klang ein leiser Schritt! Es war der Lau-

scher, der sich jetzt wieder heranschlich, aber er zog sich rasch zurück; denn von ihren Damen gefolgt, von Dienern, die Kerzen vorantrugen, geleitet, ging die Königin rasch durch den Saal, um sich in ihre Gemächer zu begeben. Der Intendant folgte und ertheilte Befehle, die Reisewagen in den innern Schloßhof fahren zu lassen.

Eine Stimme aus dem Cabinet rief ihr nach; allein die Königin hielt in ihrem raschen Gange nicht inne.

Die Ordonnanzen kamen, und wurden von dem Generalen empfangen, dem zwei Minister folgten.

Während dieses Gesprächs im Saal hörte man einen kurzen, aber heftigen Streit im Cabinet. —

„Ich will — ich will dieses entsetzliche Schießen nicht mehr hören!“ rief der König fast außer sich in Zorn und Erschöpfung. „Man soll aufhören!“ —

Bleich vor Aufregung, und seiner selbst kaum mächtig, aber dabei in kalter, starrer militärischer Haltung verharrend, sagte der General: „Sire, bedenken Sie die Folgen, wenn wir die Truppen zurückziehen! der Befehl ist rasch gegeben — ich bürge dafür, daß Ihre tapfern Soldaten, Sire, so erbittert sie sind, so gereizt durch die brutale Wuth dieser Em-

pörer — daß sie im Nu ihre Waffen strecken werden — daß sie das Feld, das sie bis jetzt noch als Sieger behaupten, räumen werden, allein Wem vertrauen, wenn sie fort sind?"

Der König erwiederte nichts als: „Ich will Ruhe haben!"

Es drängte sich der Mann, den wir früher auf die Worte des Gelehrten haben lauschen hören, heran, und sagte leise zum Minister: „Soll ich?"

Die Antwort war ebenso leise: „Sie können dabei nichts wagen. Haben Sie nicht eben gehört?" —

„Ganz wohl; allein man wird einen schriftlichen Befehl verlangen."

„Oh — als wenn jetzt Zeit zum Schreiben wäre. An den Barrikaden hört sich's schlecht, und da sieht sich's auch nicht gut. Eilen Sie: lassen Sie nur funfzig Leute nach allen Richtungen hinsprengen."

„Sire! ich warte auf Ordre;" sagte der General.

Der König ohne diese Ordre zu geben, entfernte sich ins Cabinet.

Der General zuckte die Achseln und wechselte einen Blick mit dem Prinzen, der ihm einen Wink

gab. Der General sah mit finsterm beobachtenden Blick auf den Minister und auf eine Gruppe am Fenster, die ihn umgab.

Alles blieb fast regungslos im Saale stehen, so wie es stand. Es lag eine Luft, schwer wie der Athem der Wüste, auf diesen Räumen. Man konnte nur mit Mühe diese Luft einathmen — sie schien auf ihren Fittichen Tod, Unglück, Entsetzen zu tragen. Die goldnen Linien, als Zierrathen der Decke, blitzten durch das Dunkel oben, wie die Wetterscheine eines herannahenden Gewitters. Alles in diesem Saale konnte Schrecken einflößen — ein zufällig auffliegender Fensterflügel, ein sich pauschender Vorhang — waren ein Gegenstand, der die Kniee wanken machte, und die Blicke starr nach jener Gegend zu richten zwang.

Die Damen der Königin, die Hofdamen der Prinzessin waren in dem Saale erschienen. Die königliche Familie, außer dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, die das Cabinet nicht verließen, war in den Nebengemächern versammelt, und Einzelne erschienen, um bald hier einem General, dort einem Minister, eine flüchtige Beantwortung einer flüchtigen Frage abzunöthigen.

Plötzlich entstand eine ungeheure Bewegung. Sie

war durch Männer erregt, die von auswärts eindrangen, und die die Nachricht brachten, daß das Militär den Kampf eingestellt habe.

„Verrath!“ riefen einige Stimmen.

„Nicht doch —!“ antworteten andere. „Sie haben Befehl erhalten abzumarschiren, die Stadt zu verlassen. Die Tumultuanten wollen es so; nicht eher wollen sie die Barrikaden räumen.“

„Die Tumultuanten?“ verbesserte eine Stimme — „sagen Sie die Bürger!“

„Empörer! Verbrecher!“ sagte eine tiefe donnernde Stimme, dicht in der Nähe des Cabinets. „Wir sind Alle verloren, jetzt, da wir uns schimpflich in ihre Macht gegeben.“

Der Gouverneur von Berlin verließ den Saal, ihm folgten seine Adjutanten und Offiziere. Man sah sie — bleich wie der Tod, hinausschreiten. Ein junger Offizier der Garde du Corps drängte sich durch die Reihen: „Es ist nicht möglich!“ rief er — „es kann nicht sein! Der König kann diesen Befehl nicht gegeben haben. Und wenn er ihn gegeben hat — so — bleiben wir dennoch und gehen nicht.“

„Offizier!“ rief der Gouverneur und sah den

jungen Mann starr an: „Wissen Sie was Disciplin ist?"

„Excellenz! Um Gotteswillen — nur hier nicht, hier nicht!"

„Gerade hier!" donnerte der General. „Sie räumen augenblicklich mit ihren Soldaten das Schloß. Innerhalb weniger Stunden darf kein Militär mehr in der Stadt sein."

„Und das will der König?"

„Wer soll es sonst wollen?" antwortete der General kalt, und schritt zur Thüre hinaus.

Ein wildes Triumphgeschrei ließ sich in den inneren Höfen des Schlosses hören. Der Morgen dämmerte schon. Der Offizier blickte hinaus, kam zurück, und sagte den Damen, die sich um ihn sammelten. „O — entsetzlich! Wir müssen fort — und der Pöbel höhnt uns! Sie kommen die Treppen heraufgestürmt — alle Höfe sind voll! Und wir müssen den König unter dieser Rotte allein lassen."

„Hoffen wir das Beste," sagte eine ältliche Hofdame, indem sie besorgte Blicke auf den jungen Mann vor ihr heftete. — „Es ist doch immer die Bürgerschaft von Berlin. —"

„Das ist keine Bürgerschaft von Berlin!" ent-

gegnete der Offizier. „Sehen Sie sich nur einen Augenblick diese Gesichter an. Es ist der Pöbel, der brutale Pöbel, von Aufrührern aufgehetzt, und in solchen Händen — lassen wir den König.“

„Er hat's ja gewollt,“ sagte ein junger Obrist mit einem schneidenden Lächeln. „Kommen Sie — wir wollen diese hübsche Stadt in Sturmschritt verlassen.“

Die Prinzessin rauschte aus dem Cabinet hervor. Ihre Damen warfen sich ihr in den Weg. „Wo ist mein Kammerherr?“ fragte die Prinzessin.

Er war nicht zu finden.

Minister, Generäle, Deputationen, Geistliche — alles lief und rannte die Treppen auf und ab. Der Pöbel warf unten mit Steinen nach den Offizieren, und schrie ihnen nach. Eine wüthende rohe Masse hatte sich an den Eingang gedrängt, offenbar in der Absicht, die Prinzen heraustreten zu sehen, besonders den Prinzen von Preußen, auf den die Wuth angereizt worden war.

Die Offiziere der Wache, von diesem Zustand der Dinge unterrichtet, ließen um die Ehre bitten, die Prinzessin begleiten zu dürfen. Sie nahm diese Geleitschaft an. In einen Offiziermantel gehüllet, eine Offiziermütze auf dem Kopfe, verließ die Prinzessin

das Schloß, um sich in ihren Palast zu begeben. Der Prinz hatte schon vor ihr das Schloß verlassen. Man hatte ihm gesagt, daß seine Sicherheit gefährdet sei, wenn er sich nicht entschlösse, sogleich die Stadt zu verlassen. Er zögerte, und folgte diesem Rath erst dann, als er sich selbst überzeugt, daß sein Bleiben weder der Sache noch seiner Person irgend dienlich war.

Die brutalen Scenen nahmen ihren Anfang. Schildwachen wurden niedergestoßen, mit entsetzlicher Grausamkeit gemordet, Offiziere beschimpft. Die gutgesinnten Bürger fanden sich mühsam unter den Waffen zusammen, sie verfehlten die Sammelplätze, sie waren noch an kein Commando gewöhnt. — Fast zwei ganze Tage über, von dem Sonnabend Morgen bis zum Dienstag Morgen, herrschte völlige Anarchie in der Stadt, die roheste, ekelhafteste Pöbelherrschaft, eine Herrschaft der Hefe der Bevölkerung. Es war ein Zustand, der Entsetzen und Ekel zugleich einflößte. Während dieser furchtbaren Pöbelherrschaft war der König öfters entschlossen gewesen, die Stadt zu verlassen, allein sein königlicher Sinn hieß ihn, das Haus seiner Ahnen nicht zu räumen, die Stadt nicht aufzugeben, so lange noch irgend Hoffnung sich zeigte, daß Ordnung und Ge-

setzlichkeit in dieser verwilderten Bevölkerung wieder die Oberhand gewinnen würden. Er erließ ein Manifest, in welchem er diese Hoffnung aussprach. Aber dieses Manifest machte keine gute Wirkung. Der Trotz der Menge sah hierein nur eine neue, dem Könige zugefügte Demüthigung, und triumphirte. Es führte die Aufschrift: „An meine lieben Berliner!" und diese lieben Berliner waren — man mochte es nun wenden, wie man wollte — in diesem Augenblick doch eben nur Empörer gegen Gesetz und Ordnung, gegen die Befehle ihres unumschränkten Königs. Man konnte ihnen vergeben, aber es lautete nicht gut, sie in diesem Augenblick „liebe Berliner" zu nennen. Der scharfe Volkswitz verstand auch das Ungehörige dieses Ausdrucks ganz wohl und ließ ihn einer böswilligen Controle unterliegen. Eine empörte Hauptstadt ist nur durch Waffen zur Ruhe zu bringen, hier waren diese Waffen gleichsam auf Befehl der Empörer entfernt worden und man dankte ihnen nun, daß sie so gütig waren, Ruhe zu halten. Der König sah dies Verhältniß freilich nicht von dieser Seite, von dieser Seite sah es aber die ganze Hauptstadt; der König gedachte Großmuth zu üben und übte sie auch in seinem Sinne; aber man nannte diese Großmuth allgemein Schwäche.

18.

Der neunzehnte März.

Der Morgen des neunzehnten März war angebrochen, und fand einen der glänzendsten Throne der Welt von dichten Wolken umschleiert, einen der mächtigsten Fürsten ein paar Stufen von seinem Throne niedergestiegen. Und dies hatten wenige Stunden bewirkt. Die glänzende Monarchie, das Erbe des größten der Könige, des unsterblichen Friedrich, war ein Spiel der Laune geworden, während Nacht und Tag mit einander wechselten. Welche Erschütterungen!

Aber wir lassen den Faden unserer Erzählung keinen Augenblick aus der Hand.

Wir gehen zurück zu den letzten Stunden des achtzehnten März, und finden in einem der Keller, unweit dem Gensdarmen-Markte, einen Mann einsam am Tische sitzen, der sich zuvor erkundigt hatte, ob

das Gewölbe auch wohl allenfalls bombenfest sei. Dieser furchtsame Mann war Weld. Er ließ die „Seinen" an den Barrikaden dem Tod in die Augen sehen, er selbst hatte sich in einen sichern Hinterhalt geflüchtet, und leerte eine Flasche Wein.

Hier saß er noch als die Schüsse nach und nach aufhörten, und als es gegen Morgen zu ruhig wurde.

Er blieb nicht eine Minute allein. Es kamen und gingen Männer, die ihm Bericht abstatteten, und von ihm Weisungen empfingen. Es war der Keller eine Art Hauptquartier. Ungefähr gegen fünf Uhr Morgens erschien ein Mann in zerrissener Kleidung, mit Blutspuren überdeckt, baarhäuptig und eine Büchse in der Hand. Er legte seine Waffen ab und warf sich auf einen Stuhl, indem er den angebotenen Wein von sich schob und ein Glas Grog verlangte. Es wurde gebracht und der Mann stürzte den heißen Inhalt des Glases mit Gier in die Kehle.

„Eine heiße Nacht, das!" hob er zu Weld an, der ihn aufmerksam betrachtete.

„Von wo kommst Du?"

„Von der Barrikade am Kölnischen Markt," entgegnete der finstre Gast. „Ich sage Dir, wir

hatten unsere Trümpfe ausgespielt, und es war Zeit, daß man das Spiel endete. Weißt Du schon?"

„Ich weiß Alles. Es geht uns ganz nach Wunsch. Wer hätte hoffen können, daß es so kommen würde. Die Soldaten fort! Alle fort!"

„Alle, so eben ziehen die letzten ab. Die Casernen sind sämmtlich geleert. Die Waffen sind in die Hände der Bürger übergegangen."

Weld lachte. „Der Bürger! O mit denen wollen wir schon fertig werden. Sage, die Waffen sind in unsere Hände übergegangen, und wir werden sie zu brauchen wissen. Teufel! diese Nacht bringt uns in einem salto mortale in den Himmel unserer kühnsten Hoffnungen."

„Mortale! Ja!" sagte mit einer schleppenden Stimme der Genosse — „Du hast Recht, diesen Sprung einen Todessprung zu nennen. Es sind Viele der Unsern gefallen."

„Pah — Gesindel, das ich mir für ein paar Groschen aus der Gosse und vom Kehrichthaufen gekauft!"

„Sprich das öffentlich aus."

„Ich werd' mich hüten! Oeffentlich sind's Helden! Männer des Volkes, deren Blut Tyrannenhunde vergossen. Hahaha! O, Du sollst sehen,

wie ich meine Galgenvögel herausputze! Du selbst sollst in die Kniee vor ihnen fallen."

„Weld! Das lobe ich nicht an Dir — Du bist perfid. Das soll ein Mann nie sein. Ich sage Dir, ich habe mit eigenen Augen Männer sich an unsere Barrikade stellen sehen, die nicht zu Deinen Lumpen gehörten."

„Kind, das ist ja eben der Spaß! die ehrlichsten Käuze sind mit uns gelaufen und denken jetzt gewiß Wunder was sie gethan, und wie sie die „Freiheit" gerettet."

„Gewiß, das werden sie denken."

„Und wir lachen in's Fäustchen. Uns, uns haben sie gedient, die Narren. Und wenn es darunter und darüber geht, und wir die Güter der Erde vertheilen, da sollst Du sehen, was für lange Nasen sie machen werden, wenn wir ihre Kisten und Kasten ausräumen, ebenso geschwind wie die Kisten und Kasten Anderer, und wenn wir sie zwingen werden, ihre hübschen Frauen mit uns zu theilen. Aber man muß sie jetzt bei ihrer Narrheit lassen; sie können uns noch große Dienste leisten."

Der düstere Genosse hörte diese Worte mit einer Miene gleichgültiger Apathie an. Er gähnte, trocknete sich mit einem gleichfalls zerrissenen Tuche das

schon halb getrocknete Blut von den Aermeln und sagte dann: „Die Eltri und die beiden Mariannen sind Blitzkröten. Willst Du glauben, daß sie — ohne von mir dazu Ordre erhalten zu haben — ihr Kännchen Scheidewasser bereit hielten, um es den Soldaten in die Augen zu spritzen. Die armen kleinen Geschöpfe hatten schon alles Werfbare an Geschirr, was sie im Hause hatten, auf die Straße geschleudert.“

Weld entgegnete: „Sie müssen an dem Volksfeste, das wir veranstalten wollen, weiß gekleidet erscheinen und Blumenkränze tragen. Ich sage Dir, es werden lustige Tage für uns kommen.“

Der Gast seufzte: „Lange genug gewartet haben wir auf sie!“ sagte er.

„Und die Studenten!“ hob Weld wieder an; „fidele Jungens! Ich höre nichts als Gutes von ihnen. Da blüht unser Weizen. Einige von ihnen schreiben superbe Federn — das schreibt so à la Mirabeau! — tolles, verwirrtes Zeug! aber das haben wir gerade nöthig. Alles muß jetzt in Bewegung gesetzt werden, um die Köpfe und Sinne nur ja nicht zu früh zur Besinnung kommen zu lassen. Immer drauf los! immer zu? Hurrah!“ —

„Hast Du noch Geld?“

„Ja — aber altes Haus; Du schluckst fürchterlich. Wo bleibt denn das Maaß, das ich in Deine Kehle schütte? Na, wir wollen jetzt nicht rechnen. Kind, ich hoffe Dir bald eine Anweisung auf eine königliche Casse auszustellen." Er schob ihm ein Päckchen Banknoten hin, und wendete sich dann der Thüre zu, um den Eintretenden zu begrüßen. Es war ein nicht mehr ganz junger Mann, dessen sorgsam gepflegter schwarzer Bart, gute Kleidung, und die dunkeln feurigen Augen den Ausländer von guter Herkunft bekundeten.

Weld stand auf. „Guten Morgen, Capitain Wilszersky!"

„Polen frei!" entgegnete der Ankommende in gebrochenem Deutsch. „Es lebe der König von Preußen!"

Weld lachte: „Sie irren, mein Herr. Wir haben Sie frei gemacht. Gehen Sie zurück in Ihr Vaterland, und sagen Sie, das tapfre deutsche Volk hat Polen gerettet."

Der Pole erwiederte hierauf Nichts. Nach einer Pause wiederholte er den kurzen Ausruf: „Polen frei!"

„Stoßen Sie an! Trinken Sie auf Polens Freiheit!" rief Weld und hielt seinem Gaste das Glas

hin. Der Pole nahm es, zögerte, richtete einen Blick auf den, der ihm den Trinkspruch vorsprach, und setzte dann das Glas wieder hin, ohne den Wein zu berühren.

„Sie wollen nicht?“ fragte Weld gereizt.

„Nein!“ sagte der Pole — „nicht mit Ihnen!“ Er verließ den Keller, indem er vor sich hin sprach: „Polen frei! Es lebe der König von Preußen.“

Die Zurückbleibenden sahen ihm höhnend nach. „Der Einfältige!“ rief Weld. „Der König hätte nicht daran gedacht, diese Vagabunden frei zu geben, ohne unsern Muth.“

„Und ihr Geld,“ setzte der Gefährte hinzu. „Wirst Du mir glauben, wenn ich Dir sage, daß diese Polen seltsame Naturen sind? Sie machen die ritterlichen Helden, und lassen uns die schwere, grobe Arbeit. So auch die Franzosen. Spielen sie nicht jetzt schon die großen Herren? Alles sollen wir von ihnen haben — Ideen, Geld, Tapferkeit — was bleibt uns übrig?“

„Die guten Früchte,“ ergänzte Weld; — „laß sie prahlen. Sie ziehen fort, wir ernten. Und man muß ihnen die Gerechtigkeit lassen — gute Einfälle haben sie. Gesteh es selbst, wäre wohl Einer von uns auf die Idee der „zwei zufälligen Schüsse“

gefallen? Die haben die Entscheidung herbeigeführt. Der König erschien — gewährte Alles, was diese lächerlichen Weißbierphilister und Patrioten, die nicht weiter sehen, als wie ihre Nasenspitze reicht — nur irgend wünschten. Die Sache war demnach abgethan, der Staat gerettet, auf lange Zeiten hin gesichert und wir — konnten mit leeren Händen abziehen. Wo blieben nun unsere hübschen Barrikaden, die wir schon am Morgen zu bauen angefangen? Alles umsonst — die Revolution und der Umsturz wie mit einem Handschlag abgewendet! Die Stadt und der Staat voll Jubel! Der König geliebter und verehrter als je! — Siehst Du, so weit war es schon — da — die Schüsse! und nun das Geschrei: Das Militär hat geschossen! Auf wehrlose Bürger geschossen! Verrath! Der König meint es nicht ehrlich! Er will uns alle morden lassen! Mit diesem Gebrüll zogen nun die Unsern durch die Gassen, und stöberten und rüttelten selbst die schläfrigste Weißbierseele auf. Alles griff zu den Waffen, und Keiner sagte sich in ruhiger Ueberlegung: Aber welcher Unsinn! Wenn der König uns verrathen will, wozu denn vorher das Versprechen geben? Ein Kind hätte die Frage beantworten können, ein Kind hätte sagen können: Bleibt ruhig! Untersucht — wartet ab! hört

erst, wer euch in die Unruhe treibt! — Aber nein! mitgerannt, mitgeholfen an unsern Barrikaden — nach Blut gelechzt — und nun mußte Alles so kommen, wie es gekommen ist! — Siehst Du — diese zwei Schüsse — diese verdanken wir unsern Gästen. Es war ein Einfall, der schon in Paris Glück gemacht hatte."

„Aber wir verbesserten den Einfall," bemerkte selbstzufrieden der Genosse. „Wir gaben diesen Schüssen ein Ziel."

Weld neigte zweifelnd den Kopf. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob dies gerade eine Verbesserung war. So wie es gekommen, ist's ohne Zweifel am Besten für uns. Glaub mir — so wie ich die Sache übersehe — wir sind vortrefflich situirt. Wir haben jetzt Niemand als den Bürger vor uns, und mit dem werden wir fertig werden."

„Er ist jetzt bewaffnet."

„Freilich — wir werden ihn für uns in's Feuer schicken. Er soll der Affe sein, der uns die Kastanien aus der glühenden Asche holt. Die Nationalgarde in Paris spielt ganz dieselbe Rolle. Dort werden die „Unsern" auch noch mit ihren eigentlichen Absichten hervortreten. Um die Republik ist es den guten Jungen unserer Farbe dort eben so wenig zu

thun, als uns hier um die Begründung der constitutionellen Monarchie."

„Es mag wahr sein!" entgegnete der Gefährte schläfrig. „Doch hab' ich für heute genug Politik getrieben. Ich nehme mein Geld und gehe. Leb' wohl."

„Schlaf, alte Seele, und träum' vom Brutus und Cäsar."

„Ich werde von meiner kleinen Sophie träumen, deren Mirabeau ich bin." Die Genossen trennten sich.

In dieser Nacht war Molé abgereis't, nachdem er an Neuwardt einen Brief abgegeben, dessen Inhalt, wie der Franzose dabei bemerkte, auf das Schicksal des jungen Robert Phare bezüglich war. Aber Neuwardt wußte seit einigen Tagen nichts von Robert; er ließ Erkundigungen nach ihm anstellen, allein, begreiflicherweise in einer so unruhigen Zeit fruchteten diese nichts. Das ihm übergebene Schreiben hatte als Einlage einen Brief an einen Hauptmann von Händel, der im Jahre 1820 noch in Berlin gewohnt, sich aber später entfernt, und dessen Wohnort Neuwardt jetzt ebenfalls nicht anzugeben wußte. Im Fall dieser Hauptmann nicht aufzufinden sei, bat das anonyme Schreiben Neuwardt, die

Einlage zu erbrechen, und die Angelegenheit als an ihn selbst gewendet zu betrachten.

Die Feder widerstrebt unserm Willen, wenn wir daran gehen, die fernern Ereignisse dieses neunzehnten März zu schildern. Es gehört dahin die zur Schautragung der an den Barrikaden Gefallenen. Nirgends hat die Brutalität einer rohen, entsittlichten Masse sich öffentlicher kund gegeben, als bei dieser ekelhaften und empörenden Demonstration, die sich der Berliner Pöbel zu machen erlaubte. Mit Abscheu wendet sich der Blick von einer so tief gesunkenen, so moralisch gleichsam zernichteten Bevölkerung, aus deren Schooße ein so scheußliches Attentat auf jedes nur irgend menschliche Gefühl, auf jede nur irgend sittliche Regung in der Menschenbrust, hervorgehen konnte. Man packte die Leichen auf sogenannte Möbelwagen, zum Transport der Hausgeräthe beim Umzuge aus einer Wohnung in die andere bestimmt, und führte diesen blutigen Haufen in's Schloß, packte dort die einzelnen Körper ab, streifte die Bekleidung nieder, und ließ dem Blick jede Wunde offen. Der König, der so eben durch einen Act beispielloser Hingebung und unkluger Großmuth, sich jeder Bewachung seines eigenen Hauses begeben hatte, der auch selbst das kleine Corps Sol-

daten, das flehentlich gebeten, zum unmittelbaren Schutz seiner Person bleiben zu dürfen, hatte wegziehen lassen, der König mußte sich hergeben, eine Rolle in diesem schmutzigen, an die Metzeleien roher Horden, an die Triumphe entmenschter Kannibalen erinnernden Schauspiel zu übernehmen. Es füllt das Herz mit Entsetzen, daß solche Momente überhaupt möglich sind. Man sah den König erscheinen, und während diese Leichengruppen an ihm vorübergetragen wurden, nöthigte ihn ein tausendfacher Pöbelschrei das Haupt zu entblößen. Er that es. Diese scheußliche Masse, nachdem sie so ihr Müthchen gekühlt, zog ab. Mit welchen Gefühlen der König in seine Gemächer zurückkehrte, wie es in der Brust derjenigen kochte und tobte, die ihm treu anhingen und ihm folgten — wer vermöchte das zu schildern! Es war eben geschehen — was nie hätte geschehen sollen. Für die Bürger, die von dem Momente an, wo der letzte Soldat die Stadt verließ, als eine heilige Pflicht übernommen hatten, den König zu schützen, für die Bürger Berlins ist es eine ewige, untilgbare Schmach, daß sie den König mißhandeln ließen, und nicht einen Schritt thaten, den ekelhaften Zug, als er sich dem Schlosse näherte, zurückzuhalten. Allein man muß bedenken, welche Aufregung,

welch' ein Tumult in der Stadt herrschte, und dies diente den Bürgern, unter denen der größten Zahl nach der König und das königliche Haus ohne Zweifel sehr treue Anhänger besitzt, zur Entschuldigung.

Der zweite Auftritt dieses unheilvollen Tages war der Ritt des Königs, den er gegen die Mittagsstunde unternahm, und wo er zum erstenmal die Farbenzeichen kund gab, an denen sich später eine unabsehbare Reihenfolge von Ereignissen verwirrtester und unbehaglichster Art knüpfte. Er erschien auf dem Opernhausplatze, wo die eilig zusammengetretene neue Bürgerwache die Besatzung bildete, und hier riefen ihn einige Stimmen — unwürdig und in einem lächerlichen Pathos — zum Kaiser von Deutschland aus. Der König trug eine Binde mit den drei Farben um den Arm. Ihm zur Seite, und wider seinen Willen sich ihm anschließend, ritten in bunter Zahl durch einander eben befreite Gefangene, und rasch sich zu Volksführern emancipirende Leute aus dem niedern Gewerb- und Handwerksstande. Der König sprach an einzelnen Plätzen wenige Worte, die Niemand recht hören konnte. Der Zug war unter unglücklichen Auspicien unternommen, und hatte keine nur irgend günstige Wirkung zur Folge. In-

dessen erfuhr die Hauptstadt durch ein neues königliches Manifest, von denen an diesem Tage drei, schnell nach einander, erschienen, daß der König beabsichtige, sich an die Spitze der Bewegung in Deutschland zu stellen, und daß unter seiner unmittelbaren Einwirkung ein einiges Deutschland zu Stande kommen werde. Diese Verheißung lenkte den Blick von dem eignen Heerde, den eben Irrthum und Verbrechen vielfach verletzt und verunreinigt hatten, in's Weite und Entfernte. Von neuem nahm der Jubel Platz, und am Abend war die Hauptstadt illuminirt. Ach, für den wahren Vaterlandsfreund gab's keine Freude. Alles, was er liebte und ehrte — war für den Augenblick in den Staub getreten; die frechste Willkür hatte da ihr Reich aufschlagen dürfen, wo der Preuße von echtem Korn gerade die Heiligthümer seiner Kraft und Gesinnung aufbewahrt wußte. Es gab Männer mit grauem Haar, Männer, die in Schlachten nicht gewankt, und die jetzt Thränen, wie ein Kind, vergossen, wenn sie bedachten, welcher Schmach ihr König ausgesetzt gewesen, welcher Schmach er vielleicht noch fürder würde ausgesetzt sein. Sie machten weite Umwege, um an dem königlichen Schlosse nicht vorbeizugehen. Und dazu kam das laute Triumphiren des Pöbels, die Flucht

der begüterten und vornehmen Classe, und die schnelle Veränderung, die die Physiognomie der Hauptstadt annahm. Eben noch eine Stadt voll Sicherheit und Glanz, glich sie jetzt an ihren belebtesten Plätzen einer verödeten Stätte, die sich nur gegen die späten Abendstunden belebte, wo ein wilder Haufe Mordbrenner und Diebe, unter Absingung schmutziger Lieder und halb unverständlicher republikanischer Phrasen, sie durchzog. Man mußte zu kleinlichen Mitteln greifen, um die Wohnungen der Prinzen und einiger hohen Beamten zu schützen, und dessen ungeachtet verfielen ein paar der letzteren der Plünderung. Jede Beaufsichtigung, jeder polizeiliche Schutz war aufgehoben.

Welch ein Acker, um für einen Weld und seine Genossen Früchte zu tragen! Berlin, von einem grausamen, unerbittlichen Feinde eingenommen, hätte kein so trostloses, kein so widriges Bild gewährt, als dies Berlin, von der Hefe seiner eigenen Bevölkerung demolirt.

Die wahren Freunde des Vaterlandes, die echten Reformatoren der veralteten Staatsformen, die redlichen Männer, die sehnlichst eine neue Zeit herbeigewünscht hatten, zogen sich mit Scham und Zorn zurück, da man ihnen zumuthete, mit einer solchen

Rotte gemeinsames Spiel zu machen. Unter diesen tiefgebeugten und erschütterten Patrioten war auch Neuwardt. Er war unablässig thätig, und seine Freunde unterstützten ihn. So kam denn auch eine Bürgerwehr zu Stande, die dem anarchischen Treiben zuerst bändigend, und diesem teuflischen Pöbel imponirend entgegentrat. Unter Neuwardt's Mitwirkung wurden die ersten Schutzmaßregeln für die gleichsam aufgegebene Stadt getroffen, und er war der Gründer eines Clubs, der sich die Aufgabe setzte, mit den Verbrechern des 18. März laut und öffentlich zu brechen, und die Tugenden des echten Bürgers, in Treue ergeben seinem angestammten Könige, als die Norm aufzustellen, nach der jetzt gehandelt werden müsse, um nicht allein die Stadt, nein die ganze Monarchie zu retten. Um ihn herum schaarten sich in Eile Gleichgesinnte, und aus den Provinzen selbst strömten die Männer herbei, denen Ehre und Muth den Busen hob, echte, wahre Preußen — würdige Nachkommen der Geschlechter, die in Kampf und Noth dem Vaterlande stets redlich beigestanden, und diese Männer hoben das Reichspanier wieder auf, das in Blut und Schmutz gefallen war. Wir würden hier die Namen von ein paar Männern nennen können, die die Ministerwürde annahmen, nicht um

in eitlem Glanz sich mit Orden und Auszeichnungen zu schmücken, sondern lediglich, um in der Stunde, wo Schmach und Gefahr ihrer wartete, ihren Mann zu stehen; allein diese Namen kennt die Nation, und wird sie nicht vergessen. Wir schreiben keine Kritik der Politik dieser Tage, wir haben es nur mit einer einfachen Erzählung zu thun, deren Faden wir jetzt wieder in die Hand nehmen.

19.

Die Freunde.

Der Leser besinnt sich auf eine Bekanntschaft, die er im Omnibus auf der Fahrt von Charlottenburg nach Berlin machte, es war ein junges Mädchen, das der alte Obrist Abe in Schutz nahm gegen die Ausbrüche der Rohheit einiger Mitfahrenden. Dieses junge Mädchen war im Begriff, einen Besuch bei ihrem Vater abzustatten, der ein armer, aber ehrlicher Handwerker war, und dessen ohnedies mageres Einkommen in den Tagen der Unruhe und der Kämpfe, die auf den 18. und 19. März folgten, noch geschmälert worden war. Zu diesem Manne führen wir jetzt den Leser. Er findet in der kleinen Wohnung einen Kranken, der stark verwundet worden ist an einer der Barrikaden, wo er mitgefochten. Dieser Kranke ist Robert Phare, und an seinem Bette sitzt — Herr Joseph Gabriel Kriphuber.

Man wird sich erinnern, daß Herr Joseph Gabriel Kriphuber ein berühmter Maler war, oder wenigstens glaubte, es zu sein.

Es waren zwei Monate vergangen nach den Begebenheiten, die wir so eben erzählt haben. Die Stadt war keineswegs ruhig. Auf die blutigen Auftritte waren die lärmenden gefolgt. Es war die Zeit der ewigen tumultuarischen Volksversammlungen, die in kleine Emeuten ausarteten, es war die Zeit der Aufzüge und Demonstrationen mit Fahnen und Cocarden, und endlich war es die Zeit, wo der Pöbel vor den Ministerhotels Politik trieb, das heißt das Straßenpflaster aufriß und es in die Gemächer schleuderte, wo die Gesellschaft zusammen war. Allnächtlich fand bald in dieser, bald in jener Straße ein tolles Charivari statt, von den entsetzlichsten Mißtönen ohne alle Ordnung und Gesetz zusammengefügt, und diesem rohen Gebrüll und Gekreische that man die Ehre an, es Katzenmusik zu nennen. Bei allen diesen Aeußerungen der Straßenpolitik sah man durch die mißglückten Copieen, die französischen Originale hindurch, man konnte beobachten, wenn die Zeitungen aus Paris Virtuositäten der Art meldeten, daß sie wenige Stunden nach dem Einlaufen dieser Nachrichten, mit mehr oder minder Ge-

schick, auch hier executirt wurden. Die Straßen Berlins glichen den Bogen einer schlechten Uebersetzung eines französischen Original-Schauderromanes aus der Schule Eugen Sue's. Unter diesen Nachäffereien traf man jedoch auf Züge sehr selbständigen Auftretens. Diese Züge gingen von der kleinen Anzahl einheimischer denkender Köpfe aus, die die Zustände, die man hinter sich gelassen, kannten, und in Folge dieser Kenntniß nicht fremde blutige und schmutzige Abgeschmacktheiten, sondern echte Producte des eigenen Bodens für die Zukunft anzubauen strebten. Diese Männer waren besonders bei den Wahlen thätig, die jetzt vorgenommen wurden, um eine neue National-Berathungskammer zu organisiren, die unähnlich den früheren Reichsversammlungen, lediglich auf neuer volksthümlicher Basis auferbaut werden sollte. Wir nennen hier Namen, wie Camphausen, Bülow-Cummerow, Arnim, Hansemann, Auerswald u. A. Es hieße zu weit in die Geschichte der Politik jener Tage eindringen, wenn wir die Thätigkeit dieser Männer nach verschiedenen Richtungen hin, hier näher auseinandersetzen wollten, es sei genug zu bemerken, daß es in dem Durcheinander der sich überstürzenden Zeitfragen und Fragenlösnngen Männer gab, die der Aufgabe gewachsen waren, in so deso-

laten Lagen einen Rath zu ertheilen, eine rettende oder helfende Aussicht zu eröffnen, ohne daß wir damit behaupten wollen, als sei es auch nur Einem dieser Männer gelungen, ein Universalheilmittel vorzuschlagen. Sie thaten wenigstens ihr Möglichstes, die feigen Schmeichler der Volksgunst, die jetzt überall auftauchten, niederzuhalten, und dafür in reichlichem Maße die Schmähungen einzuernten, die in diesen Tagen jedem redlichen Willen, jedem festen charaktervollen Auftreten geboten wurden.

Wir treten an das Lager unseres Kranken.

„Gabriel!" hob Robert an, „Du hast mir noch gar nicht erzählt, wie Du Paris verlassen hast, und was Dich bewog, hierher nach Berlin zu kommen."

„Mein Freund," entgegnete der Maler, der das Buch bei Seite legte, aus welchem er eben vorgelesen, „ich hab' es Dir allerdings erzählt, aber es scheint, armer Junge, daß Deine Kopfwunde von der Art ist, daß einige Departements Deines Gehirns in ihren Functionen beeinträchtigt werden. Ja, in der That, so scheint es, und es thut mir diese Beobachtung, die ich anstelle, sehr wehe."

„Du irrst, Gabriel, mein Kopf ist vollkommen gesund."

„Nun denn, so mußt Du auch wissen, was ich Dir gesagt habe.“

„Kein Wort, mein Freund.“

„Ah — wofür soll man das halten? Oder bist Du so unaufmerksam gewesen, daß meine Worte in den Wind gesprochen wurden. Woran hast Du denn gedacht? Womit Deine Phantasie beschäftigt?“

„Lieber Gabriel — Du weißt, daß ich meinen Vater suche.“

„Du hast ihn auf den Barrikaden gesucht — aber das ist nicht der Ort, wo man Väter findet!“

„Scherze nicht. Als ich dem Tode näher als dem Leben war, als ich etwas, wie ein dunkles Geheimniß dicht neben meinem Herzen fühlte, und meine heiße, fiebernde Wange von einer kühlen Luft angeweht wurde, die aus dem dunkeln, kalten, unbekannten Lande kam, — da gedachte ich mit großem Kummer, daß ich bestimmt sei, aus dem Leben zu gehen, ohne in das so heiß ersehnte Vaterauge geblickt zu haben.“

„So, das dachtest Du?“

„Ja. Indessen besserte es sich mit mir, und ich erkannte darin die Güte meines Geschicks, das

mir die süßeste, heiligste Hoffnung nicht rauben wollte."

„Lieber Freund!" sagte Gabriel zuversichtlich, „Du wirst Deinen Vater finden, so wie ich meine geheimnißvolle Mischung finden werde."

„Deine Mischung?"

„Ja — eine wundervolle Composition von gebranntem Ocker, Terra di Siena und Crapp-Roth. Es soll eine Schattenfarbe geben, die fähig ist, den Fleischton mit der Luft zu vermitteln."

„Ah — das sind Albernheiten!"

Der Maler sah empört auf. „Robert! höre, das könnt' ich übel nehmen."

„In der That, wenn es nicht Albernheiten sind, so sind's doch Geringfügigkeiten, mit denen Du mich nicht plagen sollst. Wenn Du gar kein Interesse für mich und mein Schicksal hast, so nimm lieber das Buch wieder vor und lies weiter."

Gabriel richtete einen düstern, vielsagenden Blick auf seinen Freund, und sagte dann nach einer langen Pause: „Ich kann Dir Deinen Vater nicht herschaffen, das sieht jedes Kind ein."

Robert lachte laut auf: „O da hast Du Recht — vergieb! Erzähle mir, wie Du auf den Einfall kommst, hierher Dich auf den Weg zu machen, und

wie es sich fügte, daß ich, wie ich auf dem Gipfel unserer Barrikade mich umwende, um die Pistole, die mir mein Nebenmann reichte, in Empfang zu nehmen, Dich plötzlich in meiner Nähe finde."

„Mein Junge, das ging ganz einfach zu. Du besinnst Dich doch, daß Mademoiselle Adeline, weil sie es mit ihrem Braven gar nicht mehr aushalten konnte, sich entschloß, einem Attaché bei einem Departement der Regierung ihre Person anzuvertrauen. Dieses Departement stürzte sammt der Regierung und der Attaché stürzte mit seinem Departement, und Mademoiselle Adeline stürzte mit dem Attaché. Die Revolution brach aus, wir hatten Republik. Die Republik malte mit Farben, die sie sich selbst besorgte, sie brauchte unsere Paletten nicht. Ich entschloß mich auszuwandern, und beredete Mademoiselle Adeline mit mir zu gehen. Sie machte Einiges zu Gelde, was ihr der Algierer noch übrig gelassen, und wir langten in Straßburg an, als die Nachricht eintraf, auch in Deutschland ginge es los. Was zu thun? Adeline blieb in Straßburg zurück, wo sie einen Attaché fand, der von seinem Departement noch nicht verlassen worden war, und ich — schloß mich einem kühnen Freischaarenzuge an, der sich gleichsam unter meinen Augen bildete. Wir bewaffneten uns; ich

erhielt einen wunderbaren alten Säbel, der durch keine Gewalt der Erde aus seiner Scheide herauszulösen war. Es war ein Symbol des Friedens, wie man's sich nur denken konnte. Mein Gefährte nahm sich eine Donnerbüchse, mit einem Schlosse aus den Zeiten Georg von Frundsbergs. Die Donnerbüchse und mein Pallasch verstanden sich vortrefflich mit einander, sie hatten sich das Wort gegeben, keine ihrer Pflichten zu erfüllen, und für die Welt so unschädlich zu sein, wie ein Zuckerhut und eine Nadelbüchse. Nach einer Weile müßigen Umherziehens fand ich Gelegenheit, mit guter Art das republikanische Heer, das sich zur Aufgabe gesetzt hatte, ganz Deutschland unter die phrygische Mütze zu bringen, zu verlassen, und mir selbst überlassen weiter zu wandern. Doch halt! ich hab' vergessen Dir mitzutheilen, daß Dein Adoptivvater mir ebenfalls ein Schreiben mitgab, und daß dieses Schreiben nach Berlin lautete. Dieser ehrwürdige Herr, der sich in den Kopf gesetzt hat, die ganze Menschheit nach und nach in einen einzigen großen Taubenschlag zu sperren, war so gütig, auch auf meine bescheidene Persönlichkeit sein Augenmerk zu richten. Ich bin ihm Dank schuldig, denn hab' ich gleichwohl seinen Brief verloren, so hab' ich doch durch ihn mich veranlaßt

gefunden, hierher zu kommen, wo ich Dich fand."

„Aber wie fandest Du mich?" fragte Robert.

„Das ist bald gesagt," entgegnete der Künstler. „Als ich in die Stadt einwanderte, schoß man gerade ganz lustig mit Kartätschen. Einen Andern hätte es erschreckt, mich freute es. Ich erkundigte mich am Thor nach einem Gasthofe. Ein junger Laffe machte sich an mich heran und sagte: ich will Sie führen, dahin wo man jetzt am besten wohnt. Was meinst Du, wo dieses wilde Teufelchen mich hinbrachte? Mitten in den Kugelregen und auf eine vom Dampf umhüllte Barrikade zeigend, rief er: Herr, wenn Sie kein Schuft sind, so helfen Sie uns unsere Arbeit machen. Dort ist Ihr Gasthof — und Ihr Kellner bin ich. Hier präsentire ich Ihnen eine Cigarre, die ich eben angeraucht. Und damit gab mir das Bürschchen einen ganz guten Doppellauf, aus dem er einen Schuß schon ausgegeben. Jetzt bemerkte ich auch, daß er stark hinkte, und nicht recht vorwärts konnte."

„Herr, wer sind Sie?" fragte ich.

„Ich male Stillleben" — entgegnete er — „Butterschnitte, Käse — holländische Häringe in Zeitungsblätter gewickelt." —

„Also ein Künstler." —

„Zu dienen."

„Wir schüttelten uns die Hände. Ich nannte ihm in der Eile mein Fach. Er entgegnete: Hier ist keine Zeit zu verlieren. Wir sind beide Künstler — die Kunst will Freiheit — die Freiheit soll eben erobert werden — also, bitte — machen Sie, daß Sie fortkommen. Und so trieb er mich vor sich hin. Ich stürzte in den Kampf, und habe meine Sache ganz leidlich gut gemacht; bis auf den Augenblick, wo ich Dich stürzen sah, armer Junge. Da konnte ich nicht weiter, ich nahm Dich auf den Rücken und fort ging es, hierher zu Vater Gerhard, der uns sein Haus öffnete.“

Robert neigte bejahend das Haupt.

„Nun weißt Du Alles,“ schloß Gabriel seine Erzählung. „Ich möchte nun auch gern Etwas von Dir erfahren.“

„Was läßt sich da sagen,“ — seufzte der bleiche Jüngling, indem er den Blick senkte.

„Was sich sagen läßt? So manches: zum Beispiel wer die junge Dame ist, die seit Wochen fast täglich kommt, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen.“

„Ach“ — sagte Robert — „dieser Engel heißt — Fräulein Neuwardt. In dem Hause ihres Vaters ward ich wie ein Sohn aufgenommen. Aber

glaube nicht, daß sie mich liebt — sie liebt einen Unwürdigen, der sie verräth, so wie er uns Alle verräth."

„Nenne mir diesen Mann."

„Er heißt Weld. Ich habe ihn anfangs fast angebetet, weil ich ihn für einen wahren Menschheitsbeglücker hielt, für das Muster eines Mannes, wie ihn mir die Schriften unserer großen Meister schildern — für einen Apostel, für einen zweiten Vater Cabet." —

„Aber nun —"

„Aber nun entdeckte ich, daß er mit der Freiheit, mit dem Volke ein freches Spiel treibt, und immer getrieben hat, daß er eine jener verfluchten Seelen ist, die dem scheußlichsten Wucher, dem Wucher mit den Hoffnungen der Menschheit verfallen ist. Dieser Mensch regiert jetzt die niedern Volksmassen, reizt sie zu Plünderung und Mord an, und verschleudert, was wir mit unserm Blut gewonnen. Wir erscheinen als die gefoppten Thoren dieses Gauners. Das ist's, was wie glühend Blei mir ins Gehirn tropft, wenn ich diesem Gedanken mich überlasse."

„Armer Robert! Ja, so geht's, wenn man die Dinge in der Welt ernsthaft nimmt. Wärest Du in

den Kampf gezogen, wie ich! — Nun, und was denn weiter mit dem Manne?"

„Nun, nicht allein daß er den rechtschaffenen Patrioten, den edeln Neuwardt betrogen hat, wie er mich betrog, er hat sich auch in das Herz seines einziges Kindes gestohlen, und nennt das Mädchen seine Verlobte, während er hier im Hause der Tochter unsers ehrlichen Wirths nachstellt; nachdem er vergeblich versucht hat, den Vater zu bewegen, mit an dem Kampfe in jenen Tagen Theil zu nehmen. Und an einen Solchen knüpfen jetzt Tausende ihre Hoffnungen für eine bessere Zukunft."

Gabriel sah seinen Freund lächelnd an, und fragte dann lebhaft: „Meinst Du, daß es in Paris besser sei? Gieb Acht, der edle Lamartine wird fallen, und der Gaukler Louis Blanc wird siegen. Aber deßhalb glaube nicht, daß die gute Sache verrathen ist, weil Die nichts taugen, die sie für einen Augenblick tragen. Wir werden bekommen, was uns zukommt; gleichviel, ob ein Unwürdiger, wie Dein Weld, oder ein Engel der Träger ist des neuen Fruchtkorbes, gefüllt für den trocken gewordenen, lechzenden Gaumen der armen Menschheit. Das ist so meine Philosophie."

„Aber ich — ich möchte den Korb tragen!" rief

der Jüngling begeistert — „ich möchte es sein, der seine duftende Fülle meinen armen Brüdern vorschüttet.“

„Ei, wie eitel! Ist's nicht genug, wenn überhaupt der Korb ihnen ausgeschüttet wird! Ich glaub's! — ich möchte auch die Madonna von St. Sixt gemalt haben! — mittlerweile bin ich denn doch zufrieden, eine nicht ganz schlechte Susanne im Bade gemalt zu haben.“

Die Erinnerung an das Bild seines Freundes lenkte Robert's schwermüthigen Gedankengang etwas in eine mehr heitere Richtung. Sie sprachen jetzt von ihrem früheren Zusammenleben in Paris und von ihren Wanderungen in der Umgegend.

Gabriel hegte die Ueberzeugung, daß diesmal sein Freund mit Aufmerksamkeit zugehört und vollkommen begriffen habe, was er ihm mitgetheilt, denn das Auge Robert's hatte wieder seine ihm eigenthümliche Klarheit erlangt, die Züge, die Spannkraft und das Leben, das ihnen in guten Tagen eigen war. In der That befand sich der Kranke entschieden auf dem Wege der Genesung. Einige Tage später durften beide Freunde schon einen kleinen Ausflug in's Freie machen, bei welcher Gelegenheit der Tischler, ihr Wirth, sie begleitete. Sie fanden, als sie sich etwas

von ihrem Wirthe getrennt hatten und jetzt wieder zu ihm zurückkehrten, ihn in einem Gespräch mit einem fremden alten Herrn in Uniformüberrock, begriffen. Der Gegenstand der Fragen des Fremden schienen unsere Freunde zu sein, auf die Antwort jedoch, die der Tischler ertheilte, wandte sich Jener rasch um, und ohne einen Blick weiter auf die beiden jungen Männer zu richten, die jetzt langsam herankamen, entfernte er sich rasch, indem er dabei mit dem Stocke, den er in der Rechten hielt, seltsame Zeichen in die Luft machte.

„Wer war dieser Mann?“ fragte Gabriel; „er hatte einen so schönen Kopf.“

„Schön?“ wiederholte der Handwerker — „Sie wollen wohl sagen: ehrwürdig.“

„Nun, wie Ihr wollt, Freund. Bei uns Malern ist der Apostel Petrus auch ein schöner Mann, obgleich wir ihn oft als einen Kahlkopf darstellen. Es kommt uns nicht auf die Jahre an. Nun, wer war der Mann?“

„Ein Obrist außer Dienst, der in der Nähe wohnt und mir die Ehre anthut, mich manchesmal zu besuchen. Er fragte mich, wer Ihr wäret, und besonders schienen Sie, Herr Phare, seine Aufmerksamkeit zu erregen; wahrscheinlich weil Sie den Arm

in der Binde tragen. Ich sagte ihm, daß Sie am achtzehnten März Ihre Wunde bekommen hätten, da wandte er sich rasch ab und ging fort, zum erstenmale ohne mir die Hand zu drücken und mir Lebewohl zu sagen."

„Siehst Du" — rief der Künstler, „wir sind ihm fatale Personnagen; Bilder aus einer Schule, die er nicht leiden mag."

„Es thut mir leid," sagte Robert niedergeschlagen, „ich hätte gern mit ihm sprechen mögen; sein Auge traf mich mit einem so eigenthümlichen Blick voll Güte und Ernst."

„Nun, laß es gut sein — da geht er ja noch. Wir holen ihn ein, wenn wir etwas rasch gehen."

„Laß uns den Versuch machen" — rief Robert lebhaft. — Beide gingen nun in schnellen Schritten dem Obristen nach. Doch dieser, sich umblickend, gewahrte kaum die Absicht der beiden Freunde, als er plötzlich die Richtung seines Weges veränderte und in das Dickicht einbog. „Er will uns nicht sprechen" – sagte Robert stillstehend — „wollen wir von unserem Vorhaben abstehen?" Er wandte sich traurig und unentschlossen um.

„Was ist Dir nur?" fragte der Freund. „Du thust, als wenn diese alte Staffage ein wunderschö-

nes Mädchen wäre, das zu ereilen man sich die hundert Füße eines Kellerwurms wünscht."

„Es ist nur," sagte Robert dumpf, „weil er uns geflissentlich meidet, und das dazu wegen der Zeichen des Kampfes, die wir an uns tragen. Ach, Gabriel, dieser Arm, wenn er jemals wirklich sollte gelähmt bleiben, wird mir kein freudiges, stolzes Gefühl im Alter erregen. Ich sehe es immer mehr und mehr ein, es war kein ehrenwerther Kampf, kein Kampf, bei dem es Einen freut, gesiegt zu haben. Im Gegentheil, schon jetzt, und wie viel mehr später, erfaßt mich und Alle, die mit mir ehrlich sich der Sache angeschlossen, die Beschämung und die Demüthigung, daß wir einsehen, wie wir nur hineingehetzt worden sind, wie auch nur ein Moment ruhiger Ueberlegung uns hätte sagen müssen, daß hier gar kein Grund war sich zu widersetzen. Wir wollten, sagten wir, unsere Freiheit erringen — aber Niemand machte sie uns streitig. Unser König verbürgte sich mit seinem Worte, daß wir erhalten sollten, was wir verlangten. Wozu also Kampf? Niemand von uns kann auf diese Frage antworten. Wir haben ganz unnütz und sinnlos dem Gesetz und der Ordnung getrotzt. Ja wenn wir noch dazu angegriffen worden wären, alsdann wäre doch ein Sinn

in der ganzen Sache gewesen, wir hätten uns vertheidigen müssen, allein wir griffen an, wir beleidigten und insultirten, wir verbauten unsere Straßen — und nachher, da man unsern provocirten Kampf annimmt, schrieen wir, daß man uns mordet. Es ist so viel kindische Thorheit, so viel unwürdiges Spiel mit den wahrhaft großen Ideen, die unsere Zeit giebt, in diesem mit so widrigem Lobgehudel überschütteten Straßenkampf, daß ich fest entschlossen bin, wenn man mich mal frägt, bei welcher Gelegenheit ich zu meinem lahmen Arme und zu meiner Kopfwunde gekommen bin, ich lügen werde und sagen: bei einem Duell."

Der Maler antwortete hierauf nichts. Seine Gedanken waren mit den weißen Haaren, der gebogenen Nase und den buschigen Augenbrauen des Obristen beschäftigt, und er beschäftigte sich ernstlich mit der Untersuchung, ob ein solcher Kopf sich besser auf einem grünlich-braunen, oder einem bläulich-gelben Hintergrunde ausnehmen werde.

In der Wohnung ihres Wirthes wieder angelangt, fanden sie Herrn Neuwardt mit seiner Tochter ihrer wartend. Vater und Tochter machten den Freunden Vorwürfe, daß sie nicht in Neuwardt's Hause ihren Verbleib genommen. Robert dankte und

führte an, daß er sich vortrefflich bei Vater Gerhard befinde. „Wir müssen auch das Haus bewachen," setzte Gabriel hinzu, „wenn unser guter Alter seinen Kuhfuß (Flinte) nimmt und auf die Wache zieht."

Neuwardt nahm den ehrlichen Handwerker bei Seite und sagte zu ihm: „Sie theilten mir neulich mit, Herr Gerhard, daß Sie den Obristen von Rechow öfters sähen."

„In der That, Herr Neuwardt, so ist's. Er war noch heute bei mir."

„So thun Sie mir wohl den Gefallen," hob der Gutsbesitzer wieder an, „ihm diesen Brief einzuhändigen, wenn er wieder sich hier einstellt, und ihm zugleich zu sagen, daß der Ueberbringer dieses Schreibens zu jeder Stunde bereit ist, ihm über Dinge, die er etwa zu wissen verlangte, Auskunft zu geben. Hören Sie — vergessen Sie mir das Letztere besonders nicht. Die Sache ist von Wichtigkeit. Ich habe vergeblich Versuche gemacht, den alten seltsamen Herrn, der sich eigensinnig vor aller Welt verschließt, aufzusuchen; so muß ich denn ihn am dritten Orte zu sprechen Gelegenheit nehmen."

Gerhard versprach diesen Auftrag gewissenhaft

auszurichten, und Vater und Tochter empfahlen sich. Robert, in der düstern, fast verzweifelnden Stimmung, in der er sich befand, hatte nicht den Muth dem hübschen, liebevollen Mädchen, das heute gütiger wie sonst gegen ihn war, eine vertrauliche Mittheilung seines Kummers zu machen.

20.

Die Ansprache.

Wir kehren jetzt wieder zu der Zeit zurück, in der unsere Geschichte beginnt. Es war der Erinnerungstag von Großbeeren, dessen wir zuletzt Erwähnung thaten; ein paar Wochen sind seitdem wieder vergangen, und wir befinden uns gegen Schluß des Monats August. Louise befand sich nun bereits eine ziemlich geraume Zeit in dem Hause des Geheimen Finanzraths und Oskar's Neigung für sie hatte, mit jedem Tage zunehmend, eine immer festere, für die Hoffnungen seiner Zukunft maaßgebendere Gestalt angenommen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er nicht der einzige Bewerber war, ja, manchesmal schien es ihm, daß er nicht der Begünstigtere sei und daß der junge Offizier, der sich jetzt sehr oft im Hause Laubmann's zeigte, eine höhere Glücksnummer gezogen habe. Allein die Eitelkeit flüsterte ihm immer wieder zu, wenn

ihm dergleichen Bedenklichkeiten aufstiegen, daß er sich täusche, daß Louisens sich immer gleichbleibendes sanftes und ruhiges Wesen ihm zwar keine neue Hoffnungen gebe, aber auch keine alte raube. Er beschloß mit seinen Eltern zu sprechen, allein dieser Versuch, sich in einer schwierigen Herzens- und Lebenslage Rath zu erholen, fiel übel aus. Mit der Mutter wurde er gar nicht recht eins, entweder verstand sie ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen, sie sprach immer von seiner Jugend und daß er die Welt sich noch besehen solle, und er versicherte ihr, daß er nicht mehr jung sei und daß er gar keine Lust habe, sich in der Irre umherzutreiben; dem Geheimen Finanzrath war diese Sache, wie jede andere — so „unbeschreiblich gleichgültig,“ daß Oskar nach wenigen Worten das Gespräch wieder abbrach. Mit seiner Schwester mochte er nun vollends in keine Mittheilungen sich einlassen, denn sie schmollte ihm, weil er sich herausgenommen, ihr träumerisches Wesen, in welchem sie sich gefiel, eine alberne Kopfhängerei zu nennen. Er entschloß sich, mit Louise selbst zu sprechen, und in Wahrheit, dies war auch das zweckdienlichste Mittel zu Klarheit und Verständigung zu gelangen.

Eines Nachmittags also kam der junge Bürgergardist und nahm ziemlich ungezwungen den Platz

am Fenster neben Louisen ein, nachdem er die Schwester unter irgend einem Vorwande fortgeschickt hatte. So keck er in diese Situation sich begeben, so befangen und erröthend fühlte er sich jetzt, als er dem hübschen Mädchen, das ihm, der Himmel weiß durch welches Mittel, er selbst wußte es durchaus nicht, imponirte.

„Nun, Fräulein Louise (diese vertrauliche Anrede war ihm von Louise selbst gestattet worden), Sie sind noch immer nicht gekommen um unser Corps zu sehen, wenn es die Wache hat. Das könnte ich übel nehmen. Ich versichere Sie, alle übrigen Bürgerwachen sind nichts gegen unser Corps. Erstlich sind wir lauter junge Leute, Sie finden keine Caricatur unter uns und dann sind wir fast alle wohlhabend und können uns schöne Gewehre und Uniformen anschaffen. Das thut auch etwas zur Sache. Kurz, das Corps der jungen Kaufmannschaft nimmt es mit jeder Gardelieutenantswache auf.“

„Ich glaub's,“ entgegnete Louise — „es muß einen ganz hübschen Anblick geben.“

„Ja Sie glauben es,“ sagte Oskar trübselig — „allein Sie wollen sich diesen schönen Anblick doch nicht verschaffen.“

„Meine Zeit —“

„O, mein Fräulein, man hat immer Zeit, wenn

man etwas aufsuchen will, was einem Freude macht." Er setzte etwas befangen hinzu: „Nun will ich gerade nicht behaupten, daß es Ihnen große Freude macht, mich die Wache halten zu sehen, allein das Corps — das — das zu sehen, muß Ihnen Freude machen. Aber lassen wir das Corps jetzt und beschäftigen wir uns mit anderen Dingen. Wie denken Sie über meine Zukunft?"

Louise, über diese plötzliche Frage etwas verwundert, sah den jungen Mann an und traf auf niedergesenkte Augen und auf ein von heftiger Röthe gefärbtes Antlitz. „Ueber Ihre Zukunft, Herr Laubmann —"

„Ach — Sie müssen mich Oskar nennen! Haben Sie nicht selbst erklärt, daß Sie zu unserer Familie gehören wollen? und ich behaupte, daß unter Familiengenossen keine ceremoniösen Umständlichkeiten walten sollen!"

„Allerdings; doch lassen Sie mich immerhin bei der Anrede, die ich einmal gewählt."

„Nun, wenn Sie durchaus darauf bestehen — aber die Antwort auf meine Frage werden Sie mir gefälligst jetzt geben."

„Nun, Ihre Zukunft" — sagte Louise — „wird sicherlich eine sehr glänzende sein. Ihnen und Ihres

Gleichen gehört die neue Zeit, die Zeit der Eisenbahnen und des Völkerverkehrs."

Oskar entgegnete empfindlich: „Sie sprechen zu mir wie ein Börsenspeculant zu einem jungen Mäkler."

„Ich spreche, wie ich's verstehe."

„Gut denn — fahren Sie nur fort."

„Wenn Sie also mit den nöthigen Reichthümern und Kenntnissen ausgerüstet, von den Zeitinteressen und Zeitstimmungen überall begünstigt, Ihre Laufbahn antreten, wie kann es Ihnen denn anders als glücklich gehen?"

„Wie es kann — ja das weiß ich nicht; — Aber es kann doch. Es ist möglich, daß ich bei allem dem, doch recht von Grund aus unglücklich sein werde."

„Ich wüßte nicht wodurch."

„Aber ich weiß es. Ich will es Ihnen sagen. Glanz, Poesie, Schwung, Großartigkeit dürfen in meinem Leben nicht fehlen. Mit einem Worte ich möchte das Herz beschäftigt sehen."

„Das wird nicht ausbleiben."

„Meinen Sie?"

„Wie sollte es. In Ihrer Stellung und ich will sogar auf die Gefahr hin ihre Eitelkeit zu er-

regen sagen, mit ihren körperlichen Vorzügen, wird es Ihnen nicht schwer werden, einer Frau Interesse einzuflößen.“ Louise sagte das mit jener Unbefangenheit in Ton und Miene, wie sie die freie, wahre Bildung verleiht. Oskar ergriff ihre Hand, zog sie an seine Lippen und sagte:

„Wie Sie liebenswürdig sind. Man kann mit Ihnen so zutraulich sprechen. Nichts von Ziererei und Geheimthun. Sie sagen, daß irgend eine Frau einmal mich lieben wird! O was das betrifft, so glaub ich's auch; aber was wird das für ein weibliches Wesen sein! Darauf kommt Alles an. Von einer Frau geliebt zu sein, die etwa so ist wie meine Schwester Charlotte, daran liegt mir nichts. Es muß eine ganz andere sein. Ich habe mir gedacht, es wäre sehr hübsch, wenn ich so zum Beispiel eine Prinzessin liebte. Sie lächeln. Ist denn das so unmöglich? Wenn das Schicksal es nun so gefügt hätte, daß ich es war, der in jener Nacht, wo unsere schöne Prinzessin das königliche Schloß verließ, sie durch die Volkshaufen führte und schützte? Ach, welch ein himmlisches Loos! Wenn ich mit meinem Leben das ihrige hätte schützen können und nun, da sie gerettet war, ihr hätte sagen können: Prinzessin, ein freier, edler Bürger hat seine Pflicht ge-

than! Es ist mir das oft eingefallen, wenn ich so, wie es jetzt manchesmal kommt, in einsamer Sommernacht auf meinem Wachposten stehe und in der Stille des Mondenglanzes die ungeheure Stadt vor mir ausgebreitet sehe. Das ist's, was unserm Leben fehlt — denn ewig mit Waarenballen zu thun zu haben, die Course zu berechnen, die Fallissements einzuzeichnen — das wird uns nicht in die Höhe bringen. Wenn es die Geldsäcke allein machten, so wären die Rothschild's längst schon mit diesem Zauber der Poesie umgeben, den sie nie erreichen, denn sie werden ewig reiche Juden bleiben und nichts weiter. Ich möchte aber, wie ich Ihnen schon einmal sagte, einen neuen Adel gegründet sehen und der ist ohne Poesie nicht möglich. Die Welt will einmal, wenn sie verehren soll, neben dem Besitz auch den Adel und den Glanz, sonst bewundert sie wohl öffentlich, aber verachtet heimlich. Haben Sie mich verstanden?"

Louise neigte bejahend das Haupt. „Wie läßt sich das aber erlangen, Herr Laubmann?"

„Ja, wenn ich's wüßte! Ich habe mir gedacht Sie wüßten es; oder noch mehr, Sie wollten mir geradezu zur Erlangung behülflich sein."

„Durch welches Mittel?"

„Kurz gesagt, durch Ihren Besitz.“ Das Wort war heraus und er hatte seinen vollen Muth wieder indem er lächelnd Louisen ins Gesicht schaute.

„Ah — da Sie keine Prinzessin finden können, so wollen Sie mit mir vorlieb nehmen.“

„Scherzen Sie nicht. Ich trage mich Ihnen an und bitte, daß Sie mich nicht ausschlagen. Weiß Gott, ich habe ein ehrliches Herz, und daß ich Sie liebe, das sollten Sie eigentlich schon längst bemerkt haben. Aber Sie haben es auch bemerkt — ich weiß es. O ich sehe Sie roth werden.“

„Herr Laubmann,“ sagte Louise zögernd, „ich wünschte, daß weder im Ernst noch im Scherz derlei Gespräche zwischen uns geführt würden.“

Seine Miene nahm den Zug gekränkten Stolzes an und er sagte in einem fast wehmüthigen Tone: „Es sollte mir herzlich leid thun, wenn ich Sie verkannt hätte und Sie gleichwohl zu den adligen Damen gehörten, die eine Zumuthung für sich, mit einem Bürgerlichen sich zu verbinden, empörend fänden. Ach, ich versichere Sie, mit dieser Art Adel ist's vorbei! soll es vorbei sein!“

Louise antwortete freimüthig: „Sie thun mir Unrecht, lieber Oskar, Sie wären ein ganz passender Mann für mich; ich sage Ihnen das ganz offen.

Ich finde Sie sogar weit mehr Edelmann, wie mancher Edelmann von Geburt. Aber —"

Sie warf einen Blick hinaus; Oskar folgte der Richtung dieses Blickes; er sah Louisen erröthen und sagte mit dem Ausdruck gutmüthiger Naivetät: „Ach so!"

Der Lieutenant von Hohenheim kam die Straße hinab.

„So muß ich denn wieder zu meiner Bürgerpflicht zurückkehren," sagte Oskar rasch, sein zierliches Gewehr über die Schulter nehmend und eine elegante, höfliche Verbeugung dem jungen Mädchen machend. „Der erste Korb!" murmelte er vor sich hin. Louise ging ihm nach, er wandte sich um, sie stand vor ihm und reichte ihm mit einem innigen Ausdruck die Hand hin. Er schlug ein und drückte diese liebe kleine Hand.

„Was giebt's Neues, lieber Laubmann?" fragte der eintretende Hohenheim.

„Ei, Herr Lieutenant, daß Neueste ist, daß wir dem Militär wieder unsere Posten räumen müssen." Er sprang lachend fort.

21.

Der Obrist Ade.

Weld hatte es für zweckdienlich erkannt, sich Neuwardt wieder anzuschließen. Neuwardt hatte ihn wieder in seinem Hause aufgenommen, nicht sowohl aus Rücksicht auf seine politische Gesinnung, denn hierin fühlte der einmal getäuschte Mann zu dem, welchen er früher seinen Freund genannt, kein volles Vertrauen mehr, sondern in Hinsicht auf die Neigung seiner Tochter. Aber auch dieses Band sollte reißen. Nicht durch Robert, der zu zartfühlend dachte, um sich hierbei zu betheiligen, aber wohl durch Gabriel erfuhr die Tochter Neuwardt's die Täuschung, die ihr der Unwürdige bereitete. Jetzt ward Weld, nach einer heftigen Scene mit dem Vater, völlig und auf immer verbannt. Die Ungückliche, die ihm vertraut hatte, erlag fast dem harten Kampfe, der für sie in diesem Treubruche lag, sie wünschte die Stadt zu

verlassen, und der sorgsame und bekümmerte Vater brachte sie auf's Land, wo er selbst, obgleich die politischen Zustände in der Stadt ihn mächtig dahin zogen, einige Wochen bei ihr weilte. Robert sah sie in dieser Zeit nicht, durch Gabriel jedoch, der von Zeit zu Zeit einen Ausflug auf das Landgut machte, erhielt er umständlich Nachrichten.

Wir kehren zu unserm alten Obrist Abe zurück.

Es war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen.

Und dies erst seit einer Woche, oder etwas darüber. Ganz genau wußte Fräulein Rosa Scholz es nicht anzugeben. Sie war darüber mit ihrer ersten Ladenmamsell im Streit. War es am Dienstag vor acht Tagen, war es erst am darauf folgenden Freitag gewesen, als der Obrist nach Hause gekommen, ungefähr in der dritten Stunde nach Mittag, ohne Mütze, mit einem ostindischen seidenen Taschentuch den Kopf umhüllt, und was das Merkwürdigste war, ohne die Sirene, sondern statt ihrer einen alten Gradmesser in der Hand, den er eben so schwang und mit ihm Zeichen in die Luft machte, als wenn es die Sirene wäre. Die Putzmacherin behauptete gegen ihre erste Ladenmamsell, und Fräulein Angelica stand ihr bei, daß diese merkwürdige Erscheinung des

Obristen zu drei Uhr Nachmittag mit dem Gradmesser und dem ostindischen Taschentuche am Dienstag stattgefunden habe, denn sie wisse sich sehr genau zu besinnen, daß sie gerade damals die Rechnung der Justizräthin für ein Basthütchen, mit Rosa Crepp und einem Stiefmütterchenstrauß besetzt, habe schreiben wollen, statt dessen aber, wunderlicher Weise, in unbegreiflicher Zerstreutheit einen Brief an Herrn Sigribi angefangen habe. Es könne also nur am Dienstag gewesen sein, denn Freitags schreibe sie nie Rechnungen. Fräulein Angelica bemerkte, dies sei ein so auffallendes Beispiel von Gedächtnißtreue und sicherem Blick in die verworrensten Verhältnisse und Lagen, daß sie nicht genug die theure Prinzipalin um dieser Eigenschaften willen bewundern könne. Die Prinzipalin warf ihr wegen dieses Geständnisses einen dankbaren Blick zu, und Beide bekämpften nun als eng Verbündete die Ladenmamsell, die hartnäckig bei ihrer Behauptung blieb, daß es ein Freitag gewesen sei, als man den Obrist in dem oben beschriebenen Zustande heim hatte kommen sehen. Denn sie wisse ihrerseits auch ganz wohl die einzelnen Tage der Woche zu unterscheiden, und schon als ganz kleines albernes Ding von drei Jahren — die boshafte Angelica zischelte hier der Prinzipalin in's Ohr, daß, was

die eben genannte Charaktereigenschaft beträfe, die Jahre keinen Unterschied gemacht hätten — sie schon den Dienstag vom Freitag zu unterscheiden gewußt. Sie fügte hinzu, daß am Freitag gewöhnlich in ihrer Eltern Hause ein alter gichtischer Graf aus der Nachbarschaft Zuckerwerk den Kindern gebracht hätte. Ueber dieses Schönthun mit aristokratischen Erinnerungen höhnte das ganze Atelier, und die Ladenmamsell, die hierin die zartesten Saiten ihres Gemüthslebens angetastet sah, entfernte sich beleidigt hinter den Ladentisch, wo sie sich auf ihren Stuhl niederließ und in ein hartnäckiges Schweigen verfiel, aus dem sie selbst nicht zu erwecken war, als der Briefträger eintrat und zuerst mit seinen Briefen an sie sich wandte. Das ganze Atelier stürzte sich auf die angekommenen Briefe, und jede der Damen wollte die Ueberbringerin eines gewissen rosarothen Couverts sein, in welchem ein citronengelbes Schreiben von der Hand des Zugführers der Bürgerwehr sich befand. Fräulein Rosa nahm dieses farbige Liebeszeichen mit jungfräulicher Würde entgegen, entfaltete es und las es, ohne eine Miene zu verziehen, während das Atelier in gespanntester Aufmerksamkeit lauschte.

Als dieser große Moment vorüber war, wurden auch die anderen Briefe geöffnet. Es waren einige

unartige darunter, die sich über zu theure Preise oder leichtfertige Arbeit beklagten. Fräulein Scholz dachte und fühlte in diesem Augenblicke zu groß, um über so kleinliche Vorwürfe und Mäkeleien irgend ein Wort zu verlieren. Die tadelnden Briefe wurden stillschweigend einem großen Papierkorb anvertraut, wo neben Mustern, die aus der Mode gekommen waren, neben Papierschnitzeln aller Art auch ein altes Florhäubchen lag, das vor langer, langer Zeit einmal schön gewesen war, und damals „zum Entzücken reizend," die volle Wange der Prinzipalin umschlossen hatte.

„Haben Sie keinen Brief an den Obrist?" hatte die Putzmacherin den Briefträger gefragt, und als er dies bejaht, hatte sie sich die Schreiben zeigen lassen. Es waren zwei kleine niedliche Briefe von unbekannter Hand, offenbar weiblichen Geschlechts, und ein großer, breiter, ungeschlachter Brief männlichen Geschlechts. Wie gerne hätte die Prinzipalin alle drei erbrochen, und sich so mit einem Schlage in Besitz der Geheimnisse ihres Miethers gesetzt, allein sie wagte es nicht, und gab seufzend die Briefe zurück.

Kaum waren die Schreiben oben abgegeben, als man auch schon den wohlbekannten Tritt des Obristen

auf der kleinen baufälligen Treppe hörte. Das Atelier ward unruhig und warf sich Blicke zu. Fräulein Scholz begab sich sofort mit gemessenem Schritt zur Glasthüre, öffnete sie jedoch nicht, denn sie fühlte — durch ein gewisses Etwas belehrt — daß sie jetzt mehr wie je gegen den Obrist auf ihrer Huth sein müsse — sondern blickte hinter dem kleinen grünen Vorhang hervor. Sie sah den „Sonderling" mit Catharinen auf dem Flur einige Worte wechseln und sich dann schnell entfernen. Es war ihr dabei nicht entgangen, daß die Sirene, die sich wieder nach ihrer unbegreiflichen Flucht ganz wohl in der Hand ihres Gebieters befand — einen Wink nach der Glasthür zu machte, und Catharine hatte offenbar diesen Wink verstanden, schüttelte das Haupt, zwinkerte mit den Augen und geberdete sich wie Eine, die da sagte: „Durch keine Tortur und keine Marter soll man mir auch nur eine Silbe erpressen." Wie verächtlich fand Fräulein Scholz dieses Geschöpf, das sich unterstand, für so wenig Lohn ihrem Herrn so treu zu sein, und allen Bestechungen, die der Putzladen in Anwendung brachte, zu widerstehen.

Bald, nachdem der Obrist verschwunden, erschien der Bauer Adam, und jetzt öffnete sich die Glasthür, und die Putzmacherin erschien auf der Schwelle ihres

Besitzthums mit demselben anmuthigen, gewinnenden Lächeln, das der Bauer schon kannte, und auf das er so wenig achtete. Er hatte sich auf der Bank in dem Flur hingesetzt, mit der Bitte, man möchte ihm gestatten, hier zu warten, bis der Obrist käme.

„Ich weiß nicht, mein Freund," hob die Putzmacherin an, „ob der Obrist heute zur gewöhnlichen Stunde heimkommen wird."

„Wird schon kommen, Madamken."

„Wißt Ihr das so gewiß? Ihr habt doch nicht gehört, daß dem Obrist etwas Besonderes zugestoßen ist?" Der Bauer wurde aufmerksam und lauschte. „Ich meine nur so," setzte sie hinzu, „wenn Ihr nichts wißt, so ist's auch nichts, denn Ihr seid doch sein Vertrauter."

Adam Braun lächelte geschmeichelt, und Fräulein Rosa Scholz faßte sogleich Hoffnung, daß sie hier Etwas erfahren werde. Allein sie erfuhr nichts. Entweder wußte der Bauer in Wahrheit nichts von dem, was dem Obrist seit dem denkwürdigen Dienstag oder Freitag widerfahren war, oder — und dies war wahrscheinlicher — er wollte nichts sagen.

Die Glasthür schloß sich wieder. So wie sie zu war, erschien der Obrist und schlüpfte sogleich rasch über den Flur, und zog den Bauer mit sich fort.

Es geschah dies so leicht, daß im Atelier nichts gehört wurde. Oben rieb sich der Obrist vergnügt die Hände und rief: „Wieder einmal den Posten betrogen!"

„Er wollte schon Feuer geben, Herr Obrist!" sagte Braun.

„Ich hörte es hinter der Thür, Alter!" entgegnete der Obrist. „Ein verdammt attenter Posten das! bei Sturm und Regen immer auf dem Platz. Was hat sie Dich gefragt?"

„Ich sollte sagen, was mit dem Herrn Obrist seit dem Dienstag im Werke sei?"

„Also hat sie was gemerkt?" murmelte der Fragende. „Ja, ich konnt's nicht verbergen, Adam! Es platzte und hagelte mir zu sehr auf's alte morsche Dach. Ich lief fort, — Morgens in der Frühe, als mir Gerhard den Brief gebracht — ganz in der Frühe — der Thau lag noch auf dem Grase — und da warf ich mich, ich alter Mann — in die Einsamkeit am Fluß hin, und lag im hohen Grase, und ließ die Wolken über mir dahinziehen, und hörte den Fluß rauschen, und immer wieder rief ich laut: Er lebt — er lebt! Ich habe einen Sohn!"

Adam Braun wischte sich mit dem Rockärmel eine Thräne aus dem Auge.

„Wie lange ich da im Grase gelegen, und wie wahnsinnig den Namen: „Paul! Paul!“ gerufen? ich weiß es nicht. Es war mir, als setzten sich oben die Wolken zu seinem Bilde zusammen, und wie das Bild fertig war, und ihm bis auf den kleinsten Zug glich — nämlich so wie er damals aussah, als ich ihn zum letztenmal auf der Brücke an der Hand hielt — da gaben mir die Wolken das liebe Bild und riefen: Da nimm, er ist nicht im Himmel bei uns, er ist auf Erden bei Dir! Und plötzlich stand auch die Mutter da — die Mutter, Adam! die Mutter. Und ich hatte sie nun Alle beisammen, und lag im Grase und streckte die Arme aus, und zog sie Alle — Alle — an mein Herz! In diesem Augenblicke stand ich mich auch wieder gut mit meinem Könige, und nannte ihn nicht mehr „meinen gnädigen Herrn,“ sondern wie früher, „meinen geliebten König.“ Der ganze wilde Spuk der bösen Tage war mit einem Streiche dahin. Die Welt war wieder so schön, und ich durfte wieder in ihr leben und glücklich sein. Wie gesagt, ich weiß nicht, wie lange ich so geträumt, nur das fühlte ich — wie ich fortging, daß mir mein alter Schädel heiß wurd' im Stich der Sonne, und ich suchte meine Mütze, fand sie nicht, und band mir mein Taschentuch um

den Kopf — so kam ich hier an. Mit Erstaunen vernahm ich von Catharinen, daß ich stundenlang fortgewesen, daß ich nicht zu Mittag gegessen, daß ich wie ein Trunkenbold Mütze und Stock verloren. Ei, wie soll man nicht trunken werden, wenn Einem das Glück einen solchen Becher starken Weins vorsetzt! Adam, Adam! Du kannst mein Glück nicht ermessen, denn Du hast nie einen Sohn verloren."

„Gott, der Herr, sei gelobt! Nein!" rief der Bauer, und faltete die Hände.

Als der Obrist hier im Taumel seiner Empfindung schwieg, hob sein alter Gefährte zu fragen an: „Aber wie, Herr Obrist, wie erfuhren Sie dies Alles? ich meine diese Nachrichten vom Herrn Sohn?"

„Das ist eine etwas lange Geschichte, Adam," erwiderte der Gefragte; „ich will mich aber kurz fassen. Als ich noch ein junger Offizier war, schloß ich eine herzliche Freundschaft mit einem Cameraden in unserm Regiment, er hieß Herr von Händel. Aus dieser Freundschaft wurde später die erbittertste Feindschaft. Händel freiete nach einem Mädchen, und dieses Mädchen zog mich vor. Wahrlich, ich konnte dafür nicht die Schuld tragen. Aber Jener bürdete mir gleichwohl Verrath und Treubruch, und ich weiß nicht was alles für Schändlichkeit auf. Er schied aus

unserm Regiment, und sein Abschiedsbrief an mich enthielt einen Schwur der Rache. Der Krieg brach aus; ich hörte und sah lange nichts von Händel; er befand sich unter den Truppen, die Napoleon's Fahnen folgen mußten. Wir Preußen standen gegen den Empörer auf und züchtigten ihn. Es mußte geschehen, daß ich da dem Händel in einem der Gefechte Mann gegen Mann feindlich entgegentrat. Er erkannte mich, stürzte auf mich zu, und bot mir einen Kampf auf Leben und Tod an. Ich weigerte mich, indem ich ihm bemerklich machte, daß mein Leben dem Vaterlande gehöre, daß ich in diesem Moment nicht darüber verfügen dürfe. Er schalt mich einen Feigen. Jetzt führten unsere Pistolen die Sprache weiter. Er schoß auf mich, fehlte, und ich — schoß in die Luft. Wir wurden getrennt, er schied, feindlicher als jemals mir gesinnt. Der Friede kam. Der Unwürdige hatte mich nicht aus den Augen verloren. Ich weiß nicht, hat er es veranlaßt, oder hat er es selbst vollführt, genug, durch ihn verlor ich meinen Knaben. Er raubte ihn und brachte ihn nach Frankreich. Dort ist mein Kind aufgewachsen — bei wem und wie, das weiß ich nicht. Genug, Händel hat sein Bubenstück bereut, ist während einer schweren Krankheit, wo ihn selbst Unglück und Leid aller Art

getroffen, während welcher er seinen eigenen einzigen Sohn verloren, in sich gegangen, und die Frucht dieser Bekehrung war nun, daß er jenem Freunde in Paris schrieb, wer der Vater des Knaben sei, und zugleich ihn bat, den Sohn dem Vater auszuliefern. Der Brief, da Händel unterdeß gestorben ist, kam hierher an einen gewissen Herrn Neuwardt, und dieser hat durch einen Handwerksmann Gerhard seines Auftrags sich entledigt."

„Und der junge Herr?" fragte der Bauer. „Wo ist der?"

„Er soll in diesen Tagen eintreffen," entgegnete der Obrist mit bebender Stimme. „Vielleicht befindet er sich schon in Berlin, vielleicht gar schon in meiner Nähe. Aber schon ist ein Tropfen Wermuth in meinen Freudenbecher gefallen. Der Lieutenant von Hohenheim, der ihm entgegengereist ist, schreibt mir, daß ich mich darauf gefaßt machen solle, ihn körperlich nicht ganz wohlbestellt zu finden. Er soll ein Gebrechen haben. Nun denn — mag er ein Krüppel sein, er ist doch immer mein Sohn. Die Vaterarme sind für ihn offen."

Diese letzten Worte wurden von Jemand vernommen, der sich in diesem Augenblicke der Thür

genähert und diese halb geöffnet hatte. Es war Hohenheim.

Der Obrist begrüßte den Eintretenden mit einer überraschten und bestürzten Miene. „Nun?" rief er, — „Sie bringen ihn nicht mit?"

Der junge Mann war in sichtbarer Verlegenheit.

„Ihr Sohn ist bei seiner Schwester," sagte Hohenheim. „Sie werden Beide zusammen kommen. Ich wünschte erst ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen."

„Mit mir allein? Was giebt's? Mein Himmel! Ihre Miene deutet auf Unglück."

„O nicht doch, mein theurer Obrist, nicht doch!"

„So sprechen Sie. Mein alter Freund und Camerad Braun kann Alles hören. Er stand im Colbergschen Regiment mit mir, und war zu seiner Zeit ein braver Soldat. Ein braver Mann ist er auch jetzt. Also reden Sie."

Hohenheim stockte dennoch. Er dachte an Louisen, und dieser Gedanke gab ihm Muth. Louise hatte ihn zum Vertrauten gemacht, sie hatte ihm den Bruder zugeführt, und mit ihm berathen, wie der Wiedergefundene mit dem Vater vereinigt werden solle. Hohenheim fühlte durch dieses Vertrauen, das die Geliebte ihm zeigte, sich hoch geehrt, zugleich aber

erkannte er die Schwierigkeit der Aufgabe. Wie sollte dieser Vater und dieser Sohn sich zusammenfinden, ohne daß ein unheilvoller Conflict sich offenbare. Robert, oder wie sein eigentlicher Taufname: Paul konnte und wollte dem Vater nicht verheimlichen, bei welcher Gelegenheit er seine Verwundung erhalten; wenn der junge Mann auch über den eigentlichen Charakter dieses unglückseligen Kampfes jetzt anders dachte, als wie er anfangs, als er sich in diesen Kampf begeben, gedacht, so war er doch weit davon entfernt, seine Theilnahme an demselben zu verleugnen. Er hätte dann auch die Grundsätze verleugnen müssen, in denen er aufgewachsen, das System der Menschenrechte und der Völkerbeglückung, welches ihm als höchstes Ideal seiner Wirksamkeit vorgehalten worden, und hierzu hätte ihn keine Macht der Erde, selbst nicht das Wort eines geliebten, verlorenen und wiedergefundenen Vaters vermocht. So fest nisteten diese glühenden Schwärmereien in dem Kopfe und Herzen dieses Jünglings. Es kam also darauf an, den Vater zur Duldung zu bewegen, und Louise hatte mit Hohenheim über die Mittel nachgedacht, wie man diese Duldung in dem Herzen des Greises hervorrufen könne. Hohenheim hatte endlich den Vorschlag ge-

macht, daß er eine Reise fingiren, daß er dem Obrist schreiben und ihn vorbereiten wolle, den sehnlichst Erwarteten nicht ganz so zu finden, als er es sich in seinen beseligenden Träumen vielleicht vorstelle. Der Obrist war auch in diese Richtung eingegangen, und wie wir eben gehört haben, hatte er seinen schönen Hoffnungen selbst einen düstern Schleier umgehängt. Allein er bezog das Mißfällige, was er bei dem Sohne entdecken sollte, auf die Körperbildung desselben, es war demnach des jungen Freundes Aufgabe, ihn von dieser Vorstellung abzubringen, und den eigentlichen Gegenstand der Besorgnisse in's Auge zu fassen.

„Ich werde meine Nachrichten," hob der Befangene an, „in etwas modificiren müssen. Was ich Ihnen von Paul's Aeußerem meldete, sollte nicht andeuten, daß er körperlich verwahrlos't sei." —

„Nicht," fragte der Greis mit einem dankbaren Lächeln — „also kein Krüppel? Ich dachte es mir wohl. Es muß ein schlanker, hübscher Bursche sein! braun von Augen und Haar. Das Haar fast in's Schwärzliche übergehend? Weißt Du noch, Adam, so wie ich es hatte." —

„Ja, Herr Obrist — ick meene grade so muß es ok unser Sohn hebben."

„Grade so — grade so — also, Herr Lieutenant, woran gebricht's denn?"

„Er ist verwundet und trägt den Arm in der Binde."

„Also ein Duell? Der gottlose Junge! Aber ich will den heißblütigen Knaben sehen, der eines alten Haudegens Sohn, und selbst ein Junge von Ehre, heutzutage nicht zu einem Duell kommt, wie der Knabe zum Butterbrod?"

„Auch hat er eine Wunde über der Stirne."

„Meinethalben — ich hab' eine auf der Wange."

„Herr Obrist hebben ok eenen Stich in die Brust," — setzte Braun hinzu. „Det war in der Schlacht von Belle-Allianze."

„Recht, und als Pflaster legte mir mein König das eiserne Kreuz darauf."

„Ja, det war so."

„Nun weiter, Herr Lieutenant."

Hohenheim stockte wieder und richtete einen verlegenen Blick auf die Sirene, die gleichsam von stürmischer Leidenschaft getrieben, und als wüßte sie nicht anders wo sich hinzuretten, in dem Augenbrauenbusch über dem linken Auge sich vergrub. Der Obrist wurde ungeduldig. Alle Zeichen sprachen es aus.

„Dann — dann," setzte der Gepeinigte hinzu —

„ist auch noch seine politische Gesinnung zu betrachten, in Folge deren er diese Wunden erhalten hat.“

„Das ist's ja, was ich sage. Er hat sich mit einem unserer modernen Volksschmeichler und Volksaffen geschlagen!“ triumphirte der Obrist.

„Seine politische Gesinnung ist nicht auf Ihrer Seite,“ — bemerkte der Sprecher. „Sie ist im Gegentheil auf Seite unserer Gegner.“

Die Sirene machte einen rasenden Sprung aus dem Augenbrauenbusch hervor, an Adams Nase vorbei, der sich vorgebeugt hatte, um kein Wort aus des Lieutenants Munde entschlüpfen zu lassen, bis zur schwarzen Atlashalsbinde des jungen Mannes, und mit gepreßter Stimme rief der Obrist: „Halt! das ist nicht gut möglich! Sie irren sich. Mein Sohn!“ —

„Bedenken Sie,“ setzte Hohenheim gemäßigt hinzu, „wo und in welcher Umgebung er aufgewachsen ist? Bei den Lehrern der trügerischen neuen französischen Socialphilosophie, einer der Hauptquellen unserer modernen Uebel! — Bedenken Sie ferner, welche Muster er vor Augen gehabt, welche Unterweisungen er vernommen!“ —

Der Obrist versank in Nachdenken. Wie vor sich hinträumend sprach er die Worte: „Also bis dahin

verfolgt mich deine Rache, du böser Feind! — Mit Absicht gabst du den Sohn — die Gesinnungen des Vaters kennend — in eine solche Schule — Himmel! wie ränkevoll!"

„Wenn wir demnach gerecht sein wollen" —

„Und wir wollen es sein," seufzte der Greis. „Wir wollen es sein!"

„So" —

„So nehmen wir den Irregeleiteten freudig bei uns auf," ergänzte der Vater. „Es ist eine grausame Prüfung für mich, daß gerade er — doch ich werde dieser Prüfung nicht erliegen. Seine Irrthümer gehören einem fremden Boden an — hat er sich doch nicht auf dem Vaterlandsboden vergangen! Da ist Duldung möglich!"

Hohenheim fühlte sein Blut erstarren, als er diese Worte hörte, mit jener eisernen Energie gesprochen, die er bereits beim Greise zu beobachten Gelegenheit gefunden. In diesen leise hingesprochenen Worten lag ein furchtbarer Urtheilsspruch, der unerbittlich alle Hoffnungen der drei Verbündeten niederzuschmettern drohte.

Er wagte nichts weiter hinzuzusetzen, als nur die Bitte, zu bestimmen, wann er den Sohn bei sich aufnehmen — ihn liebevoll in seine Arme schlie-

ßen wolle. Der morgende Tag wurde zu diesem Vereinigungsfeste bestimmt, und zwar wollte der Greis auf einer Bank in dem Schloßgarten zu einer bezeichneten Stunde auf die vier lieben Gäste warten. Denn daß Hohenheim und Louise mitkommen sollten, und auch Adam nicht fehlen durfte, das machte er geradezu zur Bedingung.

22.

Vater und Sohn.

Sehr selten ist ein Tag, den wir uns als einen Freudentag lange vorher in der Zukunft bezeichnet, ein wahrer Freudentag geworden. Es übt oft das Geschick, das uns beweisen will, wie sehr wir in seinen Händen sind, die bittere Ironie, daß es gerade zu einem solchen Festtage die Peinigungen und Schmerzen aufhebt, die es uns zugedacht. Wir stehen dann, mit den Blumen der Freude gekränzt, am Altare des scheinbaren Glückes und Friedens, um gerade auf den Stufen desselben die Geißelhiebe der Dämonen zu empfangen. An jedem andern Tage wären wir gefaßt gewesen auf ihr Auftauchen aus der Tiefe, an jedem andern Tage hielten wir irgend einen Zufluchtsort bereit, wendeten irgend ein Schutzmittel an, an diesem Tage aber haben wir alle Panzer und Schilde bei Seite geworfen, und die

Brust, die sich unter den vollen durstigen Athemzügen des Glückes erweitert, ist offen und nackt, jedem Angriffe preisgegeben. Furchtbar ergreifend sind die Niederlagen, doppelt beklagenswerth die Opfer. Man sieht die Armen erschreckt in die Tiefe ihres Elends wieder hineinflüchten, und sie schleppen zerrissene Blumenkränze, blutbefleckte Gewänder nach. Kein ferner Traum des Glücks vermag sie von Neuem hervorzulocken; sie sind auf immer entmuthigt, und halten die Nacht ihres Jammers für eine ewige. Für sie giebt's keine Festtage mehr, da gerade diese Festtage zu Sammelplätzen ihrer grausamsten Leiden werden.

Unser alter Braver, den wir bis hieher geleitet haben, um ihn nun zu verlassen, nachdem wir ihm eine Stätte in der Erinnerung des Lesers bereitet haben, wenn es uns nämlich geglückt sein sollte, seine Gestalt mit jenem Lichte sanfter und rührender Anmuth zu umgeben, die das Unglück doppelt fesselnd macht, und zugleich mit der Sonderbarkeit und den Launen eines Charakters uns versöhnt — unser alter Braver ging jetzt auch dem Freudenaltar dieses Festtags — der kein Festtag sein sollte — entgegen.

Wir können die Stelle im alten Schloßgarten zu Charlottenburg bezeichnen, wo das Wiedersehen zwi-

schen Vater und Sohn stattfand, es war jene Bank am Teich, die ein heimliches verstecktes Plätzchen bildet, aufgesucht von den stillen Freunden der Natur und der Lektüre, die hier ihren Träumen sich hingeben, und den Frieden einer schönen, einsamen Stunde in ihr Herz aufnehmen. Das Geflüster der alten Buchen und Linden hier, hat manches eitle und allzu stürmische Verlangen eingewiegt, auf manche warme Wange hat sich der kühlende Schatten beruhigend gelegt. Das junge träumende Mädchen, der gebeugte kummervolle Mann — Beide so verschieden in ihren Hoffnungen und ihren Leiden, Beide oft entgegengesetzte Lebenspfade wandelnd — auf dieser stillen Bank hat Beiden der Engel der Einsamkeit in gleicher Fülle Trost gewährt.

In der frühen Morgenstunde, die der Obrist gewählt, pflegte der Garten unbesucht zu sein, es befremdete ihn, ein weißes Gewand durch die Baumstämme schimmern zu sehen. Unwillig wollte er sich eben wegwenden, als eine liebe Stimme ihn rief. Den kleinen Seitenpfad entlang flog Louise — frisch und lieblich wie der Morgen selbst — dem Vater entgegen.

„Du allein! Und wo sind die Anderen?

„Ich bin ihnen vorausgeeilt.“

„Hm — der Schritt eines Sohnes, der seinen Vater findet, sollte rascher sein als der eines Mädchens.“ —

„Schilt nicht — er fürchtet sich vor Deinem Auge zu erscheinen.“

„Weshalb? hab ich ihm nicht sagen lassen, daß ich ihm vergebe?“ Der Greis blieb stehen und sah seine Tochter forschend an. „Oder ist noch etwas übrig, was Ihr mir nicht gemeldet habt?“ fragte er, und eine dunkle Wolke flog über seine Stirn.

Louise schwieg.

Vater und Tochter ließen sich auf die Bank nieder.

Es war eine beklemmende, ängstigende, bleischwere Minute. Louise warf sich an den Hals des Greises und rief mit all der Innigkeit, der ihr volles, überströmendes Herz fähig war: „Vater — Vater! vergieb! Wir haben Dir nicht Alles gesagt. Paul hat sich an dem Kampfe betheiligt — an dem Kampfe am achtzehnten März! Von dort her hat er seine Verwundung.“

Der Greis saß zu einem Steinbilde geworden. Seine Augen blickten starr, seine im Schooß gefalteten Hände zitterten. Louisens Augen überflutheten Thränen, als sie den Vater in diesem Zustande sah.

„Gott!" rief sie, und schlug ihren Blick thränenschwer gen Himmel, „Gott, leite uns über diese Stunde hinüber."

„Sprichst Du wahr?" fragte mit tonloser Stimme der Greis.

Louise schluchzte und barg ihr Haupt an der Schulter des Vaters.

„Am Kampfe Theil genommen!" stöhnte der Mann; „An diesem Kampfe Theil genommen! — Mein Sohn — ein Empörer gegen König und Vaterland! Mein Sohn ein Mitkämpfer in den Reihen entmenschter roher Horden, die von Verbrechern angeführt und von Gaunern bezahlt worden! In diesem Kampfe mein Sohn! An diesem schmutzigen Verbrechen, das so unerhört auf diesem Boden ist, eine fremde, perfide, ekelhafte Schandthat, fremd dem Geiste des Germanen, des Preußen, fremd dem Geiste, der den Deutschen beseelt hat vom Anbeginn seiner Geschichte an, — an diesem schmutzigen Verbrechen mein Sohn betheiligt; sein Blut, mein Blut verspritzt in so ehrlosem Mord! — Oh — oh! mein graues Haupt erträgt diese Schmach nicht!" —

Er senkte dieses Haupt tief auf die Brust. —

Louise umfing seinen zitternden Leib. „Denkt

Vater," rief sie, „denkt, daß er glaubte Ursache zu haben, mit seinem Fürsten zu zürnen."

„Ein Preuße zürnt nicht so!" entgegnete der Greis mit einer Stimme, die aus einem tödtlich verwundeten Herzen hohl hervortönte. — „Ein Preuße zürnt nicht so! So kann das perfide Frankreich, so der wilde, giftige Italiener zürnen, der Deutsche nicht, der Preuße nicht. So wahr Gott im Himmel lebt, es ist ein fremdes, ekelhaftes Verbrechen auf unseren Boden verpflanzt! Es lebt eine Heiligkeit, eine Treue in dem Volke der Germanen, die ewig nicht dulden wird, daß solche Kämpfe bei uns Wurzel fassen. Auf eine andere Weise mögen wir mit unsern Fürsten rechten, nur nicht so. Und hier galt es nicht einmal gegen einen Tyrannen, gegen einen Despoten aufzutreten, Preußen kennt keine Wüthriche in Purpur, es hat nie unter einer Nationenruthe, unter einem Nero geseufzt, es kennt vielmehr eine Folge großer und edler Fürsten, die das Land geliebt und es blühend und groß gemacht haben — in Preußen ist ein so perfider Kampf eine doppelt und dreifach scheußliche Empörung! O Gott, und mein Sohn — mein Sohn in den Reihen dieser Kämpfer! Dieser Kämpfer, die die Folgezeit mit Scham und Ekel nennen wird, wie jeder wahre

Preuße den Namen des Mannes nennt, der vor wenig Jahren versuchte, die Sitte des Königsmordes auf unsern Boden zu verpflanzen! Ha! Fluch — Fluch über diese Kämpfer, sie haben durch ihre nächtliche That den Stern Preußens auf lange Jahre hinaus verdunkelt — Fluch! —"

„Um Gotteswillen!" rief Louise aufspringend — „nicht Fluch Deinem eigenen Sohne."

Und zu den Füßen des Greises lag der Jüngling.

Vor seinen eigenen Worten, die eben der bleichen Lippe entglitten waren, zurückschaudernd, wandte sich der Vater zur Seite, um das aufblickende Antlitz seines Sohnes nicht zu schauen.

Adam und Hohenheim standen von ferne.

„Mein Vater, vergieb!"

„Warum ist Dein Arm in der Binde?" fragte der Greis mit einer Stimme, die die Umstehenden erbeben machte.

„Du weißt es," stotterte der Jüngling, das Auge senkend.

Der Greis heftete einen langen, kalten, fast höhnenden Blick auf den Knieenden. „Ich focht für den König, Du gegen ihn: wir können nie Genossen und Freunde sein."

„Vater!“

„Nenne mich nicht so. Ein Vater legt sein theuerstes Vermächtniß, die eigene Ehre, in des Sohnes Brust. Ich habe in Deine Brust Nichts legen können.“

Der Sohn erhob sich langsam. Eine Purpurröthe umfloß sein Antlitz. Er sprach vor sich hin: „Ich bin nicht ehrlos.“ Er wankte — plötzlich in Leichenblässe übergehend — zur Seite.

Hohenheim trat hinzu. „Nein — nein! Du bist nicht ehrlos, mein Freund, mein Bruder. Diese schmachvollen Tage werden vorübergehen, die edle Nation, zu der jener ehrwürdige Greis, zu der ich und Du das Glück haben zu gehören, die edle Nation wird zum Bewußtsein ihrer Würde gelangen, und die unreinen Elemente, die ihr jetzt anhaften, von sich stoßen. Sie wird aus diesem heißen Blutbade empörter Parteikämpfe geläutert hervorgehen, und Preußens Stern wird glorreicher schimmern als je, und Preußens Adler wird einen höhern Flug machen, als er je gemacht!“

Der Greis hörte zitternd zu. Die Stimme that ihm wohl; begierig sog sein Ohr die schöne Prophezeihung ein. In diesem Moment war sie ihm ein

Lobsingen mit Engelstimmen. Er war so tief, so unbeschreiblich tief gebeugt.

Louise, die günstige Wendung gewahrend, und in das von Hoffnungslicht wieder beleuchtete Antlitz des Vaters blickend, reichte dankbar, unter Thränen lächelnd, dem Geliebten die Hand.

Adam Braun trat herzu. Er sagte, mit einem kräftigen Schritt auf den Obrist zuschreitend: „Ick gloob, Herr Obrist, daß wir unserem Sohn verzeihen können. In det Colbergsche Regiment pflegen de Offiziere wie de Soldaten gute Kerls zu sind, die willig Pardon geben, wenn man se gebührend drum ansprechen thut. So meene ick! Gott straf mir, so meene ick!

„Und so mein' auch i c h!" rief Louise triumphirend, den Bruder umfassend und ihn dem noch immer abgewendeten Vater zuführend.

„Herr Obrist" — sagte Braun — „thun Se man an d e n denken, der dort schlummert" — er wies nach der Richtung der Grabkapelle zu — „würde d e r nicht ok seinem Sohn vergeben, wenn der zu ihm träte und sagte: Vatter, ick hab' meine Sache nicht so ganz jut gemacht und etwas den Brei verbroddelt, alleene ich meinte es jut, darum keene Feendschaft nich!" Der Bauer sagte dies nicht in heiterm Tone,

sondern mit einer Stimme und einer Miene, als stände er an dem Grabe seines einzigen Kindes.

Der Obrist wendete sich zu den Umstehenden und sagte mit einem raschen Entschlusse, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, als verjage er einen bösen Fiebertraum: „Laßt mir Zeit, Freunde, Kinder — laßt mir Zeit! —“

Sie wichen Alle zurück.

Der Obrist sank auf die Bank zurück und saß hier, das Haupt wie nachsinnend gesenkt, die Hände in den Schooß gefalten. Die Morgensonne warf ihre feurigen Strahlen wie eine Glorie um sein Haupt.

Hohenheim umschlang Louisen, und Paul in ihre Mitte ziehend, rief er leise: „So sitzt die ehrwürdige, alte, ruhmvolle Zeit vor uns! Achtet dieses Bild Ihr Neuern! Erkennet an, daß Ihr Söhne glorwürdiger Väter seid, die ihre Pflicht erfüllten, und ruhmgekrönt in das Grab niederstiegen. O! Ihr habt noch nichts gethan, um denen zu gleichen, die ihr Leben mit Thaten füllten, nicht unwerth von Geschlecht zu Geschlecht zu tönen, und das Lob künftiger Jahrhunderte zu bilden. Beugt Euch — beugt Euch vor der alten, biedern Preußenehre!“ —

* * *

Es bleiben uns nur wenige Worte zu berichten übrig. Da unsere Erzählung unmittelbar die Tage, die wir selbst eben erlebt haben, berührt, so können wir natürlich, so gerne wir es wollten und so sehr wir einsehen, daß dies auch die Pflicht jedes Erzählers ist, über den endlichen Schluß der Lebensschicksale unserer hier auftretenden Personen nichts berichten. Wir können jedoch den Leser versichern, daß er nicht sehr weit von dem Ziele abirrt, wenn er annimmt, daß Louise und Hohenheim noch im Laufe des Jahres ein Paar werden, und daß der Obrist sich nach und nach daran gewöhnen werde, seinen verirrten Sohn mit mildern Augen anzusehen. Mit Augen der Liebe sieht ihn die Tochter Neuwardt's jetzt schon an — dessen können wir den Leser versichern. Was den Herrn Sigribi betrifft, so drängen ihn seine Gläubiger seit einiger Zeit so ungestüm, daß nicht zu glauben ist, er werde die schöne Rosa Scholz lange in Ruhe lassen mit seinen erneuten Anträgen um Beschleunigung der Hochzeit. Wenn

es uns gelungen ist, das zärtliche Herz der Putzmacherin nach der Natur treffend zu schildern, so haben wir damit schon längst die Voraussetzung beim Leser erweckt, die interessante Dame werde ihren Bewerber nicht unerhört schmachten lassen. Der junge Bürgergardist Oskar, und der Maler der Susanne, Herr Joseph Gabriel Kriphuber, mußten sich schon mit den Beschlüssen ihres Schicksals, wohl oder übel, zufrieden erklären. Für Oskar Laubmann möchten wir aber — und vielleicht bittet der Leser mit — eine schöne, lohnende Zukunft erbitten.

Verlags-Bericht

von

Franz Schlodtmann in Bremen.

Michaelis-Messe 1848.

Die hier angezeigten Werke sind sämmtlich im Laufe des Jahres erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu den dabei bemerkten Preisen zu beziehen. —

Deutschland und die Hugenotten.

Geschichte

des

Einflusses der Deutschen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältnisse im XVI. Jahrhundert,

von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis zum Gesetz von Nantes (1531 — 1598).

Von

F. W. Barthold.

Erster Band. gr. 8. fein Velinpapier. geh. Preis $2^1/_2$ Thlr.

Vlämisch-Belgien

von

Gustaf Höfken.

Zwei Bände, mit dem Portrait von J. F. Willems.

Preis: $3^1/_3$ Thlr.

Der Wahnsinn

in seiner

psychologischen und socialen Bedeutung

erläutert durch

Krankengeschichten.

Ein Beitrag zur praktischen Philosophie

von

Dr. Karl Wilhelm Ideler,

Professor der Medizin und Lehrer der psychiatrischen Klinik an der Friedrich=Wilhelms=Universität, dirigirendem Arzte der Irrenabtheilung an der Charité, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede und Correspondenten.

Erster Band. gr. 8. fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Schwarze und Weiße.

Skizzen aus Bourbon

von

Dr. G. Oelsner=Monmerqué.

Motto: Per me si va tra la perduta gente . . .

Erste Abtheilung: Sklavenhandel. —
Zweite Abtheilung: Colonialleben.
Anhang: Klimatische und Bodenverhältnisse auf Bourbon.
Die Insel Madagascar.

Fein Velinpapier. geh. Preis $1^1/_3$ Thlr.

Politische

Denkwürdigkeiten

aus

Oelsner's Schriften.

Herausgegeben

von

Dr. G. Oelsner-Monmerqué.

gr. 8. Fein Velinp. geh. Preis 1 Thlr. 26 Ngr.

Die

Kinder der Fremde.

Novelle

von

C. Reinhold.

8. fein Velinpapier. geh. Preis 1½ Thlr.

Real und Ideal.

Novelle

von

C. Reinhold.

8. fein Velinpapier. geh. Preis 1½ Thlr.

Die

Karfreitags-Christen.

Novelle

von

C. Reinhold.

8. fein Velinpapier. geh. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gesammelte

Novellen u. Erzählungen

von

C. Reinhold.

Erster bis dritter Band. 8. Fein Velinpap. geh. Preis $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Geschichte

der

Römerherrschaft in Judäa

und der

Zerstörung Jerusalems

von

J. Salvador.

Deutsch von Dr. Ludwig Eichler.

2 Bde. mit 4 Karten. gr. 8. fein Velinpap. geh. Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Royalisten.

Novelle

von

A. von Sternberg.

8. fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr. 24 Ngr.

Werner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Neupreußische Zeitbilder

Bd.: 1.

Bremen 1849

P.o.germ. 1420 dh-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312058-7